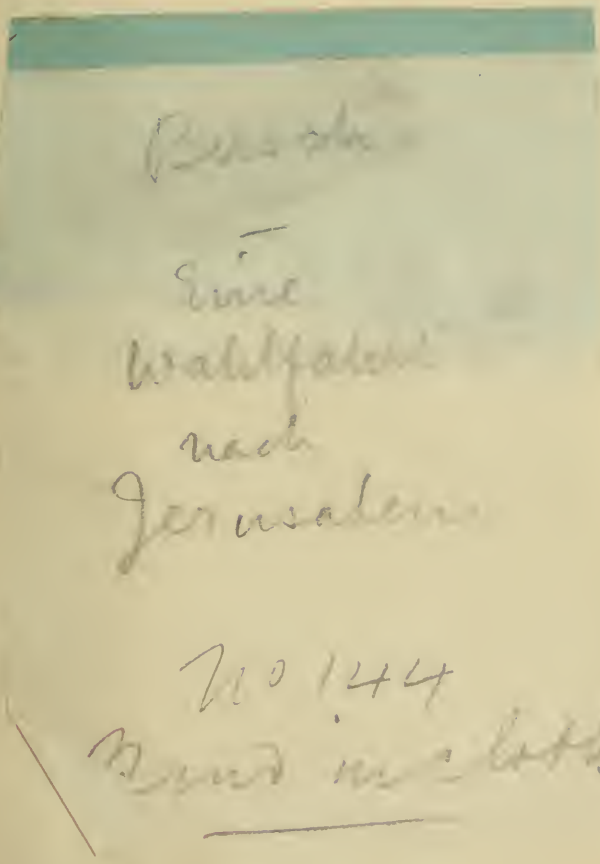
UNIV. OF
TORONTO
LIBRARY

Digitized by the Internet Archive
in 2009 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/einewallfahrtnac00busc



Ein

Busch

Eine
Wahlfahrt
nach
Jerusalem

No 144
Bund in cloth

HPa
B977aW

Eine

Wallfahrt nach Jerusalem.

Bilder ohne Heiligenscheine

von

Moritz Busch.

Dritte verbesserte Auflage.

Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow
1881.

8503
21/11/90

I.

Bilder ohne Heiligenscheine.

enn es Menschen geben soll, welche gelb oder grün sehen, was dem normal Organisirten roth oder blau erscheint, so könnte es für den Physiker interessant sein, einen solchen Kranken die oder jene Gegend beschreiben zu hören, richtiges Colorit aber werden wir seiner Schilderung nicht nachrühmen dürfen.

Dasselbe gilt von den weit häufigeren Andern, welche, befangen in gewissen für das betreffende Stück Erde günstigen oder ungünstigen Vorurtheilen, die Formen und Farben, die sie erst sehen sollen, die Stimmung, die sie erst vor dem Gegenstand selbst überkommen soll, schon mitbringen, sie unbewußt auf die Wirklichkeit übertragen und so statt der Wahrheit entweder nur ihr bereits fertig gewesenes Phantasiebild, oder doch eine mit diesem gemischte, von diesem vergrößerte oder verkleinerte, beschattete oder verklärte Erinnerung mit nach Hause nehmen.

Amerika ist das Land der Freiheit, und so haben wir erlebt, daß Einige trotz des ungeheuern Schattens der Negersklaverei nichts als die Sonne und den Segen der Freiheit dort glänzen sahen. Amerika ist das Land der materiellen Interessen, und so wußten

Andere von dort nichts als über diese, über die mächtigen Regungen in den schwärmerischen Secten aber und über die starken Interessen des Ostens für höhere Kenntniß und Wissenschaft nichts oder nur Kärgliches zu berichten. Palästina ist die Terra Santa, Jerusalem die heilige Stadt dem Christen, dem Juden, selbst dem ungläubigen Sarazenen, der nach keinem der hier gemachten göttlichen Testamente zu erben hat. Ueberschwängliche Gemüther preisen sie sogar als die dreimalheilige, und so nimmt es uns nicht Wunder, wenn Hunderttausende von Pilgern hier nichts als Heil und Heiligkeit geschaut haben.

Wie es gewisse Gegenden giebt, deren Natur uns mit ihrem Zauber umstrickt: die Wüste mit den Luftspiegelungen ihrer Einsamkeit, der Urwald mit seinem mystischen Dunkel und seinen geheimnißvollen Stimmen, tropische Stromlandschaften mit unerforschten Hintergründen, so üben auch gewisse Zeiten einen magischen Einfluß auf die Menschenseele. Zu jenen Gegenden zählt Palästina als ziemlich prosaisches Bergland nicht. Wohl aber gab es eine Zeit, wo Jerusalem und seine Umgebung für die gesammte christliche Welt eine Region voll Zauber und Wunder war. Diese Zeit ist das Mittelalter, die Periode, wo das Abendland von der Kirche beherrscht war, wo man nur den einen Factor unsrer modernen Bildung, das Christenthum, und auch dieses nicht im Lichte der Kritik kannte, und wo der Mensch sein Heil außer sich zu suchen gewöhnt war.

Die Schaaren, die mit Muschelhut und Stab, oder mit Schwert und Harnisch damals nach dem Morgenland aufbrachen, gingen wirklich in dem Glauben, sich dort die Seligkeit zu erobern. Wenigstens war der Geist der Völkerwanderung, der als Naturtrieb in diesen Zügen fortwaltete, bis er durch die Entdeckung des transatlantischen Festlandes andere Ziele erhielt, auf das Stärkste mit religiöser Sehnsucht erfüllt, und wenn mancher der Theilnehmer an denselben auch weniger idealen Beweggründen gehorchte, so war der Glaube doch im Ganzen und Großen die Macht, welche

die Völker das Kreuz nehmen hieß, und die Sehnsucht Vieler wird an Ort und Stelle wirklich gefunden und vernommen haben, was sie erstrebte. Es war eine gährende, unklare, unbefriedigte Welt, reich an Glauben, arm an Gewissen. Das Gefühl der Sünde, das Bedürfniß, sie zu büßen, sich ihrer zu entledigen, war vorhanden, aber der Altar, wo dies geschehen konnte, lag in der Ferne, und die Befriedigung, die man suchte, erfolgte mehr durch das Medium der Phantasie als durch den Willen. Nicht der Richter im Herzen, sondern der Richter in Rom konnte binden und lossprechen. Nicht die Arbeit an sich verhalf zur Gerechtigkeit, sondern die magische Gnade, die man sich durch die üblichen Gebete, heilige Wanderschaft, Küssen von heiligen Steinen, Knochen und Holzsplittern erwarb.

Das beste der guten Werke dieser romantischen Zeit war die Wallfahrt zum heiligen Grabe, der größten aller Reliquien, dem reichsten Brunnen des Heils für die von der Sünde geängstete Phantasie. Jeder Schritt, den der Pilger that, jeder Schwertschlag, den der Kreuzritter führte, war eine Arbeit für Christus, die dessen Gnade erwarb, und wenn sie dann nach Mühen und Gefahren sich durch die böse Welt hindurch gekämpft hatten und die heilige Stadt von ferne erblickten, so sahen sie dieselbe im Glanze des Siegs, den sie als Glaubensstreiter gewonnen, im Lichte des Lohns, den die Kirche verheißen. Die Phantasie war auf das Mächtigste erregt. Das ganze Land schwamm in Goldgrund, schwebte zwischen Himmel und Erde. Wie eine riesige Monstranz, umgeben von einem Strahlenkranz gleich einem Sonnenaufgang, leuchtete vor ihnen die anbetungswürdige Stadt. Tiefste Befriedigung, höchste Verzückung füllte das Herz, und das Auge schaute Hallucinationen, in denen sich die Gestalten und Farben des himmlischen Jerusalem mit denen des irdischen mischten. Die Thore schimmerten von apokalyptischen Edelsteinen, vor dem Heere zog Erzengel Michael, der Drachenstreiter, einher auf weißem Roß, die Leute der Stadt, die als Christen vom Schwert verschont geblieben, zeigten Flämmchen

auf den Häuptern, wie einst die Jünger am Pfingstfest, die Mönche kamen den Wallfahrern mit Heiligenscheinen entgegen, auch die Fürsten waren statt der Kronen mit Glorien geschmückt, der Pilger wandelte, nachdem er das Thor passirt, im Himmel, entrückt allem Gemeinen. Diese Empfindung brachte er, wenig oder nicht gestört durch den moralischen Schmutz, der sich bald nach dem ersten Siege hier anhäufte, mehr oder minder warm in die Heimat zurück und war darin selig.

Aehnlicher Seligkeit wird noch jetzt der Pilger der morgenländischen Kirche theilhaft, welche in unsrer Zeit allein noch das volle Mittelalter repräsentirt, und zwar nähert sich seine Befriedigung dem geschilderten Grade in dem Maße, als seine Mühen und Gefahren sich denen der alten Wallfahrer nähern. Es ist nicht der große stürmische Zug mehr, der damals durch die Welt ging, aber der Einzelne mag bei seiner Unbildung und der Art, wie ihn seine Kirche Befreiung von der Sünde und Antheil an den Segnungen des Himmels in äußerlichen Dingen suchen heißt, noch immer in Jerusalem großes Heil sehen und eine Fülle von jenem magischen Einfluß auf die Einbildungskraft mit heim nehmen können, welche die Pilger der romantischen Zeit in sich aufnahmen.

Das heutige Abendland ist solchem Empfinden und solcher die Wirklichkeit umbildender Phantasie bei weitem fremder.

Der Katholicismus, durch Luthers Kraft mit reformirt, wird das Gefühl der Beseligung, welches die Wallfahrt einst gewährte, nur noch schwach und keinenfalls mehr in der Weise haben, wo es den Himmel über die Erde ausgegossen sieht. Wäre es anders, so würde, da die romanischen Länder und Oesterreich von der syrischen Küste nicht weiter entfernt liegen als Rußland, und die Nationen jener Landstriche wohlhabender als die des Ostens sind, die Betheiligung der Franken an den jährlichen Pilgerzügen nach Jerusalem weit stärker als die der orientalischen Christen sein. Aber während von dort im Osten um die Osterzeit ein Strom von

vielen Tausenden nach den heiligen Stätten fließt, sickert von hier nur ein dünnes Bächlein von einigen Hunderten dahin.

Noch weniger wird der Protestant hier seinen Frieden finden. Er wird, selbst wenn er zu den Gläubigen zählt, zu Rührung und Begeisterung erst auf künstlichem Wege, durch Reflexion, durch Gedanken an die Vergangenheit, nicht durch Einwirkung der Gegenwart gelangen, die nur dem von Luther überwundenen Mittelalter das Heil verkörpert bieten konnte.

Der gebildete Protestant wird dazu am Wenigsten befähigt sein. Wenn es dem Gebildeten allerdings begegnen kann, daß ihn die vorhin angedeutete Magie der Natur mit Phantasmagorien überrascht und auf Augenblicke über die Wirklichkeit täuscht, so wird er sich doch über kurz oder lang zum Widerstand ermannen und die Kraft wiedergewinnen, sich dem Bann zu entwinden, den Traum als Traum zu erkennen. In den Fall aber, im heiligen Lande von täuschenden Träumen befallen zu werden, kann er überhaupt nicht kommen. Niemals kann es geschehen, daß ihn die Kritik verläßt, niemals, daß sich in ihm die Meinung regt, ein Aeußerliches, ein Stein, eine Stadt, ein Land könne ihm Heil gewähren, ein Grab Leben in sich bergen. Er sieht in den sogenannten heiligen Orten im besten Falle nur solche, wo einmal Heilige gewandelt haben. Heiligkeit ist dadurch für ihn an diese Orte so wenig gebunden als Größe an die Reliquien, die Häuser und Gräber, die Degen und Federn großer Männer der Vergangenheit.

So sollte man meinen. Da lesen wir aber in gewissen Reisebeschreibungen der neuesten Zeit, daß es doch Ausnahmen zu geben scheint, denen „eine Stunde auf Golgatha das Auge so verklärte, daß sie Alles im Glanze eines neuen Lichtes schauten," und die mit diesem erleuchteten und geschärften Gesichtssinn dann allerlei Erhabenes, Begeisterndes und Beseligendes erblickten, woraus sich ihnen zuletzt ein Gesammtbild von Jerusalem gestaltete, an welchem die Schatten kaum bemerkbar, die Heiligenscheine der Dinge und

Personen aber um so größer und heller sind. Ueber die Schatten haben diese Berichterstatter sich kurzgefaßt mit der Erklärung hinweggetröstet, „daß die Stadt, einst die allerschönste, jetzt die Knechtsgestalt trägt, welche Strafe der Sünde ist" — beiläufig ein sehr unpassendes Bild, da es von Christus hergenommen ist, der nach der Bibel Knechtsgestalt annahm, sich erniedrigte, aber nicht um damit seine Sünden zu büßen. Die Schatten gelten diesen Enthusiasten als Nebensache, die Heiligenscheine aber sind ihnen um so stattlicher gerathen, als ihr auf Golgatha verklärtes Auge in die Gegenwart „die Herrlichkeit jener Zeit" hereinleuchten sah, „da sie zu Zion predigen werden den Namen des Herrn und sein Lob zu Jerusalem, wenn hier die Völker zusammenkommen und die Königreiche, dem Herrn zu dienen."

Diese begeisterten Schwärmer gehören der gebildeten Klasse an, sind Protestanten. Sie können im Ernst nicht so empfunden haben. Sie müssen den Maßstab des Gewissens an die betreffenden Zustände, den Maßstab geschichtlicher Kritik an die Dinge gelegt und dabei sich überzeugt haben, daß beinahe alles, was hier getrieben wird, Aberglaube und Heidenthum der rohesten Art ist, daß der Greuel der Lüge, der Frevel des Unfriedens und die Fülle von Selbstsucht, die sich um das heilige Grab gruppirt, die Erinnerungen an die heilige Vergangenheit weit überragt. Sie müssen im Vergleich mit dem Bilde, das sie sich von jener Vergangenheit machen, gefunden haben, daß der Himmel sich über diesen Stätten längst geschlossen hat, um sich anderen Orten zu öffnen. Sie haben sich daher nur künstlich in Verzückung hineingeredet, und ihr angebliches Schauen war entweder Selbsttäuschung oder Absichtlichkeit. Mit andern Worten: entweder wähnten sie nur jene Herrlichkeit des heutigen Jerusalems zu empfinden, oder sie behaupten sie empfunden zu haben zur Erbauung Anderer oder weil ihnen die Kanzelphrase zur andern Natur geworden ist.

Erscheinen uns jene naiven Wallfahrer der alten Zeit als Kranke, die im Fieber *phantastischer* Andacht beseligende Vi-

sionen hatten, so könnte man diese modernen Jerusalemspilger mit ihrer reflectirten, bewußten Inbrunst eingebildete Kranke nennen, wenn sie ihren ungesunden Blick, der sie die gelbe Verwesung für rothes Leben, den grünen Sumpf für den blauen Himmel ansehen ließ, nicht gerade für höchste Gesundheit hielten.

Es sind vorzüglich unsre romantischen Theologen, die sich in solchen Schwärmereien gefielen. In gleicher Weise wie die romantische Schule in Poesie und Kritik versetzen sie sich in eine Anschauungsweise, die ihnen ihrer ganzen Bildung nach eigentlich fremd ist. Wie jene, nachdem sie erkannt, daß gewisse alte Dichter darum klassisch geschrieben, weil ihrem Gemüth der Inhaft ihrer Poesie glaubensvolle Gegenwart war, sich denselben Glauben aneignen zu müssen meinten, um Klassisches zu leisten, so bestreben sich diese in der Meinung, daß das Mittelalter in der Hauptsache die gute alte Zeit auch für das religiöse Gebiet sei, in der Weise wie das Mittelalter zu empfinden. Sie sind lediglich durch das Gefühl des Gegensatzes gegen die Aufklärung dahin gekommen, im Sinn einer vergangnen Welt zu sprechen.

Besonders künstlich und besonders unschön und unwahr ist die Vorliebe dieser Herren für die Passion, und hierin weichen sie von denen ab, welchen sie sonst nachzufühlen bestrebt sind. Die alte Kirche, auch der alte Protestantismus war von dieser sentimentalen Auffassung der Geschichte Jesu fern. Ihnen war Christus viel weniger der Knecht gewordene Gott, der blutende Kreuzträger, als der siegstrahlende Himmelskönig, der Erlöser und Ueberwinder. Darin aber lag schon im Keim die Ahnung dessen, was die heutige Bildung sich zum Bewußtsein gebracht hat.

Das heutige Jerusalem und seine Umgebung muß zunächst aus der Physiognomie und dem Geiste des gesammten heutigen Morgenlandes begriffen werden, und diese wieder treten uns in einigen Hauptbeziehungen vielleicht am Deutlichsten entgegen, wenn wir sie mit der Physiognomie und dem Geiste Amerikas vergleichen, welches die Eigenschaften des Abendlandes im Extrem

darstellt. Wie Amerika im eminenten Sinn die neue, die junge Welt ist, so ist der Orient die alte. Stünde der Sprachgebrauch nicht schon fest, so würden die beiden die Namen tauschen können: hier die frische Bewegung des Morgens, dort die Ruhe des Abends.

Schon die Erde zeigt eine wesentliche Verschiedenheit: im transatlantischen Westen grüne jugendliche Wälder, Meilen auf Meilen von blumigen Wiesen, volle Ströme, Berge, aus denen die Fülle des Erzes zu Tage quillt, im Osten dagegen baumlose Gebirge, gleich den dürren Rippen und Hüften des Alters, rasenlose Flächen, versiegende Gewässer, erschöpfte Bergwerke. Während dort sich allenthalben die Wildniß lichtet, die Wüste zurücktritt, erobert hier die Einöde alljährlich mehr von der Cultur zurück, frißt der Ruin wie eine Krankheit in die alten Städte und Landschaften hinein, ziehen sich Wüstenstreifen wie Runzeln über das Antlitz des Landes.

Die Sonne hat ihr Gesicht nicht von dieser Region abgewendet, und der Segen des Regens fällt wie vor Alters herab. Es sind die Menschen, die ihr Erbgut verkommen lassen. Jenseits des Oceans allenthalben junges, rasch pulsirendes Blut, behendes, keckes, oft bubenhaftes Thun und Treiben, lebhafteste, nicht selten wüste Gährung, Unternehmen auf Unternehmen; dort im Osten des Mittelmeeres überall stockende Säfte, versagende Kräfte, eine stehen gebliebene Wissenschaft, ein verkümmertes Gewerbsleben, ein erstarrtes Staatswesen, eine verfallene, vertrocknete Religion, greisenhaftes Resigniren, brütende Beschaulichkeit. Der Westen giebt nichts auf das Herkommen, er geht mit dem Bewußtsein, auf den Schultern seiner Väter zu stehen, bis zur Impietät. Dem Osten gilt der überlieferte Brauch höher als das Gesetz. Amerika ist voll Nachahmungstrieb und Lernbegier bis in die untersten Schichten. Der Orient ahmt nur gezwungen nach, und er hält es für genug, zu wissen, daß Einer ist, der Alles weiß. Die Schreibkunst wird nicht so sehr des Schreibens halber, als des weißen Turbans wegen erlernt, welchen zu tragen sie berechtigt. Arabische Christen schicken ihre Kinder in die Freischulen der Missionäre nicht weil sie die

dargebotene Kenntniß für nützlich halten, sondern weil jene sie für die Bereitwilligkeit, ihre Sprößlinge unterrichten zu lassen, bezahlen sollen; selbst dafür zu bezahlen wäre ihnen thörichte Verschwendung. Wissenschaften, die mit dem Leben zu thun haben, sind gering geachtet, als die Krone aller Gelehrsamkeit gilt die graue Scholastik. „Historische und geographische Werke," äußerte der erste Gelehrte des heutigen mohammedanischen Jerusalem, „kann jeder Pinsel schreiben; der Werth des wahren Weisen bemißt sich nach seinen scholastischen Leistungen." Im Gespräch mit Fremden ist der Amerikaner ein unermüdlicher, oft lästiger Frager, wißbegierig, wenigstens neugierig. Im Orient dagegen ist eine Unterhaltung zwischen Fremden in der Regel nur ein Austausch conventioneller, seit unvordenklicher Zeit feststehender Phrasen. Man hat kein Interesse sich mitzutheilen und sich mittheilen zu lassen. Wir fragen, was für ein Charakter der neue Pascha und welches seine Stellung zum Volke ist, und der Turbanträger antwortet durch die Wolken seiner Pfeife: „Allah beschütze ihn!" Wir erkundigen uns nach dem Zustand von Ortschaften, wo kürzlich Krieg oder Aufstand geherrscht hat, und die Erwiderung lautet: „Sie sind in der Hut Allahs!"

Das Motto des Abendlands ist ein ungeduldig drängendes „Go ahead!" — vorwärts in die Schwierigkeit hinein, über das Hinderniß hinweg; das Motto des Morgenlandes ein in die Fügung des Schicksals ergebenes „Maschallah!" — wie Gott will; er weiß es ja am Besten, und wer kann sein Loos ändern! Den Amerikaner denken wir uns stets schreitend, zeigt doch seine Erfindung des Schaukelstuhls, daß er selbst sitzend sich bewegen muß. Den Orientalen dagegen stellen wir uns am liebsten ruhend vor, wo nicht auf dem Divan, doch im Sattel, denn selbst sich bewegend muß er sitzen. Seine Kleider sind malerisch, aber nicht zum raschen Gang gemacht, seine Pfeife, mit der man nicht die kleinste Arbeit thun kann, sticht auffallend und sehr charakteristisch gegen den kurzen Stummel aus Mississippirohr und schlechtem Thon ab, mit

welchem der Amerikaner alle Arbeit verrichten kann. Der Amerikaner sieht seine Zeit wie Geld an, spricht mit dem Telegraphen, reist mit der Locomotive, säet und erntet mit Dampf. Der Orientale weiß nicht einmal, daß die Zeit überhaupt einen Werth hat, er redet langsam, weil der Gedanke ihm in schwerfälliges, weitfaltiges Bildergewand gehüllt ist, er bewegt sich langsam in der Art der Väter von Ort zu Ort, bedient sich des Pflugs, der vor dreitausend Jahren schon seine Felder ritzte, der einfachsten Mühle, des alterthümlichsten unbehilflichsten Schiffes. Der Yankee hat sein Geld in der Bank, wo es lebt und wirbt; der Türke und Araber vergräbt es in die Erde oder trägt es ebenso todt in kostbaren Säbelgriffen und Pistolenkolben, juwelenbesetzten Pfeifenspitzen und seidenen Prachtgewändern mit sich herum.

Werden wir diesen Mangel an Leben und Streben tadeln? Wer tadelte einen Greis seiner Langsamkeit, Hinfälligkeit und Entsagung halber? Wer das Feld, das erschöpft nach der Brache verlangt, oder den Arbeiter, der nach vollbrachtem Tagewerk ermüdet sich der Ruhe hingiebt? Der Orient hat seine Arbeit gethan, seine Früchte geliefert und die Fortsetzung an die westliche Welt abgegeben, wie in der alten Zeit an den Hellenen und den Römer, so jetzt an die Nationen germanischen Stammes. Von dem einstigen Schwung ist ihm nur in seinem Stolz gegenüber dem Abendland, von seiner einstigen Größe nur in seiner Haltung ein Rest geblieben, und in dieser Haltung liegt sein einziger Vorzug vor dem Menschen des fernen Westens. Der Orientale ist ein herabgekommener Vornehmer, der Amerikaner ein emporgekommener gemeiner Mann. Selbst der niedrige Fellah, selbst der Bettler verräth durch würdevolles Geberdenspiel und anmuthige Sprache nicht selten etwas von dem Erbe einer adeligen Zeit; selbst die Upperten und Cavaliere Amerikas zeigen häufig die gemeinen Manieren, das unsichere Selbstgefühl und die geringe Herrschaft über ihre Leidenschaften, wodurch sich der Parvenu kennzeichnet. Dort umschweben den Geist verdunkelte Erinnerungen an eine macht- und lichtvolle Vergangenheit,

die der Armuth und Unfruchtbarkeit der Gegenwart gegenüber wie ein Erzeugniß überirdischer Gewalten erscheint, an welterobernde Propheten und Könige, schwungvolle Dichtungen, glanzreiche Städte, Tempel und Burgen. Hier entwickelt sich ohne Himmel, ohne Poesie, ohne Wunder, aber voll Pläne und Keime für die Zukunft, eine völlig neue Welt.

Auf den Abend aber folgt die Nacht, auf das Altwerden das Sterben, und diese Katastrophe ist nahe. Die alte Zeit, im Westen längst gestorben, schickt sich auch im Osten zum Verscheiden an. Die Ruhe ist in Fäulniß, die Brache in Versumpfung übergegangen. Der Islam, einst der Mond neben der Sonne des Christenthums, ist jetzt nur ein halber, abnehmender Mond. Die Religion Mohammeds gleicht heutzutage dem Judenthum zur Zeit Christi, und dem Christenthum zur Zeit der Reformation. Sie ist ein leeres Gefäß, ein bloßes Gebäude von unfruchtbaren Formeln und Riten, starren unbildsamen Dogmen, nur noch von Einfluß auf die Phantasie, nicht auf Herzen und Gewissen. Aber wenn jene die Kraft hatten, sich zu verjüngen, so scheint diese hier vollkommen zu mangeln, und nur der Phönix lebt ewig. Doch trifft dies nicht bloß den Islam, der nur eine von den Lebensformen des Orients ist. Ganz ähnliche Erstarrung hat sich auch der verschiedenen christlichen Secten des Morgenlandes bemächtigt, und manche derselben, die koptische Kirche zum Beispiel, stehen weit tiefer als jener. Die „feine äußerliche Zucht, Fasten und leiblich sich Bereiten" wird fleißig und mehr als billig gehandhabt. Der Glaube aber ist in Aberglauben verkehrt, und von einem Einfluß der Religion auf das Leben ist nur insofern die Rede, als derselbe die Secten von einander trennt, sie gegen einander bewaffnet und in den Kampf treibt.

Es ist mit sehr geringen Ausnahmen die absolute moralische Gleichgültigkeit, die in diesen Gebieten ihre Herrschaft aufgeschlagen hat, und die namentlich in den arabischen Theilen des Orients alles vergessen zu haben scheint, was die Menschen hier einst über die Barbarei erhob. Achtung und den Ruf eines Tugendhaften erwirbt

sich hier der Reiche, der viele Aecker, Heerden und Kinder hat, der Richter, der Recht zu sprechen und seinen Vortheil dabei zu wahren weiß, ohne starken Anstoß zu erregen, der Rathgeber, der nie vorlaut und nie heftig seine klare Meinung klar vorzutragen versteht, der Prunkliebende, der seinen Werth auch äußerlich kund giebt, der Bluträcher, der unbarmherzig und ohne auf den von der Sitte gestatteten Blutpreis einzugehen, den an seinen Verwandten begangenen Mord mit Gleichem vergilt, der Schweigsame, der seinen Haß bis auf gelegene Zeit im Herzen begräbt, der Träge, der gemeine Arbeit verschmäht, der Gewissenhafte, der seine Fasten hält, die vorgeschriebenen Gebete zu rechter Zeit hersagt und im Uebrigen den Schein wahrt, kein Bedrücker der Armen und Schwachen zu sein. Liebe, Verzeihung, Erbarmen, Tugenden, die auch hier einst in schönen Beispielen vertreten waren, Opferwilligkeit und Großmuth sind der großen Masse unter Moslemin wie unter Christen fast unbekannte Dinge.

Darnach möge man Jerusalem zunächst beurtheilen. Dazu kommt aber noch, daß die Stadt eine beträchtliche Anzahl von Mönchen und Priestern verschiedener orientalischer Kirchen birgt, deren Fanatismus stets im Streit mit den Andersgläubigen liegt, und deren sehr weltliche Bestrebungen sich der Natur der Sache nach in das Gewand der Heiligkeit kleiden müssen, die wir Scheinheiligkeit nennen. Dazu kommt endlich, daß Jerusalem ein Wallfahrtsort ist. Wallfahrtsorte haben immer etwas von Badeorten und Meßplätzen, und die dreimal heilige Stadt macht davon keine Ausnahme, sie ist genau so eifrig auf möglichste Ausbeutung des ihr verliehenen Vorzugs bedacht als ihre weltlichen Schwestern. Das heilige Grab und seine Dependenzien sind eben so viele Quellen des Heils, die Klöster Ablaßbuden. Wer dort im Heil baden, sich hier die ewige Seligkeit Schwarz auf Weiß holen will, hat zu bezahlen und oft über die Taxe zu bezahlen.

Beispiele dafür werden die folgenden Capitel bringen. Hier nur soviel, daß, wenn Engel jetzt über der Stadt noch das Tris-

haginm singen sollten, es gewiß keine von den weißen sein werden. Die drei Heiligkeiten, die sie zu preisen hätten, sind: unchristlicher Hader, traurigster Egoismus, Lüge, der das Heucheln so zur andern Natur geworden ist, daß sie sich für Wahrheit hält.

Die Osterwallfahrten nach der Terra Santa und ihrer Hauptstadt sind die Fortsetzung der Pilgerzüge des Judenthums nach seiner Tempelstadt mit ihrem Zubehör von Wechslern und Taubenkrämern, Pharisäern und Schriftgelehrten, und sie sind nicht einmal so viel; denn dort wohnte für den Glauben der Pilger zwischen den Flügelspitzen der Cherubim im Allerheiligsten der lebendige Gott, hier kniet und räuchert und psalmodirt der Aberglaube vor einem leeren Grabe.

Jerusalem ist, im Lichte der Bildung und des gesunden unverblendeten Menschenverstandes betrachtet und mit dem gewissenhaften Streben geschildert, alle Farben und zugleich alle Schatten wiederzugeben und nur den Heiligenschein wegzulassen, der bei jenem Lichte so wenig zu sehen ist, wie die Sterne bei Sonnenlicht, im Kleinen dasselbe Bild, welches auch die abendländische Welt darbieten würde, wenn sie durch das große segensvolle Revival der Reformation nicht gereinigt worden wäre. Darin allein liegt das Interesse, welches eine Reise nach der Terra Santa für den Gebildeten hat. Eine solche Reise ist eine Reise aus den Grenzen der Gegenwart in das Mittelalter zurück, und nur wem dieses die gute alte Zeit ist, wird sich befriedigt finden.

2.

Meerfahrt. — Korfu. — Syra. — Erinnerungen an Griechenland.

Wenn ein Reise-Handbuch des sechzehnten Jahrhunderts Pilgern nach dem heiligen Land unter den Dingen, mit denen sie sich auszurüsten haben, vor Allem einen großen Sack voll Geduld ans Herz legt, so gilt das in gewissem Maß noch heute, und zwar in Zeiten, wo in irgend einem Theile des türkischen Afrika die Pest geherrscht oder auch nur gedroht hat, zunächst von der Meerfahrt. Es ist wahr, einst bedurfte man mindestens zwei, oft vier, bisweilen sechs Monate, um von Venedig, dem damaligen Einschiffungsort der deutschen Wallfahrer, nach dem Gestade von Jaffa oder Akka zu gelangen, und jetzt legen wir die Strecke sogar in jenem ungünstigen Falle in einem Zeitraume zurück, mit dem sich selbst die schnellsten Fahrten der Pilgergaleeren von ehedem kaum vergleichen lassen. Allein in demselben Grade, in welchem der Dampf die Seereise verkürzt hat, ist auch unser Anspruch auf rasche Beförderung gestiegen, und wenn in andern Fällen der Art Wünsche, die weiter gehen als die Wirklichkeit, Tadel verdienen, so sind sie hier vollkommen berechtigt.

Wir glauben daheim nach einem Vergleich der Landkarte mit der Tabelle der Lloydfahrten, nach welcher Alexandrien in weniger

als fünf Tagen erreicht wird, spätestens in zwei weiteren Tagen die Küste Palästinas begrüßen zu können, und siehe da, in Triest sagte man mir, als ich am 7. April 1859 dort eintraf, daß die Reise nicht direct über Alexandrien, sondern zunächst nach Syra und Smyrna führe, und daß man zur Fahrt bis Jaffa volle zwei Wochen bedürfe. Der schlichte Verstand meint, das sei gerade soviel Zeit, als ein Dampfer braucht, um von Bremen nach Newyork zu gelangen, und eine Wallfahrt von Triest nach Jerusalem über das ägäische und jonische Meer möchte ungefähr eben so genau den geradesten Weg bezeichnen, als eine Reise von Berlin nach Paris über St. Petersburg. Der Verstand der osmanischen Regierung aber folgt einmal — wofür wäre sie auch der kranke Mann? — andern Regeln als gesunder Menschenverstand. Die türkischen Hafengesetze legen in Pestzeiten allen Schiffen, die von Aegypten kommen, eine fünftägige Quarantäne auf, gleichviel ob die Pest dort herrscht oder nicht, und die europäischen Dampfer können sich dem begreiflicherweise nicht unterziehen, ohne Schaden zu leiden. Daher der Umweg, die Zickzackreise, die Verzögerung der Ankunft in Palästina um eine volle Woche. Bitten um Abänderung pflegen nichts zu fruchten. Die Quarantänebeamten erhalten während des Pestverdachts doppelten Gehalt, und derselbe wird ihnen prompt ausgezahlt; also darf, so folgern diese Beamten, wenn Allah die Pest wieder einschlafen läßt, wenigstens der Pestverdacht so lange wie irgend möglich nicht einschlafen. Daß die Quarantäne, Zeiten wirklicher Gefahr ausgenommen, überflüssig ist, daß sie den Verkehr stören muß, daß Zeit Geld ist, geht nicht in einen türkischen Kopf, auch in keinen jungtürkischen.

So hat der Reisende in solchen Zeiten sich zu bescheiden, sich mit der Aussicht zu trösten, daß der Umweg ihn an mancherlei schönen Gegenden vorüberführen wird, und sich für solche Tage, die keine Sehenswürdigkeiten bieten, den Sack mit Geduld handgerecht zu legen, den das alte Reisebuch empfiehlt. Sendet ihm sein guter Stern dazu noch erträgliche Gesellschaft in die Kajüte, ge-

währt er ihm gelegentlichen Wechsel in der Unterhaltung mit den Gefährten — selbst die besten werden auf der See mitunter ungenießbar — so läßt sich's aushalten, und der Verfasser nachfolgender Mittheilungen hat sogar recht vergnügte Stunden zwischen Himmel und Meer erlebt, wobei freilich in Anschlag zu bringen ist, daß ihn nicht die unstete Hast der Pilger beseelte, die nach Jerusalem des Heils und Himmels wegen gehen, und daß zwei frühere Reisen im Morgenlande ihn in die angenehme Lage versetzten, langweilige Gegenden und leere Stunden, durch die das Schiff fuhr, mit Erinnerungen an Bilder, die dahinter lagen, auszufüllen, zu beleben und zu verschönern.

Es war Sonnabend den 9. April Nachmittags zwei Uhr, als ich auf dem schmucken Eildampfer „Calcutta" die Rhede von Triest verließ. Die Reise ließ sich anfangs nicht besonders gut an. Das Wetter trübe, die Luft kalt und feucht, die Bergketten an der Küste von weißlich-grauen Nebelwolken umwoben, die Stimmung der Passagiere dem entsprechend: wortkarg, ungesellig, verdrießlich in Erwartung von Gegenwind und Seekrankheit. Erst der Ungarwein der Abendtafel knöpfte dem Einen und dem Andern den Sinn zu einiger Gesprächigkeit auf.

Der nächste Tag war wenig besser. Der Himmel behielt sein melancholisches Aprilgesicht. Stundenlanger Regen fesselte die Reisenden an die Kajüte, die dadurch eben nicht weniger schwül und dunstig wurde. Indeß lernte man sich näher kennen, die Unterhaltung wurde lebhafter, und je nach dem größeren oder geringeren Interesse, das man an einander nahm, begannen sich Gruppen vorübergehender Bekanntschaften zu bilden.

Ich fand jetzt, daß wir diesmal ungewöhnlich viele deutsche, wenigstens deutsch sprechende Passagiere an Bord hatten. Im Uebrigen war die Gesellschaft in beiden Kajüten ziemlich gemischt. Wir hatten unter uns in der ersten in einem stattlichen Herrn mit militärischem Schnurrbart den österreichischen Generalconsul Pizzamano von Jerusalem, in einem Schwarzrock mit lichtblonden

Haaren, glattrasirtem Gesicht und weißem Halstuch einen norwegischen Geistlichen, in einem redseligen Ungarn mit italienischem Namen den zukünftigen Unterkanzler des k. k. Consulats in Smyrna, ferner einen englischen Kaufmann von Korfu, endlich einige Griechen, die nach ihrer Heimath Syra zurückkehrten. Dazu kam die zweite Kajüte mit zwei Danziger Juden, die des Bernsteinhandels wegen nach Konstantinopel gingen, einem Berliner, der nach Athen wollte, um, wie er sagte, bei Hofe gymnastische Kuren nach schwedischem System vorzunehmen, endlich zwei deutsch redenden türkischen Offizieren, die nach längerem Aufenthalt in Oesterreich heimbeordert worden waren. Die schönere Hälfte der Menschheit war durch die Gemahlin, die Schwester und das Töchterchen des Generalconsuls sowie durch die junge Frau des Predigers vertreten.

Daß es bei solcher Zusammensetzung der Gesellschaft für den, der überhaupt Unterhaltung suchte, nicht an dem nöthigen Wechsel im Stoff mangelte, versteht sich von selbst. Vom Generalconsul — er begab sich von einem Besuch in Venedig, seiner Vaterstadt, auf seinen Posten zurück, und da ich ihn dorthin begleiten durfte, werde ich wiederholt auf ihn zurückkommen — erfuhr ich mancherlei Nützliches über die Stimmung des venetianischen Adels in Bezug auf die damals näher rückende Entscheidung der italienischen Frage, über die wenig schmeichelhaften Ansichten, welche in den Kreisen der höhern österreichischen Bureaukratie über Preußen gehegt wurden, und ähnliche, hier nicht weiter zu erörternde Dinge. Seine Gemahlin hatte die Güte, mir die etwa noch vorhandenen Illusionen in Betreff einer besondern Heiligkeit Jerusalems und seiner fränkischen Bewohner zu benehmen. Mit dem Norweger, der als Gesandtschaftsprediger nach Stambul ging, sprach ich fleißig die schleswig-holsteinische Frage, oder der Abwechslung halber ein und das andere Capitel der Dogmatik durch, wobei Erinnerungen an alte Collegienhefte und Examenarbeiten, trotzdem sie etwas nachgedunkelt, gute Dienste leisteten. Der Kanzler erzählte, so oft ich's hören mochte, von den Heldenthaten, die er als Student während

der Wiener Revolution verrichtet, von Abenteuern mit Triester Kapitänsfrauen, von denen der kleine Herr nicht weniger als vier auf einmal mit seiner nieversiegenden Liebe getröstet haben wollte, von glänzenden Aussichten, die er gehabt, schweren Verfolgungen, die er erlitten, und andern glaublichen und unglaublichen Ereignissen eines vielbewegten Lebens. Der Gymnastiker frischte in meinem Gedächtniß das Bild von Athen auf. Die osmanischen Offiziere, Patenttürken mit feintuchenen Uniformen, wohlgepflegten Bärten und einer recht leidlichen Korporalsbildung, wußten über Pferde und Mädchen, Meerschaumpfeifen, Bernsteinspitzen und Jasminröhre verständige Auskunft zu geben. Auch die Juden trugen in ihrer Art zur Unterhaltung bei, zumal als der Wind ihnen die Seekrankheit zuwehte. Die Frau des Geistlichen konnte, da sie nur ihr heimatliches Dänisch verstand, ihr Theil zur Belebung des Gesprächs nicht beisteuern; indeß erlitten wir dadurch an Quantum keine Einbuße, da das lebhafte Gemüth der Frau Generalconsulin den Ausfall reichlich deckte. Einige kurzandauernde Stockungen wurden damit ausgefüllt, daß ich dem Töchterchen der Dame Märchen von „Rothkäppchen" und „Fischchen, Fischchen in der See" erzählte, und so gelangten wir um die Mittagsstunde des dritten Tags nach der nördlichsten der jonischen Inseln, dem ersten Haltepunkt des Dampfers, ohne daß ich an dem mitgenommenen Geduldvorrath eine merkliche Abnahme gespürt hätte.

Das Wetter war noch immer unwirsch, die See ging mit hohen Wellen, die Berge der Insel hüllten sich in graue Regenmäntel. Nichts lud ein, den Ausflug zu wiederholen, den ich das Jahr zuvor in werther Begleitung nach dem Lande gemacht. Die Erinnerung an damals hatte zum ersten Mal die unschöne Gegenwart zu ersetzen. Sie möge auch hier mit ihrem Sonnenschein statt des trüben Apriltags eintreten.

Wir waren damals, von der Ostküste Italiens kommend, im Lauf der Nacht hier eingetroffen. Am Morgen sah ich durch das kleine Fenster meiner Schlafkammer ein Stück Landschaft in den

vollſten feurigſten Farben: purpurblaue Felshörner, die eine weiße Stadt im weiten Bogen umgaben, zwiſchen Stadt und Gebirg amphitheatraliſch ſich erhebend ein baumreiches Hügelland, aus deſſen grünen Wipfelwellen einzelne ſchwarze Cypreſſen aufſtiegen, das Ganze mit einem Morgenlicht übergoſſen, wie es die Sonne des Nordens niemals hat. Der Dampfer lag ſtill. Als er ſich ein wenig an der Ankerkette drehte, trat zu dem Bilde auf der Linken ein altersgraues Kaſtell auf ſchroffem, von Schlingpflanzen überklettertem Klippenvorſprung. Ich ging aufs Deck, und ſcharf wie ein Schattenriß abgeſchnitten vom gelblichen Himmel, auf den Höhen roſenroth angeſtrahlt, gegen die Mitte rauchblau, in den Tiefen dunkler, im Vordergrund grün mit röthlichen Lichtern auf den Bodenerhebungen breitete ſich die Bucht von Korfu, das erſte Bild der Reiſe aus, das mich in den ganzen Süden verſetzte. Auch die Staffage entſprach dem. Zwiſchen Schiff und Strand wimmelte es von Barken mit Ruderern im griechiſchen Coſtüm, Feß und Fuſtanella, und in dreißig Montenegrinern, die nach Konſtantinopel wollten, war ein noch bunteres Stück orientaliſchen Lebens an Bord geſtiegen.

Sobald ſich's thun ließ, fuhr ich mit meinem Gefährten ans Land. Die Stadt bot im Innern ungefähr denſelben Anblick wie alle ſüdlichen Städte: enge, ſchmutzige, von üblen Gerüchen erfüllte Gaſſen, elende, dunkle Schenken, offene Werkſtätten, ungewaſchene Fenſterſcheiben und vergilbte Vorhänge. Wir eilten daher, nach der ſogenannten Esplanade zu kommen, einer ſchönen Anlage mit Baumgängen und Blumenbeeten, auf welche von der einen Seite elegante Häuſer herabſehen, während auf der andern die Wohnung des Gouverneurs und, durch eine überbrückte Schlucht geſchieden, die Feſtungswerke, Kaſernen und Magazine der Fortezza Vecchia liegen. Nach allen Richtungen trafen wir hier auf überraſchende Durchblicke nach dem Meer, nach der Felſenküſte von Albanien und nach den benachbarten kleinen Inſeln. Eine ununterbrochene Scala von Genüſſen für das Auge aber bot ein Gang nach der Flagſtaff-

Batterie, dem höchsten Punkte dieses Theils der Festungswerke Korfus. Man geht über die Brücke nach den Kasernen, kommt durch Thor auf Thor und Hof auf Hof hinaus auf einen von Bäumen beschatteten Abhang, von wo man eine köstliche Aussicht auf die tief unten sich hinstreckende Rhede hat, schaut, auf schönen Kieswegen zwischen Gesträuch und Gestein nach einem Felssattel höher steigend, plötzlich wieder in eine prachtvolle tiefblaue Bucht hinab und überblickt endlich von der Brüstung der genannten Batterie das ganze farbenreiche Panorama dieser Hälfte von Korfu: die Stadt, die zahlreichen Landhäuser und Dörfer im Westen, von denen bei der Klarheit der Atmosphäre auch die fernsten deutlich zu erkennen sind, die mit allerlei südlichen Bäumen bewachsenen Hügel am Fuße des halbmondförmigen Gebirges, welches das Rückgrat der Insel bildet, den kleinen See in der Mitte des Vordergrundes, die vielgipfeligen Bergketten des Festlandes mit ihren weißlichen Spitzen und Kanten und ihren hellblauen Schluchten, endlich das in der Nähe dunkelblaue, weiterhin weinrothschimmernde Meer.

In deutschen und französischen Festungen hätte man uns schwerlich ohne Erlaubnißschein vom Commandanten sehen lassen, was uns beliebte. Hier kümmerte sich keine Seele um den Fremden. Nur die letzte Schildwache fragte: „Belonging to the flagstaff?“ Ich antwortete ohne Besinnen bejahend; wir gingen weiter, und der Rothrock gab sich damit zufrieden.

Später machten wir einen Gang nach dem Innern der Insel, bei dem wir unser Ziel, einen Punkt mit vielgerühmter Aussicht, die sogenannte One-Gun-Batterie zwar nicht auffanden, dafür aber einige Stunden im Duft von Citronenblüthen schwelgten und in überreicher Fülle im dunklen Laube Goldorangen glühen sahen. Weingärten wechseln hier mit waldartigen Pflanzungen alter Olivenbäume, deren vielknorrige Stämme Bündeln zusammengedrehter Rebenranken gleichen. Feigenbäume von einem Wipfelumfang wie unsre Eichen bieten ihre Früchte dar. Rosenhecken fassen die Gärten

ein, riesige Cactus treiben in einem einzigen Sommer Blüthenstengel von zwölf Fuß Höhe. Mandel- und Maulbeerbäume gedeihen an den Abhängen. Prächtig gefärbte anderthalb Fuß lange Eidechsen lauschen aus den Astlöchern und huschen wie grüne Blitze an den Baumwurzeln hinab. Ueber dem Meer draußen, das immer wieder durch die Lücken in dem Gezweig blickte, schwebten, oben schneeweiß, unten vom Wiederschein der Fluth blaugrün angestrahlt, jagende Möven, während drinnen in der Tiefe am See sich die ersten griechischen Nachtigallen hören ließen. In der That, wenn man sich den Ziegenstallsduft, den die Hütten des hier gelegenen Dorfes verbreiteten, von einem wohlwollenden Winde entführt dachte, konnte man wohl wünschen, hier für einen Sommer Hütten zu bauen.

Nachdem wir in der Rebenlaube des kleinen gelben Wirthshauses, welches über diesen Gärten liegt, ein frugales Frühstück eingenommen, bei welchem feuriger Zantewein eine Rolle spielte, und an dessen Schluß uns die Wirthin nach anmuthiger südlicher Sitte einen Blumenstrauß überreichte, kehrten wir nach der Stadt zurück, sahen vor einem Kaffeehaus an der Esplanade Soldaten von der Garnison Criquet spielen, besuchten einige Kirchen, darunter die mit dem silbernen Sarg des heiligen Spiridion, und fuhren dann bei ziemlich bewegter See wieder nach unserm Schiffe, welches wir jetzt verlassen, um uns in das Jahr 1859 und auf den Eildampfer „Calcutta" zurückzubegeben.

Hier hatte die Gesellschaft bald nach der Ankunft im Hafen in Hassan Pascha, dem Gouverneur von Bosnien und dessen Gefolge, ein neues Element erhalten. Der Pascha, ein ältlicher Herr mit martialischen Zügen, nahm seinen Platz in der ersten Kajüte, indeß ohne mit uns weintrinkenden und schweinefleischverspeisenden Gjaurs zu essen. Seine Leute, größtentheils Offiziere, lagerten sich, obwohl für sie die zweite Kajüte bezahlt war, zum sichtlichen Verdruß unsrer beiden Patenttürken ohne Ausnahme auf das Verdeck, wo sonst nur das ärmste und niedrigste Volk schläft. Sie werden indeß am besten gewußt haben, wohin sie gehörten, und bei einem Blick auf

ihre Toilette und Lebensweise konnten die bisherigen Insassen der genannten Kajüte sich zu dieser Wahl der Schlafstelle nur Glück wünschen. Ihre Uniformen waren von europäischem Schnitt, und es fehlte daran keineswegs an Borten- und Streifenbesatz. Aber nicht einer hatte heile Schuhe aufzuweisen. Bei mehreren blickten die nackten Zehen zwischen Sohle und Oberleder durch, bei andern schauten blaue baumwollene Strümpfe heraus. Keine Hose war ohne Flecken und Flicken, kein Rock, an dem nicht die Nähte gähnten, die Knöpfe zum Theil abgesprungen waren. Einige trugen silberne Fingerringe, einige sogar goldne Uhren, alle schwarzseidene Halstücher, keiner aber ein reines, mancher überhaupt kein Hemd darunter. Ihre Säbelscheiden und Sporen waren mit Rost bedeckt, als ob sie eben auf dem Trödel gekauft wären. Ihre Nahrung schien nur in Brod, Käse, Zwiebeln und rohem Salat zu bestehen, Victualien, die sie in baumwollene Schnupftücher geknüpft mitbrachten.

Eine Besserung des Wetters glich diese Verschlechterung der Gesellschaft einigermaßen aus. Man hatte sich am nächsten Morgen beim Spaziergang auf dem Deck in Acht zu nehmen, daß man nicht die dritte Plage Aegyptens auf die Haut bekam, und um die Lagerstätten der Herren Türken roch man ein starkes Knoblauchparfüm. Aber wie schön ließ die Sonne Griechenlands, die jetzt die Wolken durchbrochen, die Berge Arkadiens erscheinen, und wie majestätisch blickte einige Stunden später der siebengipfelige Taygetus, zu einem Drittel seiner Höhe noch mit Schnee bedeckt, unten graudunstig, auf die azurblaue Fläche der Bucht von Messenien herab! Gegen Abend indeß behauptete der April sein Recht auf wetterwendisches Gebahren. Wir sahen die Wolken sich wieder sammeln, und es erhob sich ein Wind, der, als wir Cap Angelo passirten, zum Sturm wurde. Die Mehrzahl der Passagiere bekam die Seekrankheit, die Abendtafel versammelte außer den Schiffsoffizieren nur wenige Gäste um ihre Genüsse, der Held der Wiener Revolution sprach von nichts mehr, als von der Möglichkeit Salz-

wasser schlucken zu müssen, und der Dampfer wurde in der That arg herumgeworfen, so daß auch ich dem Jupiter der Reisenden dankte, als ich, inzwischen schlafen gegangen, endlich an der nachlassenden Bewegung von rechts nach links, die mich mehrmals beinahe aus dem Bett geworfen hätte, inne wurde, daß wir in den Hafen von Syra einliefen.

Früh lagen wir vor den Häusern und Windmühlen von Hermopolis, der Hauptstadt der Insel, dem Haupthandelsplatz des modernen Griechenland. Ich hatte sie früher gesehen und fand mich nicht veranlaßt, sie wieder zu besuchen, doch mag hier eine kurze Beschreibung derselben stehen. Hinter zahlreichen Masten, unter deren Flaggen die hellenische und die britische vorherrschen, erhebt sich in der Gestalt eines Amphitheaters mit weißen und ochergelben Mauern und größtentheils platten Dächern die Unterstadt. Darüber ragt, auf der Spitze eines baumlosen grauen Kegelbergs, um eine große Kirche sich gruppirend, mit ähnlichen Farben die Altstadt. Die Umgebung der Bai ist durchaus öde. Umsonst sucht das Auge auf dem Rande des weiten Kessels nach Gärten und Feldern, und nur nach langem Umschauen gewahrt man zur Linken im Hintergrunde ein Stückchen Grün mit einigen Bäumen. Ueber und neben der untern Stadt, namentlich auf dem Felsvorsprung zur Rechten, unter dem man in der Ferne am Horizont die Umrisse von Delos, Tenos und Mykonos auftauchen sieht, drehen sich, mit schmalen Segeln sternförmig bespannt, die Flügel von Windmühlen.

Syra bestand bis zum Befreiungskrieg nur aus der Ober- oder Altstadt. Da die Insel während des Kampfs neutral blieb, so zogen sich allmählich viele Flüchtlinge und vorzüglich Kaufleute und Rheder von Kandia, Chios und andern Inseln der Nachbarschaft hierher und bauten sich an der Stelle, wo jetzt die Unterstadt, Hermopolis, steht, an. Dadurch wurde der Handel dieser Gegenden des Mittelmeers mehr und mehr nach dieser Bucht gelenkt, die zwar nicht besonders vor Stürmen gesichert ist, sich aber durch ihre cen-

trale Lage zwischen den großen Handelsplätzen Anatoliens, Rumeliens, Syriens, Aegyptens und Italiens empfahl. So wuchs die Stadt rasch zu einem der wichtigsten Emporien der Levante heran und zählte im Jahre 1856 bereits über 26,000 Einwohner. Weniger erfreulich ist der Haß, der zwischen der römisch-katholischen Altstadt und der orthodoxen Neustadt herrscht, und der das heiße Blut der Parteien bei Gelegenheit von Gebietsstreitigkeiten bis auf die Gegenwart wiederholt zu förmlichen Straßenschlachten veranlaßte.

Hermopolis zeigt allenthalben den Charakter einer neugegründeten und schnell aufgeblühten Stadt. Neben eleganten Häusern mit schönen Freitreppen und Balkonen, Spiegelfenstern und Stuckzierrathen, Luxusmöbeln und Pianoforten, die Verdische Melodien erklingen lassen, liegen verfallene Schmutzhütten, in denen man halb über, halb unter der Erde wohnt, neben Ruinen die Steine zu Neubauten, neben planirten und gutgepflasterten Straßen holperige Gäßchen, durch die man wie auf Hühnersteigen emporklettert. An der einen Stelle arbeiten Steinmetz und Zimmermann für die Zukunft, an der andern donnern Sprengschüsse, welche die Werke der Vergangenheit zerstören. Die Hauptwache der Gensdarmerie ist eine weiß und blau angestrichene Holzbude, der Tempel Thalias eine Breterbaracke. Dagegen ist die eben vollendete Hauptkirche ein stattlicher Bau, und nicht weniger schön ist in seiner Art das an der Hauptstraße gelegene Hospital mit seinem freundlichen, von Arkaden umgebenen, in der Mitte mit Orangen- und Granatbäumen, Nelken und andern Blumen bepflanzten Hofe.

Tritt uns auf den jonischen Inseln das Griechenthum noch stark mit italienischem Wesen gemischt entgegen, so sieht man sich hier schon mehr in den Orient versetzt. Ueberwiegt dort die europäische Tracht, namentlich unter den Frauen, so kommt sie hier nur unter den höhern Ständen häufig, unter den niedern bloß sporadisch vor. Eselreiter galoppiren über die Straße, die schlottrige Sackhose des Inselgriechen, die faltenreiche Fustanella, der Stroh-

hut, über den ein hohes, rothes Fez mit blauer Seidenquaste gestülpt ist, rothe Jacken und Gamaschen drängen sich in der Kirche, im Basar und auf der Treppe des Gerichtshauses. Selten sieht man blaue Augen und blonde Haare, häufig an Frauen die Körperfülle, welche die Töchter des modernen Hellas auszeichnet, in vielen Fällen aber zur Ueberfülle anschwillt. Die schwarzen Marien, die aus Silberblech getriebenen Heiligenbilder, aus denen dunkelbraune Gesichter und Hände hervorschauen, der Adler (von Byzanz?), der auf jeder Kanzel statt des Betpults vor dem Prediger steht, die ungeheuren silbernen Leuchter und Hängelampen, die sich in den Kirchen vor der Ikonostasis befinden, trifft der Reisende schon in Korfu an; es kommt mir aber vor, als ob der näselnde Gesang der Priester hier in Syra noch orientalischer, das Bilderküssen und Sichbekreuzen der Gemeine noch bigotter wäre, und das Ganze dieses geistlosen Gottesdienstes noch mehr an eine Judenschule erinnerte als dort an der Grenze des Abendlandes.

Von Syra ist's nicht weit nach dem Piräus und Athen, und als ich den kleinen Lloyddampfer, der die Verbindung zwischen der Insel und dem Hafen der Hauptstadt von Hellas unterhält, die Flagge ausstecken sah, welche die nahe Abfahrt ankündigt, zog es mächtig zu ihm hinüber. Es galt indeß, sich zu bescheiden, und so begnügte ich mich, ihm in Gedanken zu folgen und, Erinnerungen der vorjährigen Tour durch Attika und den Peloponnes auffrischend, die Beobachtungen und Genüsse von damals, deren Wiederholung mit den Sinnen versagt war, zu einem Gesammtbild vereinigt innerlich noch einmal durchzuleben.

Unter den verschiedenen falschen Vorstellungen, die man sich während der ersten Jahre des Gymnasiallebens zusammenzudichten pflegt, haften nach der Erfahrung des Verfassers dieser Schilderungen wenige so hartnäckig in der Seele fest, als die, welche

wir uns von dem Lande machen, aus dem der beste Theil unsrer Bildung stammt, und an das wir darum von allen Ländern der alten Welt am häufigsten erinnert werden: die Vorstellungen von Griechenland. Es giebt in diesem Kreise Dinge, die man nur durch ein sehr eingehendes Detailstudium allmählich los wird, es giebt deren sogar, die selbst diesem Bemühen nicht weichen, und über deren Unrichtigkeit wir erst durch eigne Anschauung zu vollkommener Klarheit gelangen.

Daß das Griechenland, wie es im Gemüthe des fleißigen und phantasievollen Obersecundaners sich abspiegelt, von dem wirklichen Griechenland, dem alten, wie es die neuere Geschichtsforschung, und dem gegenwärtigen, wie es die Geographie zeigt, wesentlich verschieden ist, wird von Niemand bestritten werden, der über die Schule hinaus ist und sich eine nur einigermaßen lebhafte Erinnerung an das, was bei seiner ersten Beschäftigung mit den Alten ihm vorschwebte, bewahrt hat. Man darf aber weiter gehen und behaupten, daß, wo nicht in uns Allen, doch in Vielen von uns jener fleißige und phantasievolle junge Mann nie ganz stirbt, daß seine Vorstellungen gleich der ältern Schrift auf dem Pergament eines Palimpsests hinter oder unter den Ergebnissen späterer Studien immer und immer wieder durchscheinen, und daß sich selbst der, welcher jene Scheinwelt mit der Wurzel in sich ausgerottet zu haben glaubt, wohl in Acht zu nehmen hat, daß sie ihm nicht in unbewachter Stunde wenigstens in Gestalt von Träumen wieder emporsteigt und das an ihre Stelle Gepflanzte auf Augenblicke verschwinden oder in falscher Beleuchtung sehen läßt.

Unser eifriger und aufgeweckter Schüler hatte seine Karte, die ihm mehr die Grenzen der einzelnen Staaten als die Formation des Landes zeigte, gut im Kopfe, und seine Einbildungskraft füllte sich die Umrisse mit dem aus, was er bruchstückweise in seinem Homer, den Tragikern, Thucydides und Plutarch, und vielleicht noch mehr mit dem, was er in seinem Schiller gelesen. Er wußte nur von der Lichtseite. Er sah, wenn er an Hellas dachte, ein

Land vor sich, in welchem schöngeformte Berge von mäßiger Höhe in mäßiger Anzahl sich vertheilten, und aus welchem eine Menge schöner blauer Flüsse und Ströme sich in ein weinroth schimmerndes Meer ergossen. Es waren jener Berge ein halbes, höchstens ein ganzes Dutzend: der süße Hymettus voll Blumen, voll Bienen, voll Honig wie ein Bienenkorb, der rauhe Kithäron, erinnerlich aus der Jugendgeschichte von Oedipus Rex, der Taygetus spartanischen Angedenkens, der stolze Olymp ganz oben, der Götter halber aufgethürmt, die über seinen Wolken mit beneidenswerthem Behagen Nektar und Ambrosia zu sich nahmen, der Oeta, wo Herakles den verklärenden Tod des Phönix starb, der Parnaß wegen des Gradus ad Parnassum. Die drei oder vier andern schienen lediglich zur Verschönerung der Landschaft und zur Qual des Gedächtnisses vorhanden zu sein, welches sie auswendig lernen mußte. Das Land neben diesen Bergen war, im Allgemeinen als Fläche zu bezeichnen, eitel Anmuth und Ebenmaß. Es trug einen parkartigen Charakter, und in seiner Färbung traten besonders die verschiedenen Schattirungen des Grün hervor. Myrthenwälder, prächtige alte Olivenhaine wechselten darin mit dichten Massen schattenreicher Lorbeerbäume. Auch Fichten ragten, namentlich auf dem Isthmus, in mächtigen Gruppen hochstämmig empor, schon wegen des unholden Fichtenbengers und wegen der Fichtenkränze, mit denen bei den isthmischen Spielen siegreiche Wagenlenker, Ringer und Läufer von der Nation beschenkt wurden. Die Städte dachte der jugendliche Bewunderer des Alterthums sich sammt und sonders aus Marmor erbaut, die meisten aus pentelischem, etliche aus parischem, ein überaus reicher, ein wunderherrlicher Anblick! Die Menschen darin waren fast ohne Ausnahme — denn Sokrates mit seiner Stumpfnase mußte als Unicum gelten — von untadeliger Schönheit, die Mädchen und Frauen, je nach ihrem Alter, mediceische oder melische Aphroditen, die Jünglinge Apollos, die Greise erhaben und würdevoll wie Vater Zeus. Außer der Politik, der Kunst und der Ausbildung in der Philosophie hatten sie, min-

deſtens in Athen, keine andere Beſchäftigung, als klaſſiſche Stellungen anzunehmen und ihren Gewändern einen anmuthigen Faltenwurf zu geben. Schmutz und Staub, üble Gerüche, Ungeziefer, Spinneweben und andere Störungen eines halbgöttlichen Daſeins kamen nirgends vor. In Sparta zwar gab es viel Rauhheit, viel blutrothe Kriegsmäntel, viel ſchwarze Suppe und ſelbſt unäſthetiſche Prügelſtrafen. Aber man tröſtete ſich darüber mit einem Blick auf das benachbarte liebliche Arkadien, wo ein Geſchlecht von Hirten und Hirtinnen, genährt mit der Milch menſchenfreundlicher Denkungsart und ſo ſchmuck und ſauber gewaſchen, ſo hübſch weiß und roth wie die Geſtalten unſrer Pegnitzſchäferwelt, auf blumigen Wieſen ſchneeweiße Lämmchen weidete, bei Flötenſpiel und harmoniſchem Geſang den ganzen Tag liebte und ſich lieben ließ und in den auf das Nothwendigſte beſchränkten Pauſen fromm die Götter ehrte. Ueber dem Allen endlich ſpannte ſich der wohlbekannte, ſprichwörtlich gewordene, ewig heitere, unabläſſig lächelnde Himmel.

Dies ungefähr iſt das Griechenland, wie es ſich uns aus den Elementen der Schulbildung zuſammenſetzte. Das heutige Hellas kümmerte den Gymnaſiaſten wenig. Es war ihm, wenn er überhaupt daran erinnert wurde, in ſeinen Grundzügen das alte, nur daß die Städte in Ruinen lagen, die er ſich ungemein zahlreich und großartig dachte, daß die Götter den Olymp geräumt hatten, daß an die Stelle der blutrothen Kriegsmäntel baieriſch-blaue Uniformen getreten waren, und daß man ſich in Civil ſtatt mit der althelleniſchen Chlamys mit der albaneſiſchen Fuſtanella und der türkiſchen Treſſenjacke bekleidete, die der Weſteuropäer von den Bilderbogen her kannte, welche ihm die Kämpfe um Miſſolunghi zu beſſerem Verſtändniß gebracht hatten.

Bei genauerem Bekanntwerden mit den Werken des Alterthums und den über daſſelbe angeſtellten Unterſuchungen der Neueren verwandelt ſich Vieles von jenen Gebilden einer kritiklos arbeitenden Jugendphantaſie in ſein Gegentheil. Anderes nimmt mindeſtens

weniger ideale Farbe und Gestalt an und wird, indem es sich nun mit den Erscheinungen und Verhältnissen unseres modernen Lebens vergleichen läßt, begreiflicher. Das Land und Volk von Althellas bleibt dabei schön, aber es ist eine andere Schönheit. Wir nehmen genauere Karten zur Hand, wir unterrichten uns in archäologischen Schriften und Reisebeschreibungen. Berge und sogar sehr viele Berge erheben sich, wo vorher Ebene war, Wälder verschwinden, und Flüsse trocknen ein. Die früher ausnahmslose Anmuth läßt Lücken und hin und wieder selbst Beispiele vom Gegentheil erkennen. Das à la Lykurg dressirte Sparta wird in wesentlichen Dingen zur Mythe. Die Wiesen Arkadiens verdienen diesen Namen nur in sehr uneigentlichem Sinne. Seine appetitlichen, empfindsamen Pegnitzschäfer werden zu wilden, zottigen, schmutzigen Gebirgsleuten. Die Marmorbauten der Städte, selbst die von Athen, beschränken sich auf eine Anzahl von Tempeln und andern öffentlichen Gebäuden, ja der ganze Peloponnes hat — mit Ausnahme eines Rundbaues im Theater von Epidaurus — nicht ein einziges Architekturwerk von diesem edlen Gestein aufzuweisen. Die klassischen Stellungen und der wohlstudirte Faltenwurf werden — Athen und vielleicht Korinth ausgenommen — in die Friese, auf die Postamente der Standbilder und in den Dunstkreis einiger Dandies und Hetären verwiesen. Endlich ziehen über das Antlitz des ewig lächelnden Himmels sehr bemerkenswerthe Wolken, welche in das ideale Paradies den realsten Regen in reichlichen Strömen ergießen und bisweilen selbst Schnee fallen lassen, der gerade so weiß und so kalt wie unser Schnee ist.

Noch größer und radikaler ist die Revolution, welche spätere Studien in den Vorstellungen, die man sich in der Jugend vom heutigen Griechenland bildete, hervorrufen müssen. In der That, hier bleibt bei genauerem Forschen und Berichtigen von dem früheren Gedankenbau kaum ein Stein auf dem andern. Aber wie gründlich wir auch aufräumen, wie sehr wir beflissen sind, ein anderes, auf die Wirklichkeit basirtes Gebäude in uns aufzuführen,

und wie gut uns dies gelingen mag, die alte, in naiver Knabenzeit von uns geschaffne Welt wird bei denen wenigstens, in welchen die Phantasie reger als der Verstand ist, und in einzelnen Dingen selbst beim Verstand der Verständigsten, in tausend kleinen Sprossen wieder aufgrünen und sich an die Stelle des wissenschaftlich Berechtigten setzen. Wer sich dessen aber bewußt wird und sich dagegen zur Wehr stellt, verfällt im Eifer der Vertheidigung leicht in die Stimmung, wo er das Kind mit dem Bade ausschüttet und nicht nur im heutigen Hellas zu wenig mehr von dem alten sieht, sondern auch diesem alten zu viel von dem nimmt, worin man gewöhnlich seine Eigenthümlichkeit erblickt.

So werden die folgenden Mittheilungen Vielen zwar nichts wesentlich Neues bieten, Manchen aber an Manches erinnern, was ihm zeitweilig in Vergessenheit gerieth oder sich ihm zum mindesten verdunkelte.

Die ersten Bilder, die mir vor Augen treten, wenn ich, ohne den Blick auf willkürlich herausgesuchte Namen zu richten, mir den in Griechenland durchmessenen Raum vergegenwärtige, die ersten Dinge, die ich träumend reproducire, wenn der Schlaf mich dorthin zurückversetzt, haben wenig von dem heitern wohlthuenden Charakter, den ich dem Lande einst aufgeprägt glaubte. Ich sehe vom Schiffe aus am Horizont graue Eilande auftauchen, die auch beim Näherkommen grau bleiben, Inseln, wie es scheint, ohne Baumwuchs, ohne Anbau, fast ohne Spuren der Menschenhand, wild zerklüftet, nur mit einfarbigem, niederem Gestrüpp bedeckt, düster und unwirthlich. Ich könnte mich wieder zu den Orkneys hinauf verschlagen glauben, wenn nicht die Sonne des Südens auf uns herablachte, und wenn man mir nicht die Namen Ithaka und Kephalonia, Delos und Tenos nennte. Eine kahle steinerne Welt, dürr und trostlos, nach dem Meer zu mit schroffen Abstürzen endigend, im Innern ein Labyrinth von Kette an Kette, Rücken an Rücken hingeschichteten Gebirgsstöcken, erhebt sich dann vor mir das Festland. Tief eingeschnittene Schluchten und Pässe, über-

ragt von Felswänden, über denen höher gethürmte zackige Kuppen emporstarren, von Wildbächen zerrissene Thalsohlen, ausgetrocknete Flußbetten, Wege steil hinan und steiler hinab über verwittertes Gestein, über schräg liegende schlüpfrige Platten, über halbverfallene Brücken, durch regengeschwellte reißende Gewässer, Kletterritte auf Ziegenpfaden, auf denen der Reiter, wenn sein Pferd nicht sicher wäre, aller zehn Schritte Arm und Bein, aller hundert den Hals zu brechen Gefahr laufen würde, Ohrfeigen von weggebogenen und tückisch zurückschnellenden Stacheleichenästen und Brombeerranken sind einige von den nächsten Erinnerungen, welche folgen. Bisweilen öffnet sich ein breites, wohlbepflanztes Thal, mitunter eine vom Meer oder einem Fluß mit fettem Erdreich zugeschwemmte Bucht, dann lenkt der Führer aufs neue nach baumlosen Gebirgskämmen und wüsten düstern Schluchten ab. Fürwahr, ein Ritt durch die Berge des Mondes kann nicht sehr viel trostloser sein!

Was weiter aus dem Hintergrund des Gedächtnisses tritt, ist zunächst nicht darnach angethan, diese Eindrücke zu verwischen. Auf der Ebene am Meer schwüle Hitze und fieberschwangerer Sumpfbrodem, auf den Hochflächen eiskalte Morgenwinde. In den schornsteinlosen Bauernhäusern, in welchen wir Nachtherberge suchen, Abendmahlzeiten wie im Rauchfang gegessen und des Morgens beim Erwachen die Ueberraschung eines Betthimmels von Dachsparren, der mit Glanzruß überzogen und mit langzottigen Troddeln von Flockenruß verziert ist. In den Schenken Wein, dem eine ruchlose Gewohnheit den Geschmack von Kienöl gegeben. Bei Frühstück, Mittagsbrod und Abendessen unaufhörlicher Schöpsenbraten, zähe Hühner und Gänse, in den Brunnen halblaues Wasser, in den Betten die Pein zahlloser Flöhe und die Angst vor schlimmerem Gethier mit ähnlichem Lebensberuf.

Es gesellen sich neue Bilder, neue Beobachtungen hinzu, und auch sie sind nichts weniger als wohlthuend. Ich denke an die Menschen, und die Erinnerungen, die mir zuerst von ihnen aufsteigen, betreffen ihre verhältnißmäßige Armuth und Nachlässigkeit.

Ich sehe in waldarmer Gegend Bäume rein zum Vergnügen niedergebrannt, Pflüge von der rohesten Gestalt, halb ausgebaute und schon wieder halb eingestürzte Häuser, Wohnungen vornehmer Leute mit Säulen, Balkonen und hohen Hallen, deren Thüren voll Risse und deren Fensterscheiben mit Papier geflickt sind. Ich halte den Athem an vor Basargerüchen, zusammengeflossen aus den Düften von Orangen und Knoblauch, faulen Fischen und modernden Kehricht. Ich höre ohrzerquälende Musik von Trommeln und Schalmeien, und dazwischen schallt das endlose Gekeif des Reiseführers mit dem Pferdeknecht und des Pferdeknechts mit dem Maulthiertreiber, das nur unterbrochen wird, wenn der erste uns Fabeln aufzubinden kommt oder einer der beiden andern eines jener monotonen, langgedehnten, näselnd vorgetragenen Lieder anstimmt, in deren Geplärr gelehrte Ohren den Nachhall alter Chorgesänge oder gar homerischer Rhapsodentradition hörten, während sie mir weit mehr als Wirkung des Umstandes erscheinen, daß die heutigen Hellenen viel mit Schafen und Ziegen umgehen.

Dazwischen hinein schallt ferner das Gebell jener Rudel von Hirtenhunden, die, grimmiger als die Wölfe, gegen die sie gehalten werden, den arglosen Reisenden zähnefletschend mit dem Schicksal Aktäons bedrohten, dazwischen hinein das Murren und Schelten ungastlicher Bauern, die, nachdem ihnen der bloße Mitgebrauch ihres Herdfeuers und sechs Quadratfuß Estrich zu einem Nachtlager unter Dach und Fach mit einer Summe bezahlt worden, die uns in einem deutschen Wirthshaus mittler Classe ein gutes Abendessen und ein bequemes Bett verschafft hätte, von den „Mylordos" noch einmal so viel beanspruchen zu dürfen meinten. Ein langer Todtentanz folgt von Figuren, die eher in die Felsenschlupfwinkel der Tschernagora, unter die Uskoken oder Bosniaken zu gehören scheinen, als in das Land, das Plato und Sophokles, die melische Venus und den olympischen Jupiter gebar: Raubvogelphysiognomien an jeder Ecke, ungeheure Habichtsnasen mit riesigen Borstenschnurrbärten darunter, schlottrige Schifferhosen, in denen sich die

Beine wie in Säcken bewegen, schmutzige Fustanellen, zerlumpte, von Koth starrende Kinder, würdelose Dorfpfaffen und Mönche — eine Reihe von Gestalten, denen sich Geschichten von Ministern, die mit Räuberbanden wie mit Schachfiguren spielten, von käuflichen Volksvertretern, von angeblich rein aus Trägheit oder Unverstand mißglückten Verbesserungsversuchen, zahlreiche Beispiele sittlicher Verkommenheit und Mangels an ehrenhafter Denkart anschließen, und von deren Gesammtheit man sich mit der Empfindung abwendet, ein Volksleben vor sich zu haben, welches lediglich eine Mischung von Türkenthum, Einflüssen der orthodoxen Kirche und diesen beiden Elementen widernatürlich aufgepropften Errungenschaften westländischer Cultur zu sein scheint.

Es ist kein schönes Bild, welches sich aus diesen Erinnerungen zusammensetzt. Es würde aber auch kein wahres sein, wenn das Gedächtniß nicht noch andere Beobachtungen wiedergeben wollte. Es ist eben nur die Schattenseite, die dadurch, daß sie sich zuerst zeigte, allerdings andeuten mag, daß das Original mehr Schatten als Licht hat, bei deren Beurtheilung aber immer noch im Auge zu behalten ist, daß wir ihre Gestalt in den benachbarten bulgarischen und walachischen Strichen ganz natürlich finden würden, während sie hier durch den unvermeidlichen Vergleich mit dem, was Hellas einst war, dunkler und widerwärtiger erscheint, als sie uns erscheinen sollte.

Wir verlangen, dieses Gegenbild in der Hand, zu viel von dem Lande. Wir vergessen die Zwischenzeit, in welcher die wildesten Ströme der Völkerwanderung über diese Gefilde, durch diese Thäler brausten, in welcher der Hof von Byzanz alle ihm unterworfenen Gebiete mit seiner moralischen Schwindsucht ansteckte, und in welcher zuletzt der Fluch des Türkenthums erst wie eine verzehrende Lohe über Land und Volk ging und dann als langsam vergiftender, Fäulniß erzeugender Sumpfbrodem über beiden gelagert blieb — derselbe Fluch, der jenem alten Hellas drohte, als sich am Tage von Salamis die Segel der Perserflotte gegen seine

verbündeten Geschwader in Bewegung setzten. Und da es nicht viel mehr als dreißig Jahre her ist, seit der Donner und Blitz einer andern großen Seeschlacht die Luft in diesen Strichen gereinigt hat, da ein großer Theil des gegenwärtigen Geschlechts noch in der türkischen Sklaverei geboren und aufgewachsen ist, so dürfen wir auch nicht den Maßstab unserer Zustände anlegen. Halten wir den deutschen Volksgeist in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, in der verwilderten Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege, an dieses griechische Volksthum, so wird der Vergleich sicher nicht so ungünstig für die modernen Hellenen ausfallen. Sie mit ihren großen Ahnen oder mit uns Westeuropäern zusammenzustellen, wird nur insofern erlaubt sein, als sie selbst das eine oder das andere thun, und dann ist der thörichte Hochmuth bald in seine Schranken gewiesen.

Ferner aber möchte ich fragen, ist es wohl immer das rechte Bild von Althellas, welches wir an die Gegenwart Griechenlands halten?

Sicher, die Empfindung, die wir unter den Menschen Syriens und Aegyptens haben, beschleicht uns hier sehr selten. In Kairos Straßengewühl bedarf es keines hohen Fluges der Phantasie, um sich im alten Jerusalem zu glauben. Die mystischen Lieder der Derwische sind dieselben liebestrunkenen, zwischen sinnlicher Gluth und Sehnsucht nach Vereinigung mit Gott schwankenden Hymnen, wie die des Hohenliedes. Die Tänzerinnen des Nillandes tanzen in derselben Weise, wie Herodias, als sie sich das Haupt des Johannes ertanzte, wie Mirjam vielleicht nach dem Gange durchs Rothe Meer. Genau so wie die Karavane, die durch jenes Wüstenthal zieht, wird die Karavane der Urzeit ausgesehen haben, die den verkauften Joseph nach der Stadt Pharaos brachte. Jener alte Beduinenschech mit dem weißen wallenden Bart und sein Gefolge verhüllter Lanzenreiter, die aus dem Zeltlager auf der Ebene Esdrelom hervorreiten, könnte es nicht Abraham mit seinen Knechten auf dem Zug gegen Kedor Laomor, den König von Elam sein?

In Griechenland begegnet uns nur selten eine Ueberraschung der Art. Trotz mancher südlichen Mädchenschönheit, trotz vieler kräftiger Männergestalten, auf die wir stießen, trafen wir kaum jemals auf ein Gesicht, das ich mir in den Festzug der Panathenäen hätte denken, kaum jemals auf eine Figur, die ich mir als mitwirkend bei den olympischen Spielen hätte vorstellen mögen. Wie ein schlechter Witz kam es mir vor, wenn wir jene Schönen Aphrodite, jene Männer Epaminondas oder Leonidas nennen hörten, und wie viele häßliche Dirnen hießen auch Aphrodite, wie viele schäbige Bursche auch Epaminondas! Wie eine Heiligthumsschändung berührte es mich anfangs, über der Thür von Käseläden und Schnapsschenken, von Barbierstuben und Schneiderwerkstätten die Buchstaben zu lesen, mit denen Plato seine Gedanken über die Unsterblichkeit der Seele, Demosthenes die Rede für den Kranz, Sophokles und Pindar ihre hochherrlichen Dichtungen schrieben. Abgeschmackt erschien es, auch nur einen Vergleich anzustellen zwischen diesen mit Gold- und Silberblech und allerhand Farbenprunk überladenen Kirchenwänden, die so bunt wie ein aufgeschlagenes Spiel Karten sind, und den einfach schönen Tempeln der Akropolis.

Aber wer sagt uns, daß die griechische Nasenform und die Gesichtsbildung des Zeus von Olympia in Althellas alltägliche Erscheinungen, wer leugnet, daß sie nicht vielmehr Formen der Götter waren, wie sie im Geiste der Künstler lebten, daß sie nur selten, ganz so selten vielleicht wie jetzt, an Sterbliche verliehen wurden? Wer anders, als der idealistische Obersecundaner in uns könnte meinen, daß jene altgriechischen Charaktere nur Dichtern und Philosophen, nur zur Verewigung wichtiger Regierungsbeschlüsse dienten, nur auf Tempeln und Ehrensäulen, nicht auch auf Anstalten zu lesen waren, in denen es sich um die gemeine Nahrung und Nothdurft des Lebens handelte?

Bleibt trotzdem bei Vielen die Empfindung eines großen Mißverhältnisses zwischen einst und jetzt, so fehlt es wenigstens nicht an einer Erklärung. Das alte Griechenland hatte sich in seiner

kurzen Glanzperiode vollständig vom Orient emancipirt, das heutige gehört noch wesentlich dem Orient an, der es schon in heidnischer Zeit, dann in der byzantinischen noch mehr, zuletzt unter türkischer Herrschaft vollständig wieder in sein Bereich zog. Seine Kirche nennt sich die morgenländische. Oft hört man Redewendungen, selbst von Gebildeten, die ganz gegen den Willen des Sprechenden die Meinung ausdrücken, daß Griechenland nicht zu Europa zu schlagen sei. Jene überbunten Kirchen mit ihren schwarzbraunen Gottesmüttern und Heiligen sind asiatischer Geschmack. Jene häßlich quäkende Flöte, jene polternde Trommel, es ist türkische Musik. Dieser näselnde Gesang, der die Heldenthaten des Marko Bozzaris und anderer Pallikaren feiert, ist ein Verwandter der Weisen, in denen Antars und Abu Sejds Züge gegen die feindlichen Schechs in der arabischen Wüste besungen werden. Auf die niedere Stellung der Frauen in Griechenland haben Haremsbegriffe sicher mehr eingewirkt, als Ueberlieferungen althellenischer Sitte. Die Habgier und die Bestechlichkeit der Beamten ist ebenfalls türkisches Erbtheil, und wenn selbst in den vornehmern Kreisen die Gesetze abendländischer Ehre nur sehr sporadisch Anerkennung finden, so ist das zum guten Theil auf dieselbe Rechnung zu schreiben.

Wenn Land und Volk im Allgemeinen den Eindruck von Armuth und Vernachlässigung machen, der Ackerbau auf sehr niedriger Stufe steht, so gut wie gar keine Fabriken existiren, die Wege für Wagen sich auf wenige Meilen beschränken, noch heute keine Eisenbahn zwischen der Hauptstadt und ihrem Hafen gebaut worden ist*) so ist zunächst zu bedenken, daß vor dem Schaffen mancherlei abzuthun war, daß man Factionen und Aufstände niederzuwerfen hatte, die durch den gebirgigen Charakter des Landes begünstigt wurden, und daß der Nation erst allmählich ein Begriff von dem Unterschied zwischen Barbarei und Gesittung beigebracht werden konnte. Sodann zeigt ein Vergleich zwischen heute und vor zwanzig Jahren,

*) Noch heute, d. h. 1859. Jetzt existirt eine.

daß in der That, namentlich im Schulwesen und auf den Gebieten des Handels und der Schifffahrt, beträchtliche Fortschritte gemacht worden sind. Ferner hat man in Anschlag zu bringen, daß das Land im Vergleich mit andern Strichen von Natur arm ist, daß die gründliche Verwüstung des Peloponnes durch die Aegypter Ibrahim Paschas auch von Bewohnern mit nordischer Arbeitskraft bis jetzt noch nicht ganz hätte ausgeglichen werden können, und daß für Fabriken die geeignete Kohle und — wie der ungewöhnlich hohe Lohn selbst für Feldarbeiter zeigt — die Menschen fehlen.

Was dadurch nicht entschuldigt wird, mag auf die hochfliegende Sinnesart des Volkes, die sich lieber den Ehre verheißenden Studien oder rasch zu Wohlstand verhelfenden Handelsgeschäften als grober Handarbeit widmet, so wie darauf gerechnet werden, daß die Regierung einestheils von den Westmächten, besonders England, vielfach gehindert, anderntheils von der Volksstimme an den nothwendigen Verbesserungen vorübergedrängt wurde. Jene wünschten kein Aufkommen des neuen Staates zu Macht und Reichthum, weil darin eine Bedrohung der Türkei lag, in deren europäischen und asiatischen Gebieten an drei Millionen Augen auf Athen blicken. Die Volksstimme ihrerseits war weniger dankbar für materielle Verbesserungen, als für Maßregeln, die auf Verwirklichung der großgriechischen Idee, auf Vereinigung aller Hellenen, oder gar aller orthodoxen Gläubigen der illyrischen Halbinsel unter einem politischen Oberhaupt abzielten. Man hatte Jahrhunderte hindurch den ganzen Rest früherer Energie darauf verwendet, daß man nicht völlig von dem Türkenthum verschlungen wurde. Man hatte sich daran gewöhnt, alles andere der Bewahrung der Religion, welche hier lange Zeit die Nationalität vertrat, unterzuordnen. Jetzt nach Bildung eines selbständigen Hellas, schien die Zeit zum Angriff, zur Eroberung gekommen, und für diesen Zweck stellte jeder einigermaßen Strebsame und Gebildete gern seine etwaigen Wünsche nach Hebung des Ackerbaues und der Industrie, nach guten Straßen und anderen Aenderungen im alten Schlendrian zurück.

Was sich auch dadurch nicht erklärt, muß allerdings auf das Ungeschick der Regierenden und auf die Nachwehen des türkischen Phlegmas unter den Regierten gerechnet werden.

Ich habe vorhin einiges von dem zusammengestellt, worin ich die alten Hellenen in den heutigen nicht erkannte. Es giebt aber auch Vergleichspunkte, in welchen die Vergangenheit durch die Gegenwart gleichsam hindurchzuleuchten scheint, wenn die Aehnlichkeit auch erst mit einiger Anstrengung, durch den Verstand, nicht durch unmittelbares Gefühl zum Vorschein kommt, und wenn sie auch nicht immer gerade solche Züge betrifft, die dem modernen Griechenthum zum Lobe gereichen.

Es ist hier zunächst zwischen den beiden Hauptstämmen zu unterscheiden, in welche die Bewohner des Königreichs Hellas zerfallen. Mag der Umstand, daß im ganzen Norden des Landes mit Ausnahme der Städte, auf mehreren Inseln und in nicht wenigen Dörfern des Peloponnes die Volkssprache das Albanesische ist, ein Idiom, von der Sprache des Thucydides ungefähr ebenso verschieden wie von der Sprache Rankes, kein vollständiger Beweis sein, daß diese Gegenden nur von Albanesen, d. h. nichthellenischen Illyrern bewohnt sind, so warnt doch die Beobachtung, daß fast nur aus diesen albanesisch redenden Griechen die Klephtenbanden des Landes sich rekrutiren, daß die Albanesen Nordgriechenlands bei Weitem die meisten Kämpfer und die berühmtesten Führer des Unabhängigkeitskrieges stellten, und daß in gleicher Weise die Flotte, die in diesem Streit sich Ruhm erwarb, mit Albanesen von den Inseln bemannt und fast allein von solchen befehligt war, ziemlich nachdrücklich vor der Meinung, welche in den Großthaten jener Revolution Wirkungen des direkten Erbtheils der Tapferkeit erblickt, die in den Schlachten bei Marathon und Salamis Asien besiegte.

Dagegen giebt es an dem modernen Griechen andere Eigenschaften, die entschieden auf das alte Hellenenvolk, wenigstens auf die alten Athener und die von ihrem Geiste durchdrungenen Kreise hin-

weisen. Dahin gehört das ruhmredige Wesen, dahin die Eitelkeit, die an Schwatzhaftigkeit streifende Gesprächigkeit, die überall hervortretende Gewinnsucht, die jedem Beobachter auffallen müssen, dahin vor Allem der demokratische Sinn, der sich nach den verschiedensten Richtungen hin offenbart.

In neuester Zeit wurden von einigen Fanarioten, die von Stambul übergesiedelt waren, Versuche angestellt, sich als Adelige geltend zu machen. Die Herren hatten sich doppelte Visitenkarten stechen lassen, eine Art, auf der sie als Fürst, Graf oder Baron und eine andere, auf der sie als bloßer Kyrios So und So figurirten. Nur die letztere Sorte hatte in Athen Cours, die andere mochte für London, Paris und Petersburg gut sein, in Griechenland wurde sie als falsche Münze mit Protest zurückgewiesen. Da dieser Adel eignes Fabrikat war und da ihn in der Regel keine adelige Denkart begleitete, so wäre dagegen nichts einzuwenden, wofern das Motiv des Protestes Entrüstung über die Anmaßung gewesen wäre. Allein der Grund liegt tiefer. Es ist den jetzigen Griechen wie ihren Vätern zu Aristides Zeiten fast unmöglich, einen Bessern, irgendwie Höhergestellten neben sich zu sehen. Selten läßt sich einer herab, Bedienter zu werden. Die Lastträger in Athen und den größeren Seestädten sind der großen Mehrzahl nach Malteser. Minister reden die Huissiers ihrer Bureaux mit „Adelphos“ — Bruder — an. Unser Reiseführer, der zugleich unser Koch und Kammerdiener war, setzte sich auf dem Dampfschiff ohne Weiteres neben den Exminister Rigas Palamedes und unterhielt sich wohl eine Stunde lang mit ihm, ganz wie mit Seinesgleichen. Warum nicht auch? Hatte ihn doch die athenische Polizei, als er zur Tour nach dem Peloponnes einen griechischen Paß „für seine Effendis“, d. h. für seine Herren verlangt, barsch genug belehrt, daß es im freien Hellas keine Effendis mehr gäbe. Man will aber, wie es scheint, auch keinen moralisch Höhern, keinen Klügern über sich haben, und legte der Geist der Zeit nicht dagegen sein Veto ein, so würde man es noch heute erleben, daß Staatsmänner nur deshalb verbannt würden, weil sie

des Verbrechens sich schuldig gemacht, sich den Namen des Gerechten zu erwerben. Ein nicht kleiner Theil des Hasses, der die Deutschen durch die Revolution von hier vertrieb, gehört in dieses Capitel, und in Privatgesprächen wird man selten eine hochstehende Persönlichkeit anders als mit Clauseln rühmen hören, die den Gelobten auf das Niveau der Gewöhnlichkeit zurückstellen.

Die alleinige Ausnahme hiervon scheint jetzt, aber auch nur jetzt, der König zu sein, dem man in allen Kreisen alle und deshalb vielleicht mehr treffliche Eigenschaften nachrühmte, als ihm bei der höchsten Anerkennung seines Geschäftseifers, seiner Redlichkeit und seiner fast rührenden Liebe zu seinem Volke einst die Geschichte zugestehen wird. Früher war das anders, und es gab eine starke Partei, die ihm sogar vom Thron entfernt wünschte, weil er sich nicht mit der großgriechischen Idee befreunden zu können schien. Das Jahr 1854 zeigte das Gegentheil. König Otto erstrebte dasselbe, was ganz Hellas erstrebte, er wurde, als die Occupation eintrat, als Märtyrer für jene Idee angesehen, ja gewissermaßen als Incarnation derselben, und so verehrte man in ihm bis auf die neueste Zeit, wo ein Vergleich seiner Persönlichkeit mit Victor Emanuel ihn in den Augen der Exaltirten wieder in den Schatten gestellt zu haben scheint, den weisen und edlen Regenten, in Wahrheit aber das Spiegelbild seiner eignen politischen Grundrichtung.

Ich habe bis jetzt versucht, die Aehnlichkeit des modernen Griechen mit dem alten in unschönen Zügen aufzuzeigen. Auch die erfreulichen fordern ihr Recht, genannt zu werden, und in dieser Beziehung erkenne ich bereitwillig ihren Patriotismus, der freilich durch Glaubenshaß geschärft wird, und ihren Nationalstolz an, so oft und so weit dieser auch die Grenzen der Berechtigung überschreiten, und so sehr er auch bisweilen mit seinem auf die Vergangenheit gerichteten Zeigefinger dem thörichten Dünkel herabgekommener Edelleute gleichen mag. Ferner ist nicht in Abrede zu stellen, daß selbst die Klassen der Bevölkerung, die nicht zu den Gebildeten zählen, häufig Proben eines aufgeweckten, rasch den Weg zum er-

strebten Ziel findenden, beweglichen und anstelligen Geistes ablegen, daß die Griechen überhaupt feinfühlend, wenn auch nicht im moralischen Sinne sind, daß sie als Schüler und Studenten sich leicht über Schwierigkeiten des Verständnisses hinweghelfen und das einmal Erfaßte in gewandter Darstellung zu verwerthen wissen. Sodann mag man zugeben, daß selbst griechische Bauern in ihrer äußeren Erscheinung noch mancherlei von der altattischen Grazie entwickeln, wenn dieselbe auch oft in bloßes kokettirendes Fustanellenschwenken ausartet. Endlich darf der Fleiß nicht unerwähnt bleiben, mit dem in Athen ein halb Dutzend armer Studenten, die, um sich Bücher kaufen zu können, nur Brot und Knoblauch essen, sich allabendlich um die gemeinschaftliche kleine Lampe setzt und studirt, als ob es kein Morgen gäbe. Dieser Fleiß des Demosthenes, der von keinem Hinderniß weiß, ist allerdings hier, näher besehen, gewöhnlich nur der Fleiß von Brotstudenten, die rasch ins Amt gelangen wollen und dann die Wissenschaft mit dem Rücken ansehen, und jene Gabe schneller Auffassung und geschickter Darstellung hat bis jetzt noch keinen originellen Dichter oder Denker, noch kein der Erwähnung werthes philologisches Werk, kein mehr als mittelmäßiges Geschichtsbuch hervorgebracht. Indeß wo die Kraft vorhanden ist, Bedeutendes zu leisten, darf nicht gezweifelt werden, daß eine größere nationale Entwicklung zum Schaffen im größeren Stil anregen wird.

Ob Griechenland einmal eine solche Entwicklung haben, ob es seine Grenzen über Thessalien und Epirus und noch ferner hinaus erweitern wird, hängt von unberechenbaren Umständen, und zum Theil von der Politik ab, die seine Regierung in Zukunft verfolgen wird. Wenn dieselbe den Engländern die Meinung zu benehmen versteht, daß sie nur ein Vorposten Rußlands ist, wenn sie statt solcher Demonstrationen, wie die von 1854, die bei der Kleinheit des Königreichs eben nur Demonstrationen sein können, alle ihre Kräfte anstrengt, um das Land im Innern zu fördern, seine Hülfsquellen zu erschließen, seine Bildung zu mehren, wenn sie nur dadurch im Ausland für weitere Zwecke wirkt, daß sie den Hellenen

der türkischen Provinzen in Athen erzogne Lehrer sendet und den auswärtigen Stammesbrüdern zeigt, wie es sich unter der weiß und blauen Kreuzesfahne in allen Stücken besser lebt, als unter dem Banner mit Halbmond und Stern, so kann ihr bei der unausbleiblichen und vielleicht schon nahen Regelung der Dinge auf der illyrischen Halbinsel die ersehnte und für die Entwicklung des griechischen Volksthums allerdings nothwendige Vergrößerung nur in dem nahezu undenkbaren Falle entgehen, daß Rußland das übrige Europa besiegt. Einen solchen Sieg wünscht und hofft kein verständiger Grieche. Die Sympathien, die Rußland hier hat, beschränken sich auf ein und das andere erkaufte Parteihaupt und auf diejenigen Kurzsichtigen, welche in dem nordischen Slavenkaiser nur den Beschützer des orthodoxen Glaubens erblicken.

Nichts kann unrichtiger sein, als die Meinung, daß alle Angehörigen der morgenländischen Kirche in Betreff der orientalischen Frage noch jetzt wie früher derselben Anschauung huldigen und gleichen Zielen zustreben. Der Glaube bildete einst ein starkes Verbindungsglied zwischen Griechen und Russen, aber nur so lange, als jene die Verfolgten, diese die Vertheidiger waren. Seit es ein Königreich Hellas giebt, hat er diese Eigenschaften mehr und mehr verloren. Mit der Kette, die Hellas an das Banner mit dem Halbmond fesselte, riß auch die, welche die Griechen unter der Standarte des Czaren festhielt. Es ist wahr, der gemeinsame Glaube zeigt dem Russen und dem Griechen in dem Türken den gemeinsamen Feind, aber über die zu verhoffende Beute ist man durchaus verschiedener Meinung, und man würde noch weiter auseinandergehen, wenn nicht von allen Cabinetten der Großmächte das Petersburger am meisten bestrebt gewesen wäre, sich die Hellenen zu Dank zu verpflichten. Ein Theil des niedern Volkes mag dafür dankbar sein. Die Gebildeten wissen, daß der Gönner zu seinen Gunstbezeigungen nicht durch Sympathien, sondern durch sein Interesse bewogen wurde, und daß mit einer Ausbreitung der russischen Herrschaft bis an das ägäische und adriatische Meer das Ende der

griechischen Freiheit nahe gerückt wäre und der nationale Gedanke, der sich in den letzten Jahrzehnten immer mehr Bekenner und Förderer warb, unter der Wucht des Slaventhums sehr bald erstickt werden würde. Die Griechen haben eine ausgeprägte Neigung zu politischen Intriguen und parlamentarischen Kämpfen, die bis zur Leidenschaft geht, und diese Richtung verträgt sich nicht mit einer Regierungsform, die nicht einmal einen den Ansichten der Oberbehörde entgegengesetzten Meinungsaustausch gestattet. Die Bewohner der jonischen Inseln können ihre fast unabhängige nationale Existenz unter britischer Schutzherrlichkeit getrost mit der griechischen Regierungsweise vergleichen, und doch werden sich unter ihnen nur wenige finden, die es nicht vorziehen würden, sich dem hellenischen Königreich einverleibt zu sehen; wie sollte im Hinblick hierauf angenommen werden können, daß man sich nach einem russischen Herrscher oder Protector sehne!

Der Grieche ist ein zu guter Kaufmann, um seine Freundschaft nicht dahin zu vergeben, wo sie ihm bessere Zinsen trägt als in Sanct Petersburg. England hat sie bisher verschmäht, indem es kurzsichtig nur an die Gefährdung der ihm bequemen Türkei und an den regen Handelsgeist und kühnen Seemannscharakter der Hellenen dachte, der den britischen Interessen im Mittelmeer Eintrag thun konnte. Frankreich dürfte besser zu rechnen verstehen. Das jetzige Königreich Hellas ist eine Schöpfung, die als Halbheit nicht leben und nicht sterben kann. Gerade die am günstigsten gelegnen und die reichsten Inseln, die fruchtbarsten Striche der altgriechischen Welt blieben in den Händen der Türken. Viele Hunderttausende des Volkes sahen sich vom Anschluß an ihre Brüder abgehalten. Die Sehnsucht, sich dennoch mit ihnen zu vereinigen, ist allenthalben groß und wird durch die Zöglinge der Hochschule von Athen, die von allen hellenischen Niederlassungen beschickt wird, und durch die noch immer lebende Hetärie von Jahr zu Jahr mehr angeregt. Sie blickt jetzt, nach den Ereignissen in Italien, auf Paris als den Ort, wo die meiste Aussicht auf Förderung ihrer Wünsche ist.

Frankreichs Interesse hat mit der Erhaltung der Türkenherrschaft in Europa nichts zu thun. Während es in Italien gegen Oesterreichs Weitergreifen kämpfte, scheint es sich den Bestrebungen Rußlands auf der illyrischen Halbinsel nur deshalb nicht offen beizugesellen, weil es vorläufig noch nicht mit England brechen will. Seine Tendenz ist, an den Gestaden des Mittelmeeres immer mehr Fuß zu fassen, sowie bisher im Westen von Aegypten, der Straße nach Indien, auch im Norden. Es hat sich Freunde in den Schwarzen Bergen an der Adria, in den Rumänen der untern Donau und in den Maroniten des Libanon erworben. Es ist in den Palästen von Alexandrien und Kairo von Mehemed Alis Zeit her besser angesehen als England. Es hat einen Vorposten in Tunis und ein starkes Heer in Algerien. Es gilt allen Katholiken des Orients als ihre oberste Schutzmacht. Es könnte, wenn es sich hütete, durch ferneren Eigennutz gegen den Nationalwillen der Italiener zu verstoßen, vermittelst seiner neugewonnenen Stellung in den Alpen den Engländern die Freundschaft Italiens streitig machen. Nichts weniger als undenkbar ist, daß Kaiser Napoleon nach gebührendem Studium der griechischen Frage einmal den Versuch unternimmt, auch die Freundschaft der vier Millionen Griechen in Hellas und der Türkei zu gewinnen, seine Rolle als Befreier der Nationalitäten auch auf diese rührige und intelligente Race auszudehnen und ein starkes Königreich Hellas zu schaffen, das ihm bei Verfolgung weiterer Pläne als Vasall zu Diensten stände. Der Freund Italiens und Griechenlands, der Inhaber politischer Commanditen in Montenegro und Serbien, Syrien, Aegypten und Tunis, der Gönner Rumäniens, der Schutzherr der Römisch-Katholischen im ganzen Orient dürfte es bei passender Gelegenheit recht wohl wagen, vor England die Maske abzuwerfen, und, Rußland mit der Osthälfte der europäischen Türkei abkaufend, sich des arabisch redenden Theils des Pforteureichs vom Nil bis an den Euphrat und den Taurus zu bemächtigen.

Zum Schluß dieser Betrachtungen und Erinnerungen noch ein Wort über das, was vorhin bei der Rundschau über die Gestalt

des Landes nicht sogleich auftauchen wollte. Freunde äußerten, vor der Abreise nach Griechenland zur Mitfahrt eingeladen, nein, sie gingen, wenn es der Süden sein müßte, lieber nach Rom und Neapel, und ich möchte ihnen jetzt nicht völlig Unrecht geben. Dennoch ist Hellas nicht ohne große Schönheiten.

Gewiß, die Insel des Odysseus von der See gesehen ist kaum anmuthiger als eine der Orkneys oder Hebriden, und dasselbe gilt, wenn man die verklärenden Farben des Südens hinwegdenkt, fast ohne Ausnahme von den Cykladen, in deren Nähe ich kam. Aber welch ein Zauberbild ist das Panorama von Korfu in Morgen- oder Abendbeleuchtung, und wie lieblich und stolz zugleich erhebt sich vor dem Vorüberschiffenden aus der blauen Meerfluth Zante — „Zante, die Blume der Levante!"

Betrübend, aber wahr, die Kallirhoe tröpfelt nur noch aus ihren schwarzen Felsen, der Kephissus windet sich aus dem schattenlosen graugrünen Oelwalde, den er durchfließt, im Sommer nur als unscheinbares Bächlein nach der See hinab, auf den dürren Flanken des Hymettus sammelt keine Biene mehr Honig, um den schlummernden Knaben Plato zu nähren, und auf dem heiligen Hügel von Kolonos sucht der Wandrer vergeblich die Stelle „von Rebe, Lorbeer, Oel umblüht", wo der vielduldende greise Thebanerkönig auf seinem Wege zur Sühne unbewußten Frevels ruhte. Eine einzige, kaum manneshohe krüppelhafte Cypresse erhebt sich statt jenes Hains Poseidons, in welchen Antigone den angeulosen Vater geleitet, sonst zeigt der dürre Fels nur rothe Distelköpfe und spärliche Anemonen und Asphodelosblumen. Aber welch ein Gemälde voll Glanz und Farbenherrlichkeit ist die atheniſche Ebene mit ihrem Bergrahmen, wie ich sie am Abend vor der Heimkehr vom Abhang des Lykabettos betrachtete! Von dem orangegelben Himmel heben sich rings violette Felsrücken mit tiefblauen Schluchten und lichtrothen Kanten ab. In der Mitte ragt über der grauen Stadt und dem weißen Schlosse, überzogen von dem edeln Rost des Alterthums, die stolze Trümmerstätte der Akropolis. Seitwärts neben dem grünen

Garten der Königin streben die Riesensäulen des hadrianischen Zeustempels empor. In der Ferne tauchen aus dem weinfarbenen Meer das vielgipfelige Aegina, das breithingelagerte Salamis und die östlichen Zacken des großen Maulbeerblattes der Morea mit seinen Buchtenschlitzen und seinen Felsenrippen auf. Alles ist Farbe, alles athmet Wärme, alles strahlt gleichsam das über Mittag eingesogne Sonnenlicht wieder aus. Der Schloßgarten haucht tropische Düfte aus. Von den Bergen führt der Abendwind den berauschenden Geruch des wilden Thymian herbei, und in den Gruppen von Silberpappeln, Feigenbäumen und Cypressen, die an der Stelle grünen, wo in Platos Tagen die Platanen der Akademie standen, schlagen die Töchter der Nachtigallen, die einst Antigone begrüßten.

Es ist wahr, jenes Maulbeerblatt, als welches sich der Peloponnes auf der Karte darstellt, hat wein mehr Rippen und weit weniger Grün als ein natürliches. Manche Dryade ist aus den Thälern der Halbinsel entflohen und manches Flußgottes Urne fast erschöpft. Aber nimmer werde ich die Umschau von Akrokorinth, vom Gipfel des Ithome, von dem einsamen Bergrücken vergessen, von dem der phygalische Tempel in das wilde, düstere Nedathal hinabschaut. Zu allen Zeiten, wo von landschaftlichen Ueberraschungen die Rede ist, wird mir der Hinabtritt in das Thal von Sparta, der von tausendblumigen Oleandern umblühte Eurotas und über ihm die ungeheure Felsenwand des Taygetos mit seinen spitzen Gipfeln, seinen weißschimmernden Schneerillen und seinen meerblauen Schatten entgegentreten. Auch in dem waldigen Elis, im Thale des rasch strömenden Alpheios führte die Straße an manchem anmuthigen Bilde vorüber. Wunderbar großartig ist der Anblick, den aus der wilden Schlucht gesehen, in der das Kloster Megaspiläon wie ein Wespennest an den Klippen hängt, der Gebirgsstock des hohen Chelmos bietet.

Was die Wirklichkeit nicht mehr hatte, schafft jetzt in der Ferne die Phantasie wieder hinzu. Traumgestalten aus dem Alterthum bevölkern das Land, das der Reisende in der Erinnerung mit heim-

nimmt. Sie feiern auf dem Isthmus ihre Spiele, treffen bei Mantinea, das mit Mauern und Thürmen wieder erstanden ist, kämpfend zusammen, schreiten im Festzug die Marmortreppe zu den Propyläen der Akropolis hinauf, schiffen mit hochbordigen, vielrudrigen Kielen aus dem Piräus. Das neue Griechenthum, für uns kaum von größerer Bedeutung als andere kleine Volkskreise des Südens, hat wieder dem alten Raum gemacht. Aber es ist nicht mehr das alte, wie wir es uns zu malen pflegten, kein Phantom, schwankend und halbwahr wie alle Phantome. Es ist deutlich, lebendig, mit scharfen Linien und klaren Farben fast greifbar da. Und das ist der Hauptgewinn einer solchen Reise.

5.

Smyrna. — Alexandrien. — Die Chalifenstadt am Nil.

In Syra verließ ich die „Calcutta“, um mich nach dem eleganten „Archiduca Massimiliano“ übersetzen zu lassen, der mich nach Smyrna bringen sollte. Die See war noch immer sehr bewegt, und die vor uns abgehende nach Konstantinopel bestimmte „Calcutta“ gab uns durch ihren Kampf mit den Wogen vor dem Hafen draußen einen Vorgeschmack dessen, was uns dort erwartete. Um die Eilande neben unserm Wege lagerte dicker, grauer Nebel, in dem kaum ihre Umrisse zu erkennen waren. Die schwarzblaue Fluth zwischen ihnen sah mit ihren kurzen Wellen wie ein ungeheurer kochender Kessel aus und hob ihre weißen Schaumkronen zu so drohender Höhe, daß selbst der eine Schiffslieutnant zweifelte, ob wir die Abfahrt wagen könnten. Der andere meinte wenigstens, dann würden wir einen Nothhafen suchen müssen. Der Kapitän aber kehrte sich, als seine Zeit gekommen, nicht an Wind und Nebel. Unerschrocken fuhr er, selbst ans Steuerrad tretend, in die dunstverhüllte Straße hinein, die Tenos von Mykonos trennt, und obwohl das Rasen des Orkans, als wir den Hafen verlassen, furchtbarer war, als ich's je auf dem Atlantischen Meer erlebt, obwohl die Flanken des Schiffes von den Schweifen der Wogen wiederholt Schläge bekamen, von

denen man hätte glauben sollen, sie müßten ihm Rippen und Rückgrat brechen, sahen wir uns am Morgen, ohne Schaden gelitten zu haben, auf der Rhede von Chios, deren Umgebung mit ihren schöngeformten Bergen, ihren buntfarbigen zerstreutliegenden Ortschaften und ihren in verschiedene Schattirungen von Grün gekleideten Hainen von Oliven-, Orangen- und Feigenbäumen, Cypressen, Silberpappeln und Platanen, Mastix- und Mandelsträuchern sich um so anmuthiger ausnahm, als der Nebel der Nacht dem heitersten Himmel gewichen war.

Nach kurzem Aufenthalt fuhren wir weiter. Gegen acht Uhr öffnete sich vor uns die Bai von Smyrna, und bald nach Mittag warf der Massimiliano vor der Königin von Anatolien selbst Anker. Die große Bai mit den sie umrahmenden Höhenzügen gehört zu den prachtvollsten Küstenbildern der Levante. Die Berge, namentlich die zur Rechten, wo die spitzen Kegel der Fratelli sich dunkelbewaldet und voll wilder Schluchten mehr als zweitausend Fuß über die See erheben, sowie die im Hintergrund, wo die kahlen Seiten des schroffen Sipylos uns sonnebeschienen entgegenleuchten und der breithingelagerte Pagos, das Haupt mit einer Burgruine gekrönt, als Fürst dieser stolzen Gipfel auf uns herniederschaut, machen einen überwältigenden Eindruck. Zahlreiche Seitenbuchten bringen Gliederung und Abwechslung in das Panorama. Grüne Strandebenen, auf denen Dörfer und einzelne Häuser mit weißen Wänden und rothen Dächern aus Wiesen und Gebüschen von grauen Oelbäumen, weißlich glitzernden Silberpappeln, schwarzen Cypressen und hellgrünen Orangenbäumen hervorblicken, bilden einen anmuthreichen Saum um die bald dunkelblau, bald röthlich und an den seichten Stellen apfelgrün schimmernde Fläche der Meerfluth, die, als wir sie durchfurchten, ruhig wie der Spiegel eines Landsees sich um uns ausbreitete.

Weniger rechtfertigt der Anblick der Stadt selbst den Enthusiasmus, mit dem die Reisebeschreibungen gewöhnlich von ihr sprechen. Von fern erscheint sie dem, der sich ihr zur See nähert, als ein

schmutzig rothes, unregelmäßiges Viereck, welches sich auf der rechten Seite den Berg hinanzieht und hier einige dunkle Striche hat, in denen man später Cypressenhaine erkennt.

Nachdem der Ankömmling die flache Landzunge passirt hat, welche das verfallene türkische Fort Sandschak Kalesi trägt, ändert sich das Bild, ohne indeß sehr an Gliederung zu gewinnen; auch erscheint hier die Stadt nicht so groß, als sie mit ihren 130,000 Einwohnern wirklich ist. Man erblickt jetzt vor sich hinter den Masten und Raaen der Segelschiffe und den Schornsteinen der Dampfer, welche auf der innern Rhede ankern, einen Halbmond hellfarbiger, meist weiß oder rosenroth getünchter, großentheils mit grünen Sommerladen versehener Häuser, die bis hart ans Ufer reichen, und über deren Ziegeldächern sich hin und wieder Söllerthürmchen, da und dort gekrönte Flaggenstangen von Consulaten, seltner die Wipfel von Bäumen erheben. Gegen die Mitte dieses Stadttheils hin, in dem wir das Griechen- und Frankenviertel vor uns haben, tauchen zwei von jenen weißen geschmacklosen Kirchthürmen auf, mit denen die Architekten des modernen Griechenthums beweisen, daß wenigstens sie nichts vom alten geerbt haben, und etwas weiter im Hintergrunde ragt die Kuppel einer neuerbauten armenischen Kirche empor. Die Häuser am Ufer sind ohne Ausnahme einstöckig. Bisweilen wird ihre Reihe von einem hölzernen Schuppen oder Speicher, einer mit grünen Moosflocken bedeckten Landungsbrücke, einem Bretergerüst auf Pfählen, in dem sich eine Kaffeeschenke befindet, unterbrochen. Auf der äußersten Rechten macht sich eine große roth und weiß bemalte Kaserne bemerklich. Auf der äußersten Linken biegt die Bai zu einer schmalen Seitenbucht ein, an deren Ende man ein Dorf mit mehreren Landhäusern erblickt. Hinter dem Griechenviertel mit seinen hellen Farben steigen die Gassen des Türken- und Judenquartiers mit ihren düstergefärbten Holzhäusern den Berg hinan. Ueber den dunkelrothen Dächern erheben sich, bald weiß, bald roth und weiß gestreift, die Minarets von Moscheen. Hier und da bringt ein Gärtchen mit grünen Wipfeln Abwechslung in das Einerlei

oder streben Haine pappelhoher Cypressen, mohammedanische Friedhöfe bezeichnend, aus dem Häusergewirr empor. Nachdem die Stadt mit den äußersten Häusern dieses Quartiers etwa den dritten Theil der Höhe des Pagos erklimmt hat, schließt sie mit zwei der größten jener Cypressenhaine ab. Weiter hinauf ist der Berg vollkommen kahl, und erst sein Gipfel zeigt in den erwähnten Burgruinen wieder Spuren von Gebäuden.

Ich wiederhole: von der Rhede betrachtet giebt Smyrna eben keinen Anlaß, in Begeisterung über seine besondere Schönheit auszubrechen. Anmuthiger und großartiger erscheint es von der halben Höhe der Berge im Hintergrunde gesehen, und läßt man von hier das Auge über die ganze Umgebung wandern, über die schöngeschweiften Linien des Strandes, die stolzen Felsgipfel dahinter und den glänzenden Wasserspiegel davor, so wird man, namentlich wenn der Abend seinen violetten Schimmer über die Bergesflanken, sein dunkelgelbes Licht über den Himmel und seine schwarzblauen Schatten über die Thäler und Schluchten ausgießt, hingerissen werden, auch wenn man schon viel Schönes gesehen hat.

Der Dampfer, der uns nach Jaffa bringen sollte, ging erst in zwei Tagen ab, und so hatte ich hinreichende Gelegenheit, das Innere der Stadt nach verschiedenen Richtungen hin zu durchstreifen. Ich wanderte wiederholt die große Frankenstraße auf und ab, welche vielfach gewunden und gebrochen, unmittelbar hinter den ersten Häusern am Ufer in der Länge einer starken Viertelmeile hinläuft, bog dann in das Quartier der Griechen ein, durchzog das der Armenier, kletterte durch das Türkenviertel nach den Friedhöfen hinauf, machte einen Abstecher in die Region der Juden und beschloß den ersten Tag mit einem Besuch der Karavanenbrücke und der nicht weit davon entfernten Eisenbahn. Am zweiten Tage wurde früh der Bazar besucht und später der Gipfel des Pagos bestiegen. Die Abende verbrachte ich in der Gesellschaft angenehmer deutscher Landsleute.

Im Frankenviertel tritt das türkische Element fast bis zum

Verschwunden in den Hintergrund, und auf weite Strecken hin kann sich der Fremde in einer italienischen oder griechischen Stadt zu befinden glauben. Nur dann und wann begegnet man einem Orientalen in Turban und Kaftan, selten einer morgenländisch verschleierten Frau, und fast nur die Hammals, die auf breitem Rücken Lasten von unglaublicher Schwere zwischen Speichern und Schiffen hin- und herschleppen, gelegentlich vorbeimarschirende Soldaten des Sultans, an den Ecken stehende Kawassen erinnern daran, daß man sich nur zwei Tagereisen von Konstantinopel und in Asien befindet. Deutlicher bemerkbar macht sich das Griechenthum; doch tritt auch dieses, da sich hier alle Wohlhabenden und namentlich alle Frauen mehr und mehr fränkisch kleiden, mit jedem Jahre weiter zurück. Die Straßen haben zum großen Theil französische Namen, einige wurden während des letzten Krieges sogar englisch und deutsch bezeichnet. Die Läden und Kaufgewölbe enthalten fast nur Pariser, Londoner und Wiener Waaren. Allenthalben wird Französisch, Englisch und Italienisch verstanden. Man trifft Buch- und Kunsthandlungen, Ateliers von Photographen und zahlreiche Apotheken. Die Wohnungen sind in europäischer Weise möblirt, und die Damen, welche in den Abendstunden hier promeniren, wetteifern in ihren Toiletten mit der vornehmen Welt von Paris. Vermuthlich würden auch elegante Equipagen nicht fehlen, wenn das Straßenpflaster nicht allzu schlecht wäre.

Das Griechenquartier, welches den größten Theil der nördlichen Hälfte Smyrnas einnimmt, hat ebenfalls einen europäischen Anstrich, indeß empfindet man bei genauerem Hinsehen hier schon mehr, daß man im Morgenlande ist. Wir begegnen hier fast nur schwarzen Haaren und Augen und jener bräunlichen Gesichtsfarbe, mit der die Sonne des Orients auch die schönere Hälfte der Sterblichen — sie ist hier besonders schön — nicht verschont. Wir hören hellenische Laute, sehen häufiger das hohe umgebogne Fez und die schlotterige Pumphose des Inselgriechen und blicken, wo die Hausthür offen steht, durch eine steingetäfelte Halle in ein Gärtchen, in

dem um einen Springbrunnen Bäume und Gesträuche des Südens: dunkle Cypressen, Orangen, Oleander und Granaten stehen.

Prosaischer erscheinen die Straßen weiter im Innern, wo die Armenier wohnen. Sie kreuzen sich meist im rechten Winkel und tragen, nach dem letzten großen Brande neu angelegt, das Gepräge des Unfertigen an sich. Die große Kuppelkirche dagegen, welche sich in ihrer Mitte erhebt, verdient das Lob geschmackvoller Bauart.

Die Quartiere der Türken und Juden — von letztern haben sich gegen fünfzehntausend hier angesiedelt — gewähren mit ihren Gärten und ihren Moscheen nur aus der Ferne einen angenehmen Anblick. In der Nähe erscheinen sie als ein Conglomerat liederlich gehaltener Bretterbaracken, schmutzstarrender Kaffeehäuser, tiefer Kothlachen und windschiefer, gichtbrüchiger Dächer von Pfannenziegeln. Die Moscheen zeigen bisweilen Spuren alter Prachtliebe: schöne Säulengänge, Portale und Brunnen, aber die Mehrzahl befindet sich im Verfall, und keine bietet dem, welcher schon im Orient war, welcher namentlich bereits Kairo oder Konstantinopel besucht hat etwas Außerordentliches. Sehr schön dagegen sind die Friedhöfe mit ihren Riesencypressen, in deren Schatten Hunderttausende weißer Grabsteine mit buntbemalten Turbanen und goldnen Koransprüchen auf blauem Grunde schimmern.

Noch tiefer in das Morgenland versetzt ein Besuch der Karawanenbrücke im Nordosten der Stadt. Dieselbe führt über den kleinen Fluß Meles, in dessen Nähe der Ort gezeigt wird, wo die Sage Homer geboren sein läßt, und ist ein Glied der Straße, auf welcher sich der Handel der Stadt mit dem Innern Anatoliens hin und her bewegt. In einem der von hohen Bäumen beschatteten Kaffeehäuser neben ihr kann man bei einem Nargileh bisweilen viele Hunderte von Kameelen aus den fernsten Strichen Kleinasiens vorbeiziehen sehen, und das rauhe Gebrüll dieser Steppenthiere, der Staub, den ihre Tritte aufwühlen, die seltsame Tracht ihrer halbwilden Führer, die Musik ihrer Glöckchen, die Begleitung bewaffneter Reiter, die

sie umschwärmt, läßt den Beschauer sich weit hinwegträumen von den Grenzen der Civilisation. Und doch ist diese Civilisation so nahe. Keine halbe Stunde von hier fahren ihre Dampfschiffe, und keine tausend Schritt von der Karavanenbrücke baut englische Speculation eine Eisenbahn, die in wenigen Jahren sich bis ins Herz Anatoliens ausgedehnt haben wird.

Reste des Alterthums hat Smyrna nur wenige aufzuweisen. Die Ruinen auf dem Gipfel des Pagos gehören einem mittelalterlichen Kastell an, welches von Genuesen erbaut wurde. Die Höhle, in welcher Homer seine Gesänge von Achills Zorn und Odysseus Irrfahrt gedichtet haben soll, hat selbstverständlich nicht mehr Anspruch auf Echtheit, als andere Höhlen dieser Gegenden haben. Das alte Smyrna, welches am Nordabhang des Pagos gelegen haben mag, ist bis auf einige unförmliche Steinhaufen und einige Spuren seines Theaters verschwunden. Hier und da im Türkenquartier zeigt man wohl auch einen antiken Marmorsarkophag, der jetzt als Wassertrog oder Pferdekrippe dient, eine Metamorphose, auf die unsre Poeten Verse machen mögen.

Der Basar, zwischen dem griechischen und türkischen Viertel sich hinstreckend, kann dem, der Konstantinopels kolossale Kaufhallen noch nicht gesehen, durch seine große Ausdehnung und die bunte Fülle seiner Waaren imponiren, aber nur einige seiner Abtheilungen haben noch ihre frühere streng morgenländische Physiognomie. In vielen Gewölben halten Europäer feil, in den meisten überwiegen Fabrikate, die wir auch auf unsern Jahrmärkten und Messen antreffen.

Der Ton in den fränkischen und griechischen Kreisen der Stadt ist gutem Vernehmen nach nicht der Art, daß eine Familie mit deutscher Bildung und deutschen Ansprüchen auf gemüthliches Behagen sich hier wohlfühlen könnte. Smyrna ist vorwiegend Handelsstadt, und so werden die jungen Leute fast nur für den Erwerb erzogen, die Knaben für den Erwerb von Geld und Gut, die Mädchen für den Erwerb einer Versorgung durch die Ehe. Man lernt rechnen

und gefallen. Bildung des Herzens und des Geschmacks ist Nebensache. In den Schulen wird außer den Elementargegenständen englisch und französisch Parliren gelernt und zum Ueberfluß etwas Pianofortespiel, welches seit etlichen Jahren auch unter den Griechen in die Mode gekommen ist. Nur das von den deutschen Diakonissen geleitete Institut, welches sich trotz mancher Anfeindungen von Seiten des griechischen Clerus des besten Gedeihens erfreut, und sowohl seines verständigen Schulplans als seiner in der That prachtvollen Einrichtung wegen zu den besten Erziehungsanstalten der Levante gehört, macht davon eine erfreuliche Ausnahme. Von den Griechen wurde mir gerühmt, daß sie durchschnittlich schöne Talente verrathen, und man sieht wirklich unter den jungen Leuten auffallend viele intelligente Gesichter. Dennoch ist ihre Bildung, wie man mir sagte, in der Regel sehr mangelhaft, Vorurtheil und Aberglaube überall im Schwang. Quacksalber finden selbst unter den Vornehmsten ihre Rechnung. Bücher, die nicht Romane sind, scheinen nur so lange gelesen zu werden, als man ihrer bedarf, um eine Stelle zu bekommen. Die Musik beschränkt sich auf das Abklimpern von Piecen aus Verdischen Opern. Von einer Unterhaltung, wie sie unsre geselligen Zusammenkünfte verschönert und veredelt, ist in Smyrna kaum die Rede. Man sitzt sich entweder steif gegenüber oder tauscht gewöhnlichen Klatsch, abgegriffene Gemeinplätze aus. Das Theater ist unter der Mittelmäßigkeit. Einige Deutsche haben sich zu einem Gesangverein zusammengethan, er scheint aber nicht recht gedeihen zu wollen; andere Vereine haben nur die Interessen der Kaufleute im Auge, und so ist ein Mann von Bildung auf seine Stube, seine Bibliothek und etwaige Ausflüge in die schöne Umgebung beschränkt.

Am 16. begaben wir uns auf den Lloyddampfer „Imperatrice", um zunächst nach Alexandrien und von dort nach Jaffa zu fahren. Die Seeleute erwarteten abermals Sturm, und in den ersten Stunden der Fahrt schienen sich ihre Prophezeihungen bestätigen zu wollen. Nachdem wir aber die Meerenge zwischen Chios und dem asiatischen Festland verlassen, klärte sich der Himmel auf, und wir erfreuten

uns fortan des ruhigsten, heitersten Wetters. Bald hatten wir Samos und Nikaria, bald auch in dem vielgezackten Patmos die letzte Insel des Archipelagos hinter uns, und schon am 19. früh wurde die Küste Aegyptens sichtbar.

In der Zwischenzeit sahen wir nur Himmel und Wasser. Die Gesellschaft in der ersten Kajüte bestand jetzt außer den Schiffsoffizieren, dem Generalconsul, seiner Familie und mir, nur aus einem türkischen Oberarzt, der nach Alexandrien ging, um die obenerwähnte Quarantänefrage zu untersuchen, und einem griechischen Kaufmann, der sich nach Marseille begab. Interessanter war ein aus vier jungen Damen bestehendes Harem, welches ein Gemach nahe der Treppe innehatte. Man soll nicht nach den Frauen der Moslemin sehen, man thuts aber doch, und da die hier in Rede stehenden nichts dagegen hatten, so sah ich sie trotz der Wachsamkeit des Eunuchen, der sie begleitete, mehrmals unverschleiert. Es waren kleine, sehr volle Geschöpfe mit großen, schöngeschnittenen, aber ziemlich einfältig blickenden Augen und einer eignen wächsernen Gesichtsfarbe. Sie kamen die ganze Zeit über nicht aus ihrer Kammer und schienen ihre Tage mit nichts als Tschibbukrauchen und Confecteſſen zu verbringen.

Noch mehr Unterhaltung gewährte das Stück Orient, welches sich auf dem Kajütendach häuslich niedergelassen hatte. Die Lloydschiffe, welche die Küsten Kleinasiens und Syriens befahren, haben für diese Gattung Passagiere eine besondere Einrichtung. Die eine Hälfte des Hinterdecks wird durch eine Schranke von der andern, die zum Spaziergang der übrigen Reisenden bestimmt ist, abgesperrt und durch ein darüber gespanntes Segel in ein niedriges Zelt verwandelt, welches durch eine andere Schranke in eine Abtheilung für Männer und eine für Frauen getrennt ist. Hier sah man nun so ziemlich alle Trachten und Physiognomien des westlichen Morgenlandes: Türkinnen mit hellfarbigen Mänteln, gelben Lederstrümpfen und dem weißen Kopfschleier von Gaze, der in der Form Aehnlichkeit mit einem halbgeschlossenen Ritterhelm hat, Negerinnen in

weißen oder feuerrothen Ueberwürfen, Syrer mit unförmlichen großen Turbanen und kameelhärenen, buntgestickten Regenmänteln, Mekkapilger aus Rumelien in lichtbraunen Tressenjacken und weiten Kniehosen, mohammedanische Kaukasusbewohner mit rothgefärbten Haaren und den bekannten orgelpfeifenartig neben einander gereihten Patronenbehältern auf beiden Seiten der Brust, Arnauten, Griechen, Armenier und Russen, Kurden und Perser in spitzen Mützen von schwarzem Lammfell. Seltsam wie ein unter die Türken gegangner Kleinstädter nahm sich in der phantastisch prächtigen Gesellschaft dieser Leibbinden, Turbane und Talare, dieser silberbeschlagenen Pistolen, Säbel und Yataghane, dieser mit Sternen und Blumen gezierten Reitpolster, Bettdecken und Satteltaschen, dieser farbenreichen Teppiche und Reisesäcke der philisterhafte baumwollne Regenschirm aus, unter dem der eine und der andere Muselmann seine Pfeife rauchte, und eine nicht weniger eigenthümliche Erscheinung war das blaugedruckte Taschentuch deutscher Fabrik, mit dem dieser und jener bezeugte, daß auch an ihm die abendländische Cultur gearbeitet. Einen guten Eindruck machte die Gefälligkeit, mit welcher die Männer für die Bedürfnisse ihrer Frauen sorgten, und sehr würdevoll und feierlich sah es aus, wenn sie, sobald die Stunde zum Gebet gekommen war, mit ihren Taschencompassen die Richtung von Mekka suchten, ihre Mäntel vor sich ausbreiteten, die Schuhe auszogen und zuerst in der Stellung Mosis, als er das Volk segnete, dann gebeugt, dann knieend und zuletzt mit der Stirn am Boden, unbekümmert um die Ungläubigen ihre Andacht verrichteten. Ich hatte Araber in Aegypten unter freiem Himmel dasselbe thun sehen, hier auf der See erschien mir der fromme Gebrauch noch erbaulicher, und unwillkürlich legte ich die Cigarre weg, wenn ich bemerkte, daß sie ihre Vorbereitungen trafen.

Es waren schöne Abende, wenn die Moslemin ihr Gebet verrichtet hatten und ich dann sinnend auf dem Deck saß und die Sonne sinken sah. Ich schloß die Augen, hörte das leise Rauschen des Meeres, das Arbeiten des Schaufelrades, das Knistern und Knacken

des Schiffsgebälkes und dachte an die ferne Heimath, wo ein Bach auch so rauschte, ein Mühlrad auch so ging. Und öffnete ich dann die Augen, so war auch der Himmel mit den deutschen Sternen da, der Bär und der Orion mit seinem Gürtel, der Abendstern und die Plejaden, und ich ging im Geiste unter ihnen hin mit den Freunden, bis sie versanken und der aufsteigende Mond mir verkündete, daß es Zeit sei, Ruhe zu suchen.

Am 19. Morgens 7 Uhr zeigte sich endlich am Horizont das niedrige Gestade von Aegypten und der Leuchtthurm von Alexandrien, und bald nachher waren auch die Säule des Pompejus, die Nadel der Kleopatra und mehrere Minarets zu erkennen. Das bunte Volk unter dem Zelt des Verdecks regte sich, schnürte seine Bündel und thürmte, der Landung gewärtig, Haufen von gestickten Säcken und Bastkörben auf. Alles freute sich des nahen Hafens. Nur wir Jerusalemspilger nicht, da uns die Vorschriften der Quarantäne in Syrien das Betreten ägyptischen Bodens untersagten.

Die Stadt wurde immer deutlicher. Ich erkannte das grüne Wächterhäuschen auf der Spitze des Leuchtthurms. Der arabische Lootse kam an Bord, und wir schwenkten in die Bucht ein, welche von der Landzunge mit dem Pharus gebildet wird. Rechts erschien das wohlbekannte gelbe, baumlose Ufer mit den zahllosen Windmühlen, dem verlassenen Kuppelpalast und dem röthlichen Dunst der Wüste dahinter, die zwei Jahre zuvor zuerst an Afrikas Gestade meine Aufmerksamkeit gefesselt hatten, links das große weiße Schloß des Vicekönigs und die ebenfalls weiße Stadt hinter dem Gewirr schwarzer Schiffe. Auf der innern Rhede angelangt, warfen wir, wie damals, nicht fern von einigen alten Linienschiffen Anker, die, abgetakelt und zum Theil schon von ihrer Plankenbekleidung entblößt, mit offenliegenden Rippen und hohlen Stückpfortenaugen wie Leichen eines anatomischen Theaters in das Meer hinausstarren. Massen von Booten, gerudert von halbnackten Burschen,

gelben Semiten und schwarzen Negergesichtern, umringten uns. In arabischen Kehltönen wurde nach Passagieren heraufgeschrien, in denselben Lauten von oben geantwortet, und als wir Pratica bekommen, strömte wie eine große Maskerade der bunte Haufe unsrer orientalischen Reisegefährten mit seinem bunten Gepäck die Falltreppe an der Seite des Schiffs hinab in die Barken.

Wir übrigen blieben unter der gelben Contumazflagge, bewacht von ägyptischen Soldaten, zurück und hatten nun zwei volle Tage Zeit, uns die Einzelnheiten des uns zugekehrten Theils der Stadt einzuprägen, uns, indem wir das Land fast mit der Hand erreichen, es aber nicht genießen konnten, eine gute Vorstellung von der Qual des Tantalus zu bilden und nebenher über die wundersame Weise zu philosophiren, mit der man hier die Quarantänegesetze handhabt.

Der erste Blick schon auf Alexandrien zeigt, daß man sich in einer völlig anderen Region befindet, als in Smyrna. Wir sind in der Südhälfte des türkischen Reichs, die etwa so weit reicht, als arabische Sprache und Sitte, und die sich in ihrer ganzen Physiognomie fast eben so auffallend von der nördlichen unterscheidet, wie diese von fränkischem Land und Leben. Zunächst ist in Aegypten und Syrien das Licht ein anderes, weißeres, und in Folge dessen sind die Grund- und Hauptfarben der Gegenden andere, wärmere — die Grundfarben, das heißt die, mit welchen das Land sich dem Gedächtniß einprägt, die Farbentöne, in die wir das Bild gekleidet sehen, wenn es die Phantasie daheim in träumerischer Erinnerung vor uns wieder aufgehen läßt. Jeder Theil hat in solchen Augenblicken innerer Reproduction gleichsam sein verschieden gefärbtes Glas, durch das wir ihn sehen. So erscheint mir die Nordhälfte, wo sie eben ist, grün, wo sie Berge hat, mit violettem Licht übergossen, während ich mir Aegypten nach jenem Gesammtcharakter seines Colorits nie anders als gelblichroth vorstellen kann. Syrien schillert in den Farben beider, doch dominirt die brennende Färbung des Südens auf den gelblich grauen Flanken und den weißen

Gipfeln des Libanon, und an sein Gestade hat der Nil mit seinem Sande, der bis nach Beirut hinauf Dünen bildet, auch die Farben Afrikas gespült. Das Colorit der Berge Palästinas ist im Westen dem der Berge von Anatolien ähnlich. Die Sonne aber, welche die Felsenwüsten am Todten Meere beleuchtet, ist die Sonne Aegyptens.

Sodann ist das Bestimmende im Süden die Wüste mit ihrem Sand und ihrer Wasserarmuth, das Bestimmende im Norden, soweit sichs um die Küstenstriche handelt, von denen hier allein die Rede ist, das Meer mit seinen Buchten und Inseln. Ferner ist die Vegetation in wesentlichen Punkten eine verschiedene: während im Norden Oelbaum und Cypresse die charakteristischen Bäume sind, giebt im Süden, namentlich in Aegypten, die Palme der Landschaft den Charakter.

Wie das Land, so die Leute.

Während man im Norden, dem türkisch-griechischen Theil vorwiegend, in vielen Orten ausschließlich hölzernen Häusern mit verschieden gefärbten Wänden und schrägen rothen Ziegeldächern begegnet, ist das Haus des Syrers und Aegypters von Stein oder Lehm, seine Wand ungetüncht und darum weißlich oder gelbgrau, sein Dach platt. Wenn somit eine türkische oder hellenische Stadt schon in weiter Ferne aus der Landschaft heraustritt, ist eine arabische erst beim Näherkommen von der Wüste, die sie umgiebt, oder von den Felsen, an denen sie hängt, zu unterscheiden. Der Türke giebt seinem Minaret eine scharfe Spitze, der ägyptische und syrische Araber läßt es oben meist gerundet endigen. Der Türke bepflanzt seine Begräbnißstätten mit Cypressen, so daß sie Wäldchen gleichen, und schmückt die Gräber seiner Todten mit bunten Turbanen und goldnen Sprüchen. Im Nilland und bis über den Libanon hinauf sind die Friedhöfe wüste Stätten, ohne Baum und Strauch, ohne Grün und Schatten und in der Regel ohne andere Zierrath als einfache Grabschriften.

So ließe sich der Unterschied der beiden Hälften der Türkei noch durch zahlreiche Erscheinungen auf ethnographischem Gebiet

belegen. Im Norden wird Türkisch und Griechisch gesprochen, im Süden Arabisch. Dort sind blaue und graue Augen über rothen Backen keine Seltenheit, hier sehen uns aus den gelben Gesichtern nur tiefschwarze Augensterne an. Dort rasirt man Kinn und Wangen, hier läßt man sich den Bart der Patriarchen wachsen. Im Norden herrscht das Feß und die Jacke, im Süden noch der alte Turban, die „Krone des Islam", die Kuffieh des Beduinen und der faltige, bis auf die Fußknöchel herabfallende Rock vor. Im Norden tragen die Frauen Mäntel von bunten Farben: feuerrothe, kaffeebraune, orangegelbe und himmelblaue; im Süden mit Ausnahme der stets nur in blaue Baumwolle gehüllten Bauernweiber kaum andere als weiße Ueberwürfe, wie in Palästina, oder schwarze, wie in Aegypten. Verschieden ist die Form der Schleier, verschieden der Tabak, mit dem man die Pfeife füllt. Vom Nil bis an den Taurus erstreckt sich das Gebiet des schwarzen Latakiah und seiner Verwandten vom Libanon, weiter hinauf im Norden hat der Kaufmann nur das gelbe Kraut von Stambul und Salonik feil.

Die widerspruchsvolle Art, mit der sich unsere Wache die Vorschriften der Quarantäne bald durchzuführen, bald zu verletzen erlaubte, ließ sich nur begreifen, wenn man wußte, daß wir nicht der Pest, sondern der syrischen Contumaz wegen vom Lande ferngehalten wurden. Wir sollten streng von aller Berührung mit Aegypten und den Aegyptern abgesperrt sein, um vollkommen unverdächtig den Boden Palästinas zu betreten. So hatte schon der Lootse nur auf den Radkasten, nicht auf das Deck gedurft. So ließ man uns im Hafen nicht blos nicht ans Land, sondern auch nicht aufs Wasser hinunter. So übergab man uns die mitzunehmenden Briefe und Frachtzettel gewissenhaft in Blechkapseln, und so wurde die kleine Münze, die man bei Einkäufen von den Führern der unten haltenden Hökerboote herausbekam, mit einem Stöckchen statt mit der Hand eingestrichen. Aber der Lootse hielt sich an ein Geländer fest, auf dem abwechselnd mit seinen Fingern

die des Kapitäns ruhten. Als ein erwartetes Geldpacket ausblieb, fuhr der Tenente des Schiffs nicht blos ans Ufer, sondern nach der mitten in der Stadt liegenden Agenzie des Lloyd, um es abzuholen, und zu gleicher Zeit nahmen wir verschiedene Ballen Waare und eine ganze Kahnladung frischer Provisionen ein. Endlich stattete, um die Thorheit der ganzen Komödie recht augenscheinlich zu machen, der österreichische Generalconsul von Alexandrien mit seinem Kanzler und seiner gesammten Familie wiederholt stundenlange Besuche an Bord ab. Geringern Sterblichen war dies streng verwehrt; dem vornehmen Würdenträger machten die Sanitätswächter ohne Weigerung Platz, vermuthlich weil wie die Polizei, so auch die Pest seine Flagge für unnahbar und unverletzlich hält. Ich erwähne das, ohne mich über das Vorrecht irgend zu wundern, da Consulatsflaggen im Orient die Eigenschaft haben, auch schlimmeren Ausnahmen von der Regel als Passirschein zu dienen.

Unter solchen Umständen zehrte sich der mitgenommene Geduldvorrath rascher als zuvor auf, und um für die Landreise zu sparen, überließ ich mich bisweilen der aufquellenden Ungeduld. Vergebens versuchte ich die Langeweile zu bannen, die der böse Geist aller in Quarantäne liegenden Schiffe ist. Wiederholt vertrieben, kehrte sie immer wieder zurück, und nicht eher wich sie vom Schiffe, als bis die gelbe Flagge von der Gaffel verschwunden und der Dampfer wieder in Bewegung war. Die Ankunft des Vicekönigs, der mit einem Geschwader von drei weißen Dampfern von einem Besuche beim Pascha von Tripolis zurückkehrte, die Theilnahme am Mövenschießen der Offiziere zerstreute nur auf kurze Zeit. Die Quarantäne zu verschlafen war nicht wohl möglich. Dagegen ließ sich ein Theil davon verträumen, und dazu mußten die Erinnerungen helfen, die ich von meiner ersten Reise in den Orient heimgebracht. Sie kamen von selbst: Stadt und Hafen verschwanden, und statt ihrer erhob sich vor mir wie eine Fata Morgana das Bild von Kairo mit den Pyramiden und die gewaltige Kette von Trümmerstätten, an der mich die Nilfahrt

vorübergeführt: Denderah und Karnak, die Gräber von Beni Hassan und Biban El Moluk, die Memnonssäulen und jenseits der Katarakten im nubischen Granitthale die holde Insel Philä.

Es sei gestattet, auch von diesen Erinnerungen einige Capitel hier einzuflechten.

Dreißig, vielleicht vierzig Jahre noch, und es wird im Morgenland ein großer Umschwung der Dinge stattfinden. Dann werden die Moskof kommen und Stambul einnehmen, und der Padischah wird mit dem ganzen Volk der Rechtgläubigen die Stadt und das Land verlassen und zurückkehren nach Kairo, wo seine Vorfahren gewohnt in alter Zeit. Von dort wird mit Hülfe der Engländer, welche den Islam annehmen, Spanien der Religion des Propheten von Mekka wieder erobert werden. Man wird den Schlüssel zu den in der großen Pyramide liegenden Schätzen Salomons des Geisterfürsten aus dem Nil, in den er einst versenkt worden, herausfischen, und die Völker des Ostens, mit denen des Westens in ewigem Frieden, werden aufs Neue eine Periode des Ruhms und des Reichthums beginnen.

So ungefähr scheint sich der Glaube des niederen ägyptischen Volkes die Zukunft vorzustellen. So wenigstens hoffte unser guter, einfältiger Dragoman, der Araber Hassan Salama von Alexandrien, mit dem ich in den ersten Monaten des Jahres 1857 die Nilfahrt von Kairo bis zu den Stromschnellen Nubiens machte. Auch ein Buch sollte nach der Angabe des ehrlichen Burschen diese Regulirung der Landkarte Europas prophezeien. Die „Inglis" werden Moslemin, weil sie, wie Hassan gehört, früher „Bidaui", Wüstenaraber gewesen sind. Die Deutschen und Franzosen bleiben Christen, weil sie „ein Buch haben" — vermuthlich die Bibel, von deren hoher Geltung bei den Unterthanen der Königin Victoria der ägyptische Jesaias, der ihre Bekehrung weissagte, sonach nicht unterrichtet war.

Unter diesen wunderlichen Phantasien ist nur eine ganz erklärlich: die, welche das alte Masr*) wieder zum Mittelpunkt des Reichs der Sultane werden läßt. Sie ist erklärlich weniger aus der Erinnerung an die große Zeit der Sarazenen als aus der jüngsten Vergangenheit. Der Name Saladins wird kaum mehr so in dem Gedächtniß des Volks leben wie die Namen der mythischen Helden Antar und Abu Said. Dagegen weiß von dem einst vielverwünschten, jetzt dem Volke nur noch in seinen glänzenden Eigenschaften vorschwebenden Mehemed Ali, wie es scheint, jedermann, daß er ohne den Dazwischentritt der Franken Stambul eingenommen und dem Stuhl des Beherrschers aller Gläubigen eine andere Dynastie gegeben haben würde. Von dem jetzt regierenden Vicekönig erwartet man wenig Energie in kritischen Zeiten. Durch den Ausgang des Krieges mit Rußland wird andererseits der Kredit der Regierung des Padischah beim gemeinen Mann in Aegypten beträchtlich gestiegen sein. Daß aber von den Moskowitern noch immer Gefahr droht, sind sich wohl alle Moslemin dunkel bewußt. Diese bange Ahnung ist, wenigstens an den Küsten hin, selbst in den untern Schichten der Bevölkerung einigermaßen vorhanden, und wo sich Höherstehende anders äußern, ist es unzweifelhaft häufiger Verstellung als Verblendung.

Ich möchte den Grund der Bevorzugung Kairos aber noch an einer andern Stelle suchen. Die Chalifenstadt am Nil ist der Sitz der höchsten arabischen Bildung und Gelehrsamkeit, sie ist die größte von den Städten des Orients, die ganz aus der arabischen Natur hervorgewachsen sind und den ihnen dadurch gegebenen Typus im Wesentlichen bewahrt haben. Die Aja Sofia ist von Christen erbaut, die Physiognomie der Stadt am Goldenen Horn hatte zu allen Zeiten seit ihrer Eroberung durch die Osmanen stark hervortretende hellenische Züge, das Kostüm, die Sitte, die Denkart ihrer Bewohner wird von Jahrzehnt zu Jahrzehnt europäischer. Smyrna ferner und Alexandrien sind in den wichtigsten Beziehungen schon

*) Masr, vollständig: Masr El Kahira, der Name Kairos bei den Arabern.

längst mehr griechisch-italienische als türkisch-arabische Städte. An Kairo dagegen hat der Geist, der das altägyptische Leben Jahrhunderte lang vor dem Wechsel bewahrte, bisher fast in gleichem Grade wie damals seine erhaltende Macht bewiesen; in seinem Straßenlabyrinth geht man noch heute durch ein Märchen aus Tausend und Eine Nacht, und wenn morgen einer der alten Sultane wiederkehrte, die in den Kuppelgräbern der Nekropolis beim Bab En Nasr ruhen, er würde, wenn er nicht von ungefähr den Weg nach dem äußersten Westen der Stadt einschlüge, keine Stunde geschlafen zu haben meinen.

Der Eindruck, den diese Beobachtungen machen, steigert sich, wenn der Beschauer sich erinnert, mit welcher Gewaltsamkeit und in welcher Ausdehnung Mehemed Ali nach europäischen Vorbildern reformirte, und wenn er sich ins Gedächtniß zurückruft, daß die Weltstraße, welche England mit Indien verbindet, hart an Kairo vorbeiführt. Allein jene Reformen haben im Ganzen doch nur die Oberfläche berührt, und wo sie tiefer gingen, hat sie der arabische Geist sich assimilirt, so daß oft ihre Herkunft aus der Fremde kaum zu erkennen ist. Gegen die Einwirkung der Straße von London nach Madras und Calcutta aber lieferten eine Bevölkerung von zweimalhunderttausend Mohammedanern, der stete Zufluß von Menschen aus Inner-Afrika, wo der Islam noch ungebrochen herrscht, die Rechts- und Theologenschulen, deren Hauptsitz Kairo ist, und der Hadsch, die große Pilgerkaravane, die alljährlich zu bestimmter Zeit die Stadt mit Tausenden eifriger Moslemin füllt, ein mehr als genügendes Gegengewicht.

Mögen aber auch jene Einwirkungen Europas tiefer in das Innere gedrungen sein und namentlich in der vornehmen Klasse das Jungtürkenthum verbreitet haben, die Außenseite der Stadt und ihrer Gesellschaft, mit der es der Reisende zunächst zu thun hat, ist von ihnen nur wenig verändert worden.

Es ist wahr, auf dem Nil schwimmen etliche zwanzig elegante Dampfer, und an seinen Ufern stehen Zuckersiedereien mit denselben

hohen Fabrikschornsteinen wie bei uns. Eine Eisenbahn mit bequemen Wagen, einer ersten, zweiten und dritten Klasse, einem hübschen Bahnhof mündet vor dem einen Thor. In der Muskih, dem Frankenviertel, finden wir Häuser, die in einer südeuropäischen Stadt nicht sehr auffallen würden, begegnen wir bisweilen Kutschen aus Wiener und Londoner Werkstätten. Es giebt in diesem Quartier Gasthöfe, wo man beinahe so gut speist, wie in Paris und London, wo so ziemlich alles zu haben ist, was europäischer Luxus Bedürfniß nennt. Die Straßen haben an den Ecken ihre Namen verzeichnet, die Häuser ihre Nummern. Auf der Esbekieh mag man an Sonntagen, wo die feine Welt hier lustwandelt, zuweilen auf Augenblicke fast auf einem französischen Boulevard zu sein wähnen. Niemand hat mehr die unangenehme Ueberraschung zu fürchten, sich den schwarzen Ofenrohrhut der Civilisation, wie bekannt und begreiflich ein Hauptgreuel für den beturbanten Orient, unversehens vom Kopfe geschlagen zu sehen. Bis vor einigen Jahren gesetzlich auf Eselsrücken beschränkt, dürfen die Ungläubigen jetzt sich so stolz wie Gläubige zu Rosse zeigen; ja selbst das Recht, Bekenner des Islam auf offener Straße mit Schimpfworten, Fußtritten und der gewichtigen Nilpferdknrbatsche zu tractiren, scheint ihnen von der Nachgiebigkeit, die unter Mehemed Ali Gebrauch wurde, zu ihren übrigen Privilegien geschrieben worden zu sein.

Damit ist aber wohl auch alles erschöpft, was die neueste Zeit zu der ursprünglichen Gestalt der alten Chalifenstadt hinzugefügt hat, und dieses alles wird, zusammengehalten mit dem Strome altmorgenländischen Lebens und Wesens, welcher es umfluthet und durchdringt, zum Verschwinden unbedeutend. Ein paar Dampfer im Hafen von Bulak, umgeben von zahllosen, seltsam gebauten und aufgetakelten Dahabien, machen nur den Eindruck einer Ausnahme von der Regel. Ein Fabrikschornstein, um den sich Gruppen von Palmen erheben, und vor dem in der Ferne aus andern Palmen Dutzende von Minarets auftauchen, sieht fast selbst wie ein Minaret aus. Der daher schießende Bahnzug wird leicht vergessen, das

Pfeifen seiner Locomotive leicht überhört, wenn sich vor den Thoren des Bahnhofs beinahe stündlich Karavanen mit Hunderten brüllender Kameele vorüberdrängen. Die Muskih ferner ist ein bloßer Ansatz an dem Körper der eigentlichen Stadt, von der übrigens ihre Häuser nicht bloß die platten Dächer und ihre Bewohner nicht bloß den rothen Tarbusch angenommen haben. Die Rosselenker auf dem Bocke der Modecarosse, die Bedienten hinten darauf, sind gelbhäutige, schwarzäugige Turbanträger. Auf der Esbekieh trifft das Auge noch immer häufiger auf morgenländische als auf abendländische Trachten, und selbst wo diese einmal an Zahl überwiegen, bleibt uns, ganz abgesehen von der Vegetation in den Anlagen des schönen Platzes und der Architektur der meisten Gebäude, die ihn umgeben, in den hellen Farben der Kopfbunde und Schuhe, der Burnusse, Kaftane und Pumphosen, in den bunten Tressenjacken und Leibbinden, in der Pfeifenbewaffnung und Schleierverwahrung des morgenländischen Elements der Spaziergänger eine sehr lebhafte Erinnerung daran, daß wir im Orient sind. Im Innern der Stadt endlich, am Ende der großen Straße des Frankenviertels hört jede Spur westeuropäischen Einflusses auf, und man geht stundenlang durch die halbdunkeln, kühlen Gassen, durch die bunten Basare, an den stolzen Chanen und Moscheen hin, ohne anderen Gestalten, Farben und Tönen zu begegnen, als solchen, welche die Natur Afrikas und Asiens geboren.

Kairo, die Stadt Saladins, liegt am Eingang des Thales von Oberägypten, etwa drei Stunden südlich vom sogenannten Knhbauch, Batn El Backerah, der Stelle, wo der Nil sich in den Damiette und Rosettearm theilt und das Delta beginnt. Hart über dem Ostrand der Stadt, die sich mehr in die Länge als in die Breite ausdehnt und ungefähr den Raum von drei Fünfteln einer Quadratmeile bedeckt, erheben sich die Wände der Mokattamberge, mit denen die Wüste anfängt. Der Strom ist von den nördlichen Theilen des Westendes eine reichliche Viertelstunde, von den südlichen nicht viel über tausend Schritte entfernt. Die Zahl der Einwohner berechnet

man auf 250,000, doch ist in dieser Beziehung bei der üblen Stellung, in der sich die Statistik hier den Gesetzen des Harems gegenüber befindet, Bestimmtes nicht zu sagen.

Schon von der Eisenbahn aus, die sich über die Thalsohle heraufwindet, bietet Kairo durch den doppelten Contrast einerseits zwischen den elenden, in Schutt und Schmutz erstickenden Städten und Dörfern, die man vorher gesehen, und der Pracht schöner Landhäuser und schlanker Minarets, die jetzt immer deutlicher in der Tiefe und auf der Höhe vor und neben dem Zuge auftauchen, andererseits zwischen der dürren, mißfarbigen Wüste, die von Osten herüberstarrt, und den graziösen Palmen und breitwipfeligen, dunkellaubigen Sykomoren, die hier unten Hunderte von Gärten beschatten, einen ungemein stattlichen und zugleich anmuthigen Anblick.

Ein bei Weitem großartigeres Bild breitet sich vor dem aus, der die Stadt und ihre Umgebung von der Citadelle aus betrachtet. Besonders schön ist dieses Bild in dem kühlen Lichte der Morgenstunden. Unmittelbar unter sich hat der Beschauer die gelbgrauen Häusermassen der mächtigen Stadt mit ihren rosenfarbenen oder weißen Palästen, ihren dreihundert Moscheen, ihren unzähligen bisweilen spitz zulaufenden, häufiger in eine Zwiebelform endigenden, bald weiß und roth gestreiften, bald einfach sandsteinfarbenen Minarets, deren Seiten die über den Bergen der Wüste aufgehende Sonne mit ihrer Gluth anhaucht. Rechts stehen, zum Theil in Trümmer gefallen, mit ihren Kuppeldächern die zierlichen Grabmoscheen der Mameluckenkönige. Links verläuft sich die Stadt mit einzelnen kleinen Häusern und Schuppen im Sande. Das Ganze faßt, soweit das Ueberschwemmungsgebiet des Nil reicht, eine immergrüne Landschaft von Gärten und Getreidefeldern, Palmen, Akazien, dunkeln Cypressen, hellen Feigenbäumen und lichtgrauen, sedrigen Tamarisken ein, deren Wäldchen von fern wie auf die Erde gefallene Wolken aussehen. Da und dort erhebt sich graubraun im Grünen eine kleine Stadt, ein Dorf oder eine Gruppe von Windmühlen. Mitten aus Aeckern tauchen grell weiß getünchte Welis, Gräber von Heiligen

auf. Landhäuser von Bejs und Paschas schimmern mit hellen Mauern durch die Lücken der Laubfülle, die sie im Winde umgaukelt. Neben den Dörfern weiden Heerden grauer Büffel und brauner Schafe und Ziegen, über ihnen schweben Taubenschwärme wie Wolken. Links wird Alt-Kairo mit seinen Ruinen und die Insel Roda, dann die Hafenstadt Bulack, dann weiter rechts das anmuthige Gartenschloß Schubra mit seinen Alleen und Kiosken, endlich im Norden nebelblau der Obelisk von Heliopolis sichtbar. Mitten drin der breite, vielgewundene Fluß, jenseits desselben über Palmenwäldern ernst in der ernsten Wüste, unten ebenfalls bläulich, an den Gipfeln schwach geröthet, die drei großen Pyramiden von Gisch, höher stromaufwärts die von Abusir, Daschur und Sakkarah, über Allem der wolkenlose, dunkelblaue Himmel Afrikas — in der That ein königlich stolzes, überraschend prächtiges, überwältigendes Gemälde, in das sich, wenn wir uns umwenden, die Alabastermoschee Mehemed Alis mit ihren nadelfein emporstrebenden Minarets und ihrer gewaltigen Kuppel würdig einfügt, während unter unsern Füßen in der Tiefe der freie Platz vor der Dschami Sultan Hassans in seinem Gewimmel arabischer Trachten, seinen Gruppen und Zügen von Kameelen, Eseln und Ziegen eine passende Staffage giebt.

Eine der schönsten Erinnerungen meiner Reise in Aegypten ist der erste Morgen, den ich in Kairo verlebte. Ich war, da der Bahnzug in Alexandrien mehrere Stunden auf die Passagiere der indischen Post hatte warten müssen, erst mit sinkendem Abend hier angekommen. Ein Reisebegleiter, der in der Stadt wohnhaft, hatte mir rasch durch das Getümmel von Lastträgern, Gasthofskellnern, Eselsbuben, Reiteseln, Kameelen und Kutschen, welches sich uns mit den Lichtern von hundert Fackeln und Handlaternen aus dem Dunkel vor der Thür des Bahnhofs in allen Sprachen der Menschen- und Thierwelt schreiend entgegendrängte, hindurch und in einen Wagen geholfen, der uns durch die Finsterniß außerhalb des Thores in die Finsterniß innerhalb des Thores, über mehrere breite, meist von Gärten eingeschlossene Straßen und zuletzt über den Esbekieh-Platz

nach dem Hotel des Pyramides brachte. Die schnelle Fahrt und die Dunkelheit hatte mich vom Orient nichts als einige Kameelhälse, einige schwarze Bananenblätter und Palmenwipfel, die über den Gartenmauern sichtbar wurden, und wo eine Fackel oder Laterne ging, einen und den andern weißen Turban bemerken lassen, und die Table d'hote im Gasthofe, die deutsche Sprache und Art von Wirth und Wirthin, die Einrichtung meines Schlafzimmers ließen ebenfalls nur wenig die Heimath vermissen.

Der Morgen brachte vollkommen andere, zuerst wie ein Zauber überraschende Eindrücke. Schon in der Stille der Nacht war mirs einmal gewesen, als ob ein ferner Gesang mit langsamer feierlicher Melodie draußen über den Gassen sich vernehmen lasse, und in der That ertönt ein solcher Gesang von den Minarets der Hauptmoscheen zum Preise Allahs und Mohammeds allnächtlich. Jetzt ließ sich der eigenthümliche fremdartige Ton von Neuem hören, und als ich davon erwachte, klangen durch das aus Versehen offen gebliebene Fenster hell und deutlich wie aus unmittelbarer Nähe die Worte an mein Ohr:

„Gott ist sehr groß! Gott ist sehr groß! Gott ist sehr groß! — Ich bekenne, daß es keinen Gott giebt außer Allah. Ich bekenne, daß es keinen Gott giebt außer Allah. — Und daß Mohammed der Gesandte Allahs ist. Und daß Mohammed der Gesandte Allahs ist. — Kommt zum Gebet, o kommt zum Gebet! — Kommt zum Heil, o kommt zum Heil! — Beten ist besser als Schlafen. — Gott ist sehr groß! — Es giebt keinen Gott außer Allah." —

Es war der Adan, der Ruf des Muedddin zum Morgengebet. Tief ergriffen von der wohlklingenden Tenorstimme des einsamen Sängers und der einfachen Weise seines Gesanges, den ich bis dahin noch nicht gehört, an den ich nicht gedacht, und der nun wie der erste Gruß des Morgenlandes zu mir herübertönte, ließ ich ihn verhallen. Als ich mich dann erhob und vor das Fenster trat, sah ich ein Bild vor mir, das den Tönen entsprach. Unter mir, auf einem kleinen dreiseitigen Platze, den eine große dichtbelaubte Akakazie zum Theil beschattete, stand ein Kawaß vor einem auf den Erdboden

gebreiteten Tuche im Begriff, die vom Islam vorgeschriebenen Kniebeugungen vorzunehmen. Eine Strecke weiterhin lag ein Ziegenhirt umgeben von seiner Heerde schon mitten im Gebet mit der Stirn im Staube. Ueber das Dach des Hauses hinter dem Baume schauten aus einem Garten einzelne hochstämmige Palmen, deren Kronen sich, vom Winde bewegt, wie gleichfalls dem Ruf zur Anbetung folgend, nach der Richtung von Mekka hinneigten. Weiterhin endlich erhoben sich aus dem Wipfelgrün anderer Gärten, von dem gelben Schimmer des anbrechenden Tages beleuchtet, drei schlanke Minarets. Von der Galerie des nächsten unter ihnen war der Ruf, der mich geweckt, ergangen. Auf der anderen standen mit ihren weißen Turbanen und ihren lichtblauen Kaftanen noch die Muezzins, um in die stillen Gassen und Gärten ihr „Allahu akbar" hinabzusingen.

Noch oft und vielleicht von bessern Stimmen hörte ich den Adan vortragen, aber nie wieder empfand ich so viel dabei. Mit dem Glockendonner unsrer Dome, mit dem Tonkatarakt unsrer großen Orgeln läßt sich der Gesang der Muezzins freilich so wenig vergleichen, wie eine Moschee Kairos, und wäre sie die größte, mit einem unsrer mächtigen Münster, und wenn dennoch der Eindruck, welchen der Adan macht, ein erhabener und ergreifender ist, so werden wir uns dies damit erklären dürfen, daß die Stimme des Erzes nur Töne, die Stimme des Sängers auf dem Minaret Töne und zugleich Worte hat.

Während ich mir dies Bild in seinen Hauptzügen aufzeichnete, folgte dem gelben Morgenlichte das rothe und endlich die Sonne selbst. Die Stadt war erwacht, und immer lauter und vielstimmiger gab sich die Strömung des Verkehrs in den Straßen drunten kund. In das Murmeln und Summen semitischer Gurgeltöne mischten die Reitesel, die sich jetzt vor dem Hause zu sammeln begannen, ihr gellendes Geschrei. Das Marktvolk strömte herein und pries mit langgedehntem Ruf seine Waaren an. Arbeiter zogen mit melancholischem Gesang nach einem Bauplatz. Eine keifende Weiberstimme stritt hartnäckig und, wie es schien, siegreich mit

einem halben Dutzend Männerstimmen. Ziegen beklagten sich meckernd, daß man sie beim Melken zu rauh angefaßt. Büffel brüllten, Kameele stöhnten den Baß zu dem Concert, in das allmählich die Wasserträger mit dem Geklingel ihrer Messingbecher, die Straßenwechsler mit dem taktmäßig wiederholten Gerassel ihrer Kupferpiaster, die Kutscher mit Peitschengeknall, die Läufer, die hier jedem Wagen voraussspringen, mit ihrem unaufhörlichen: „Riglak! Riglak, ya Schech! — Schemalak! — Jeminak! — Guarda, Guarda ya Chowadscha!“*) und hundert andere mir noch unbekannte Musikanten einfielen.

Eine Klingel rief die Gäste zum Frühstück in den Speisesaal hinab, und ich war wieder in Europa, in Deutschland. Die orientalischen Divans an den Wänden, das Schnitzwerk am Hinterfenster, die Balkendecke, ein und der andere Tarbusch wollten dazu nicht passen. Die Gesellschaft an der Tafel aber war so europäisch wie irgend eine zwischen Hamburg und Venedig, und die Deutschen waren an der Table d'hote sogar in der Mehrzahl. Oben an saß vor seiner Serviette Preußen, repräsentirt durch Pastor Fliedner von Kaiserswerth, den Gründer der Diakonissenanstalten, durch eine stattliche Frau Regierungsräthin aus Magdeburg nebst zwei hübschen blassen Töchtern, durch zwei Berliner Artilleriefeuerwerker, die, dem Vicekönig zur Verbesserung seiner Armee geliehen, hier Offiziersrang bekleideten, und durch einige Kaufleute und Mäkler. Mir gegenüber unterhielt sich Frankfurt in Gestalt eines großen starken Herrn mit einem Nachbar, der durch die ersten Worte schon verrieth, daß seine Wiege im Schwabenland gestanden. Das deutsche Oesterreich hatte zu diesem internationalen Dejeuner einen redseligen Gutsbesitzer aus der Gegend von Linz und einige Handlungsbeflissene gesandt. Sachsen zu vertreten hatte der Verfasser dieser Darstellung die Ehre. Daß endlich auch die deutsche Schweiz nicht

*) Riglak ya Schech: dein Fuß, o Herr (ist in Gefahr). Schemalak: deine linke Seite). Jeminak: deine rechte. Guarda, ya Chowadscha: nimm dich in Acht, o Europäer (eigentlich: o Hausirer).

ohne Repräsentanten war, wurde ich schon nach der Suppe an den echt zürcherischen Schnarch- und Zischlauten inne, mit welchen hinter einer kleinen Verschanzung von Maccaronis mit Parmesankäse, neben der ein grüner Römer und ein Champagnerglas sich als Bastionen erhoben, ein gutmüthiger Hitzkopf den kecken Angriff der beiden Artilleristen auf Neuenburg abzuschlagen bemüht war.

Die Lage des Hotels unmittelbar am Eingang der Hauptstraße des Frankenviertels, welche zugleich die geradeste, breiteste und, da in sie alle Wege aus den innern Quartieren nach der Esbekieh, der Promenade, nach Bulak, dem Hafen Kairos, und nach der Eisenbahn münden, die belebteste der ganzen Stadt ist, empfahl es, die Ausführung meines Plans, nach welchem ich erst Kairo an mir vorübergehen lassen und dann selbst an Kairo vorübergehen wollte, hier zu beginnen. Der große Erker des Speisesaals war wie für diesen Zweck geschaffen. Man konnte von hier stundenlang ohne sich zu langweilen den Riesenmummenschanz, als welcher dem Fremden das Treiben auf jener Straße erscheint, mit seiner abenteuerlichen Farbenpracht und Gestaltenfülle, mit seinen Contrasten und Ueberraschungen an sich vorüberziehen sehen.

Die am häufigsten wiederkehrenden Farben in der Menschenfluth, die sich vom Morgen bis in die Nacht aus dem Halbdunkel der oben mit Matten überspannten Straße nach dem sonnebeschienenen Platze vor dem Gasthof schillernd herauswälzt, sind hellblau, weiß, roth und lichtbraun. Als Hauptcontraste erscheinen auf den Wellen des Stroms schmutzstarrende, fetzenumhangene Armuth gegenüber prunkvollem, in Seide und Gold daherranschendem Reichthum, dann Erinnerungen an das unmittelbar vor dem östlichen Thor beginnende Wüstenleben gegenüber dem Raffinement und der Cultur einer morgenländischen Hauptstadt. Ueberraschungen biegen beinahe jeden Augenblick um die Ecke, und wie in einem Kaleidoskop bilden sich aus den bunten Elementen unablässig bald groteske, bald anmuthige Gruppen.

Auf der einen Seite des Platzes, hart unter meinem Erker,

steht mit ihren Grauchen eine Schaar von Eselsbuben, den Fiakern und Fremdenführern der Capitale Aegyptens. Während ihre Thiere nach Vermögen herausgeputzt, mit rothen Polstersätteln versehen, mit Troddeln und Messingzierrathen behangen, am ganzen Körper rasirt und bisweilen sogar bunt bemalt sind, sehen sie selbst wie wandelnde Lumpensammlungen aus. Keiner trägt Schuhe, kaum einer mehr auf dem Leibe als den blauen Baumwollenkittel des gemeinen Volkes, über den einer oder der andere eine alte Militärjacke oder einen europäischen Rock gezogen hat, dem Aermel und Kragen abhanden gekommen sind. Fast immer sich zankend und rasend, beginnt der ganze Haufe bei jeder Annäherung eines zu Fuß sich zeigenden Franken wie ein gestörter Bienenstock zu schwärmen, stößt sich, drängt sich, schließt den Fremden ein, preist ihm in gebrochenem Englisch, Französisch und Italienisch die verschiedenen Esel an, schwingt sich, um ihre Vorzüge ans Licht treten zu lassen, in den Sattel und jagt mit zurückgelegtem Oberkörper und weit vorgestreckten nackten Beinen wie rasend im Kreise umher, bis der auf solche Weise Angefallene entweder eins der Thiere herausgreift und besteigt oder sich mit Püffen durch das Getümmel der Zudringlichen Bahn bricht.

Auf der andern Seite des Platzes, unter der großen Nilakazie, welche die Posthalterei der Transitgesellschaft beschattet, hat sich eine nicht weniger interessante Gruppe, ein Bild für Murillo, zusammengefunden. Neben einem Tschibbukmacher, der sein Handwerk unter freiem Himmel betreibt, hocken Fellahweiber mit runden Brotfladen, die sie den Vorübergehenden mit gellender Stimme anbieten. Gleich bei ihnen liegt ein halbgeschorener Kopf im Schooß eines beturbanten Barbiers, der, die Paradieslocke des Kunden in der Linken, das blinkende Messer in der Rechten, die landesübliche Glatze zu vervollständigen bestrebt ist, während hinter ihm die flinken Finger eines Mädchens in den Haarstoppeln eines schmutzigen Brüderchens eine Operation vollziehen, die eine ähnliche Lage erfordert, zu der es aber nicht des Rasirmessers bedarf.

Zwischen diesen bleibenden Gruppen des Vordergrundes hindurch wimmelt ein Gewühl von Männer- und Weibertrachten, von Fußgängern und Reitern zu Esel, zu Pferd, zu Kameel, von weißen, gelben, dunkelbraunen und schwarzen Gesichtern, von weißen, rothen und grünen Turbanen, einfarbigen und gestreiften Mänteln, schwefelgelben und zeisiggrünen Kaftanen, von Bortenjacken, Pumphosen, schnurenbesetzten Gamaschen, Quastenkaputzen, Schleiern, Mönchskutten, Bettlerlumpen, nackten Kindern und Staatskutschen, Karren, Körben und Säcken hinein in die Straße und hinaus nach dem Platze. Wir sind in der Hauptstadt eines Reitervolkes: fast ein Viertel derer, die sich vorübertummeln, ist im Sattel. Kameele ersetzen die Frachtwagen, Esel die Handkarren. Rädergerassel wird kaum gehört, da die wenigen Kutschen, die man sieht, über ungepflasterten Boden fahren.

Weiber vom Lande trippeln in dunkelblauen Hemden, Kopf, Schultern und Rücken in einen wallenden Ueberwurf von gleicher Farbe gehüllt, das gelbe Gesicht unter den kohlschwarzen Augen mit einem schmalen, lang herabhängenden, ebenfalls dunkeln Zeugstreifen dem Blick entziehend, häufig auch unverschleiert vorüber. Eine trägt mit rückwärts gebogenem Oberkörper auf dem Kopf einen schweren dickbäuchigen Henkelkrug. Einer andern sitzt ein nacktes Kind in der Stellung eines Reitenden auf der rechten Schulter.

Bei den Unverschleierten bemerkt man, daß das Kinn und bisweilen auch die Wangen mit blauen Punkten tättowirt sind. Alle tragen breite silberne Armspangen, die meisten Fingerringe von demselben Metall mit bunten Steinen. Die Nägel an Händen und Füßen sowie die innern Handflächen sind mit Hennah ziegelroth gefärbt, bei manchen ist auch der Rücken der Hand tättowirt. Die ältern sind durchgehends abschreckend häßlich. Auch die jüngern haben außer den feurigen mandelförmig geschnittnen Augen wenig Anziehendes in den Gesichtszügen; dagegen sind die Körperformen, welche die Sitte bei Weitem weniger als das Antlitz zu verbergen zwingt, bei der Mehrzahl untadelhaft.

Durch die dunkelgekleidete Frauenschaar hindurch marschirt ein Trupp Soldaten in weißen Baumwollenjacken, über denen sich weiße Seitengewehr- und Patronentaschenkoppeln kreuzen, weißen faltigen Kniehosen, weißen Strümpfen, bunte Gürtel um den Leib, Feuerschloßflinten auf der Schulter, einen rothen Tarbusch mit blauer Seidenquaste auf dem rasirten Kopfe. Es sind lauter gelbe Gesichter mit schwarzen Augen, lauter junge Leute, bartlos, von schwächlichem Aussehen und nachlässiger Haltung. Neben ihnen sucht ein Zug von Eseln durchzukommen, die mit triefenden Wasserschläuchen aus Ziegenfellen beladen sind und einen fetten graubärtigen Molla niederrennen werden, der unter seinem ungeheuern Turban vermuthlich einer theologischen Frage nachsinnend, den Rosenkranz in der Rechten, den Zügel seines Maulthiers in der Linken, mit niedergeschlagenen Augen auf sie zutrabt. Hinter den Eseln schleppen Kawassen einen betrunkenen Soldaten zur Prügelbank in die Saptieh oder Polizeiwache, wo er wahrscheinlich den Hadd, die vom Koran zur Kur von Trinkern verordneten achtzig Hiebe bekommen wird. Hellblaue flatternde Baumwollenkittel, ein gelber Burnus, viel betroddelt und verbrämt, ein kohlschwarzer Abyssinier mit schneeweißem Turban und Gewand, ein Haufe Arnauten in rothen und blauen Schnurenjacken, um die Hüften breite Ledergürtel, aus denen ein ganzes Magazin von Mordinstrumenten, langhalsigen Yataghanen, krummen Dolchen und silberbeschlagenen Pistolen hervordroht, und ein Rudel von Kindern, jedes mit einer Schmutznase, jedes mit ein paar Dutzend Fliegen an den Augenlidern, folgen als Zuschauer.

Und immer wieder treibt der Lebensstrom der großen Stadt neue Bilder am Fenster vorüber. Griechische Stutzer erscheinen, um auf der Esbekieh zu flaniren. Keck und selbstbewußt sitzt ihnen die hohe rothe Mütze auf dem rechten Ohr, und mit unnachahmlich kokettem Steißwurf verstehen sie die dickbauchige regelmäßig geplättete Faltenfülle ihrer Fustanella die Knie umtänzeln zu lassen. Kopten folgen in schwarzen Kaftanen und dunkelblauen Kopfbunden,

das messingne Schreibzeug wie ein Pistol im Gürtel, in der Hand Geschriebenes; denn sie sind die Sekretäre des Straßenvolkes. Eine andere Welle führt Scherifs herbei, welche der grüne Turban als Nachkommen des Propheten bezeichnet, und die sich jetzt in Menge hier einfinden, da ihnen in diesen Tagen die kleine Jahresrente ausbezahlt wird, welche ihnen die Ehrfurcht vor dem in ihren Adern fließenden heiligen Blute bewilligte. Wieder eine andere Woge bringt ein Durcheinander von Persern mit schwarzen Lammfellmützen, von Derwischen, die in ihrem zottigen Dilk und mit ihren greulich verfilzten Haaren und Bärten wilden Thieren ähnlicher als Menschen sind, von langbärtigen Barfüßermönchen in braunen Kutten, von schwarzen Stehkragenröcken, in denen, eingefaßt von wohlgestärkten weißen Halstüchern, glattrasirte englische Missionäre einherwandeln. Dazwischen reiten oder schreiten andere europäisch Gekleidete, hier eingebürgert, die Nilpferdpeitsche in der Hand, den Kopf in die Kuffieh gehüllt, ein gelb und roth gestreiftes Tuch, welches, wie die Kopfhüllen unsrer Bauermädchen umgenommen, mit langen Schnüren und Kügelchen über den Rücken hängt, am Hause vorüber. Mit ihnen kommen Engländer, denen wir an den helmartig gebauten Nankingmützen ansehen, daß sie auf der großen Tour nach Indien sind, und Engländerinnen mit semmelblonden Schlangenlocken und grünen Schleiern. Aus dem Hofe der Transitgesellschaft jagen durch die auseinanderstäubende Menge die zweirädrigen, von beturbanten Postillonen gefahrenen gelblichen Omnibus, welche die Passagiere der indischen Post von hier durch die Wüste nach Sues bringen.*)

Hinter ihnen schlägt die gespaltene Menschenwelle wieder zusammen. Ein Harem reitet aus, um Luft zu schöpfen. Die Esel der vornehmen Frauen sind mit Teppichen bedeckt. Alle Reiterinnen stecken mit Ausnahme des Gesichts, das ein weißer Schleier bis auf Stirn und Augen verhüllt, in der Chabarah, einem schwarz-

*) Jetzt ist Kairo mit dem Rothen Meer durch eine Eisenbahn verbunden.

seidenen Ueberwurf, den der Wind wie einen Luftballon aufbläst. Darunter sehen papageigrüne, rosenrothe und dottergelbe Gewänder und Pumphosen von Seide, gestickte Strümpfe und bunte Schnabelschuhe hervor. Neben jeder geht ein Diener her, um sie im Sattel zu halten, in welchem sie in der Weise der Männer sitzen. Die Frauen weichen zur Seite vor einem Läufer, der sie mit wiederholtem „Dachak, ya bint!“ — „Gembak, ya sitt!“*) vor der Baronche hinter ihm warnt, in welcher der armenische oder griechische Bischof spazieren fährt. An der Stelle, wo vorhin der Barbier saß, ruft jetzt ein halb nackter Nubier, dem ein dichter fettglänzender Haarwulst vom Scheitel über Nacken und Ohren hängt, breite gerade Schwerter zum Verkauf aus, wie sie das schwarze Volk der Barabra an den Nilkatarakten trägt. Neben ihm hat ein Beduine vom Sinai eine Art Würste feil, die aus Dattelmuß und Mandeln in Gazellenhaut genäht bestehen. Stolz reitet an ihm mit langer Lanze ein anderer Wüstensohn vorüber, dessen schlichter brauner Kapuzenburnus und dessen dürrer Klepper stark gegen den prächtigen türkischen Bej absticht, welcher auf wohlgenährtem Rosse hinter ihm herkommt, und an dessen feinluchner Jacke man vor lauter Stickerei kaum den Grund sieht.

Ein Stück zur Seite begrüßen sich ein weißer und ein rother Turban. Sie legen ihre rechten Hände in einander, bringen sie dann an die Lippen und die Stirn und legen sie hiernach auf die Brust, indem sie sich gegenseitig „Salamat“, Friede sei mit dir, oder „Taibin“, viel Gutes wünsche ich dir, zurufen.

Eine Strecke weiterhin schwankt der Tod in Gestalt eines Leichenzugs durch das Leben der Straße. Zuerst kommen sechs ärmlich gekleidete Männer in blauen Kaftans, sogenannte Jemanijeh, die, drei und drei zusammengehend, in unablässiger Wiederholung: „La illaha illa lah. Wa Mohammed er rossul Allah!“ — das

*) Deinen Rücken (in Acht nehmen) o Tochter! — Deine Seite ist in Gefahr o gnädige Frau!

Glaubensbekenntniß des Islam, singen. Dann folgen die Verwandten des Verstorbenen, seine Freunde und einige Derwische mit den rothen Fahnen ihres Ordens. Hinter diesen gehen mehrere Knaben, von welchen einer auf einem Lesepult von Palmenholzstäben eine Abschrift des Koran trägt, die mit einem gestickten Tuche bedeckt ist. Sie singen mit heller Stimme ein Loblied auf Gott:

„Gepriesen sei die Vollkommenheit dessen, der geschaffen hat alles, was Gestalt hat, und unterworfen seine Knechte durch den Tod, der da vernichtet seine Geschöpfe sammt den Menschen. Sie werden alle in den Gräbern liegen. Gepriesen sei die Vollkommenheit des Herrn im Osten, die Vollkommenheit des Herrn im Westen, die Vollkommenheit dessen, der die beiden Lichter angezündet hat, die Sonne und den Mond. Seine Vollkommenheit, wie gütig ist er! Seine Vollkommenheit, wie groß ist er!"

Dann kommt der Todte auf der Bahre, den Kopf voran, die Hände auf die Brust gelegt, mit bunten Shawls bedeckt und von vier Freunden getragen. Hierauf folgt ein Trupp verschleierter Frauen, mit aufgelöstem Haar, weinend und laute Klagerufe ausstoßend. Einige haben sich Kopf, Stirn und Busen mit Koth und Staub beworfen. Es sind gemiethete Klageweiber, die von Zeit zu Zeit ein unartikulirtes, gellendes Gekreisch hören lassen, wozu sie blaue Tücher schwingen oder vor dem Gesicht zusammendrehen, während die wirklich leidtragenden Frauen der Familie ihren Schmerz durch Ausrufe wie: „O mein Trost! — O mein Vater! — O mein Löwe!" kundgeben.

Die Vorübergehenden machen Front gegen den Zug und murmeln: „Gott ist sehr groß!" Die Leiche wird zunächst in die Moschee gebracht, wo eine Art Todtengottesdienst, bestehend in Korancapiteln und Gebeten für den Verstorbenen gehalten wird, nach welchem der Chatib die Versammelten auffordert, ihr Zeugniß über den Todten abzugeben, was mit den Worten geschieht: „Er war einer von den Gerechten." Dann werden abermals Gebete gesprochen und Koncapitel recitirt, und hierauf setzt sich der Zug in Ordnung, wie er

gekommen, nach dem Begräbnißplatz in Bewegung, wo die Beerdigung ohne weitere Ceremonie vor sich geht.

Der Leichenzug ist vorüber. Um die Ecke schaut der Kopf eines Kameels, dem andere folgen. Die Karavane kommt näher, und eines nach dem andern schreiten mit ihren Schlangenhälsen, ihren Hängelippen, ihren warzenbedeckten, beschabten und beschundenen Leibern, die häßlichen und doch so nützlichen Höckerthiere an uns vorüber. Die einen tragen in Bastnetzen mächtige Mühlsteine, andere sind mit Bergen von Gras und Klee, wieder andere mit Kisten und Säcken beladen. Ihr rauhes Brüllen tönt noch lange, nachdem sie in den Biegungen der Gasse verschwunden sind, wiederhallend in den Lärm hinein, den die Ausrufer machen, von denen sich jetzt eine Menge auf dem Platz vor dem Hotel eingefunden haben.

„Die Lupinen von Imbabi*) sind süßer als Mandeln!" verkündet ein Blankaftan mit einem Sack auf dem Rücken. Bald nachher hallt das Geschrei eines Wässerträgers: „Möge Gott mirs vergelten!" begleitet von Bechergeklirr, zu meinem Erker herauf. Fast unmittelbar daran schließen sich die Rufe: „Gott lasse sie mir leicht los werden — o Limonen!" womit der Orangenverkäufer seine Waare anzeigt, und „Düfte des Paradieses!" womit der Händler mit Hennahblüthen die Vorübergehenden zum Kauf zu bewegen versucht. „O Mitleiderwecker, o Herr!" krächzt die Stimme eines Bettlers, und ein Zunftgenosse von mehr Selbstgefühl schreit fast zu gleicher Zeit: „Ich bin der Gast Gottes und des Propheten."

Dann erscheint der Scherbetverkäufer, der auf dem Kopf einen runden Präsentirteller von Kupferblech trägt, auf welchem Näpfe und Kannen mit kühlender Dattelbrühe stehen. Dann ein Mann, der, ebenfalls auf dem Kopfe, einen schweren Korb mit Pfeifenköpfen schleppt, die er als Waare von Sint anpreist. Dann verschiedene Dellals, Mäkler der Gasse, die gegen gewisse Procente Privat-

*) Imbabi ist ein Dorf am Nil, nicht fern von Kairo.

lenten Dinge, welche sie los sein wollen, durch öffentlichen Ausruf an den Mann bringen.

Neben dem Nubier, mit dem jetzt zwei britische Nankinghelme um ein Ritterschwert feilschen, welches in der deutschen Fabrik, aus der es unzweifelhaft stammt, einen Thaler gekostet haben wird, während es hier als in Habesch geschmiedet vermuthlich zwei Pfund werth sein soll, hat sich ein zerlumpter Bursch gelagert, dessen unförmliche, balkendicke Füße zeigen, daß er von der Elephantiasis heimgesucht ist. Neben dem Krüppel wieder tanzt nach der Pauke eines Musikanten und dem Takt von kleinen Messingcastagnetten, die sie über dem Kopfe mit Daumen und Mittelfinger zusammenschlägt, ein braunes Weib vom Stamm der Ghawassi die üppigen Tänze ihrer Zunft, die, wie uns von den Monumenten Thebens erzählt wird, aus der Pharaonenzeit stammen, und die sie mit einem tremulirenden Gesang voll Obscönitäten begleitet. Auf dem Kopfe trägt sie einen mit Goldmünzen benähten Tarbusch, die Augenlider sind schwarz geschminkt, unter dem flatternden blauen Hemde, welches den Busen nur halb verhüllt, sehen weite gelb und roth gestreifte Hosen hervor. Der Paukenschläger ist ihr Mann und ihr — Kuppler. Mehemed Ali verbannte die liederliche Gilde aus der Hauptstadt nach Oberägypten. Jetzt sind sie wieder da, und „Allah kerim!" sagen die Vorübergehenden. Gott ist gütig und barmherzig! Und Said Paschas Regierung — ist auch barmherzig.

Auffallend groß ist die Zahl der Blinden und Einäugigen, welche vorübergehen, und ich möchte fast glauben, was man behauptet: daß von den fünfmalhunderttausend Augen in Masr bestimmt hunderttausend die Sonne nicht sehen. In dem Kreise von blauen und braunen Kaftans wenigstens, der jetzt unter der Nilakazie drüben das Schischi, die Wasserpfeife aus Kokosnuß, von Mund zu Mund gehen läßt, befinden sich unter zwölf Augen fünf geschlossene, und zahlreich waren, seit ich zu beobachten anfing, die Erscheinungen bettelnder Belisars, die von Mädchen geführt, sich ihren

Weg durch das Getümmel tasteten, nicht weniger zahlreich auch blinde und triefängige Kinder.

Ich hatte mehrere Stunden in die Straße hinabgeschaut, ohne des Anblicks müde zu werden. Da ertönte plötzlich von fern arabische Musik, Geklirr von Becken, Gequiek von Flöten und das dumpfe Rollen von Trommel und Pauke. Es war ein Hochzeitszug, der von der Esbekieh in das Innere der Stadt ging. Ich betrachtete ihn, bis er an das Hotel kam, und folgte ihm dann bis zu dem Hause, dem er zustrebte.

Eine solche Procession, arabisch Sefüh, hat den Zweck, die Braut ins Bad zu führen. Sie findet in der Regel in der Mittagsstunde vor dem Tage statt, an welchem der Bräutigam die Braut entschleiert, also, da man zu letzterer Ceremonie gern den Abend des Sonntags wählt, gewöhnlich an einem Sonnabend. Die nachstehend geschilderte war eine Sefüh wohlhabender Leute und daher von ungewöhnlichem Gepränge begleitet. Auch hatte man mit ihr, wie häufig geschieht, den Paradezug eines Knaben verbunden, der zur Beschneidung gebracht werden sollte.

Den Zug eröffneten zwei Possenreißer, die mit langen Knitteln bemüht waren, einander die mit Büscheln von Papierspähnen geschmückten dreieckigen Papierhüte vom Kopfe zu schlagen, und denen ein Dritter auf Stelzen folgte. Dann kam der Barbier mit einem Schränkchen, in dem sich die zur Beschneidung nöthigen Instrumente befanden, und welches die Gestalt eines halben Cylinders hatte und vorn mit Spiegelglasstücken und Messingzierrathen belegt, hinten von einem rothen Vorhang verhüllt war. Hinter dem Barbier gingen barfuß, in blauen Hemden und weißen Turbanen, vier Musikanten, und hierauf folgte zu Pferde, von zwei nebenhergehenden Dienern gehalten, der Knabe, ein kleiner, dicker, verdrießlich dreinblickender Bursch, dem man einen mit Goldmünzen benähten Frauenturbusch aufgesetzt und allerlei andern Schmuck angehangen hatte. Zaum und Schabracke des Pferdes waren ebenfalls reich mit Gold, Seide und bunten Steinen geziert. Vor den Mund hielt er ein gesticktes

Tuch — Dragoman Hassan meinte, um sich vor dem „Nasr", d. h. vor dem „bösen Blick" zu verwahren, der wie in Italien und Griechenland auch in Aegypten allen rechtschaffenen Müttern Sorge macht, und gegen den der Knabe noch überdies durch ein dreieckiges in Papier gewickeltes Hals-Amulet gesichert war. Nach dem kleinen Reiter kamen wieder Musikanten, einer mit dem Naj, der Derwischflöte, deren Klang sich am besten mit dem Geschrei neugeborener Kinder vergleichen läßt, und ein zweiter mit dem Tabl Biledi, einer Trommel, die an Gestalt der unsern gleicht, aber keinen so tiefen Ton hat.

Hierauf entwickelte sich der eigentliche Brautzug. Zuerst zwei Diener, welche auf silbernen Tellern die Badegeräthschaften der Braut trugen. Dahinter ein dritter, der ein metallnes Rauchfaß schwang, und ein vierter, der aus einer Porzellankanne Rosenwasser nach den Vorübergehenden sprengte. Dann dreimal vier weißverschleierte Mädchen, der Statur nach zu schließen noch sehr jung. Hierauf der roth und gelb gestreifte seidene Baldachin, unter dem die Braut selbst zu gehen pflegt. Der Baldachin, von Seide, nur an der Vorderseite offen und von der Größe eines mäßigen viereckigen Zeltes, wurde von vier Männern an den Stangen getragen, welche die Ecken bildeten, und an deren Spitzen gestickte Tücher befestigt waren. Die Braut pflegt eine kleine Krone von vergoldeter Pappe zu tragen, von der man hier jedoch nichts sah, da die ganze Gestalt vom Kopf bis zu den Knöcheln in einen feuerfarbenen Shawl gehüllt war. Wahrscheinlich um nicht zu fallen, wurde die junge Dame von zwei älteren Frauen geführt. Hinter dem Baldachin gingen noch einige weibliche Anverwandte, die von Zeit zu Zeit das Sagarit, ein durchdringendes, zitterndes Freudengeschrei, dem Pferdegewieher nicht unähnlich, hören ließen, welches die Instrumente übertönend, auch bei andern frohen Ereignissen häufig gehört wird. Dann beschlossen vier Musikanten mit Pauken und Tamburins den Zug, der nicht weit vom Hotel in einer Nebengasse das Bad, welches sein Ziel war, erreichte.

Gegen Abend holte der Freund, der mich in den Pyramidengasthof gewiesen, mich zu einem Spaziergang auf die Esbekieh ab. Dieser Platz, früher in der einen Hälfte des Jahres ein See, in der andern ein Sumpf, ist durch Mehemed Ali, der das Wasser, welches die Ueberschwemmungen des Nil hier einströmen ließen, durch einen Kanal ableitete, in eine recht anmuthige Promenade umgeschaffen worden. Alleen von prächtigen breitwipfeligen Nilakazien, zwischen deren Stämmen die weißen Mauern und die grauen zierlich geschnitzten Gittererker von hohen arabischen Häusern, einzelne große Hotels und Paläste und zwei oder drei Minarets sichtbar sind, umfassen buschige Anlagen von Tamarisken, Sykomoren und Mimosen, zwischen denen breite Fahrstraßen und schmalere Fußwege hindurchführen. An der einen Seite haben Griechen mehrere Lauben und Buden angelegt, vor denen die elegante Welt den Tschibbuk oder das Nargileh, die persische Wasserpfeife, raucht, aus niedlichen Finjans Kaffee und, wenn die Polizei nicht hinsieht, auch ein und das andere Glas Raki zu trinken pflegt. Weiter hinab vergnügt sich das niedere Volk mit Schaukeln, oder ein Possenreißer mit einem abgerichteten Esel oder Affen versammelt einen Kreis von blauen Kaftanen und gelben Gesichtern um sich, um ihnen seine Kunststücke zu zeigen.

Als wir hinauskamen und uns vor einer Kaffeelaube, welche ein großer weißer Pelikan schmückte, niederzulassen anschickten, war über den Büschen noch das orangenfarbene Licht ausgegossen, welches dem Laube sein Grün läßt. Bald darauf hatte es sich in ein blasses Rosenroth verwandelt, bei dem die tieferen Partien in den Wipfeln schon schwarz erschienen. Endlich war auch dieser letzte Schimmer erloschen, das Laubdach über uns ganz schwarz, die Federkrone der Palme, die, der Sage nach von Napoleon gepflanzt, sich in einem Garten zwischen dem französischen Consulat und dem Hotel d'Orient erhebt, gleichfalls schwarz. In der lauen Luft schwamm das berauschende Aroma der Mimosenblüthen. Neben uns verbreiteten die Blätter des Tabaks von Schiras ihren milden Wohlgeruch. Auf

der Straße zur Seite gaukelten wie große Leuchtkäfer einzelne weiße und rothe Papierlaternen. An den Fenstern wurden Lichter sichtbar. Von dem blaßblauen Himmel strahlten die Sterne des Morgenlandes hernieder.

Es war einsam geworden um uns, und das Sinnen wurde zum Träumen, aus dem mich kaum der schrille Pfiff der Lokomotive und die wilde Jagd von Kutschen und Reitern aufstörte, welche jetzt mit Peitschenknall und fliegendem Laternenschein vom Bahnhof her der innern Stadt zubrauste.

Als es wieder still war, wirkte der Zauber der lauen duftigen Nacht aufs Neue mit voller Gewalt. Die Sterne erblichen, zwischen der Napoleonspalme und einem Minaret stieg die Mondscheibe empor. In dem Wipfeldach über uns hob eine Nachtigall an zu schlagen. Es wunderte mich nicht; denn ich hatte längst schon vergessen, daß es Januar war. Bülbül fuhr fort zu singen, und als sie schwieg, begann im nächsten Baum eine ihrer Gespielinnen dasselbe Lied von Rosen und Liebe mit derselben melodischen Stimme.

„Tausend und Eine Nacht — nicht?“ sagte mein Begleiter, der vor der holden Magie des Abends gleich mir sinnend geschwiegen.

„Ja, tausend und eine *solche* Nacht!“ erwiederte ich, mich zum Heimgehen erhebend.

Wenn ich keinen Augenblick anstehen würde, dem Panorama von Konstantinopel vor dem von Kairo die Palme der größeren Schönheit zuzuerkennen, so scheint mir ebenso unzweifelhaft, daß ein Vergleich des Innern der beiden Städte zu Gunsten der Chalifenstadt am Nil ausfallen muß. Konstantinopel kann in vielen seiner Quartiere die Vermuthung erwecken, diese armseligen plumpen Bretterbuden wären erst vor Kurzem an die Stelle der Zeltgassen getreten, in denen früher das türkische Nomadenvolk wohnt. In Kairo dagegen gewinnt der Beobachter sofort das Bewußtsein, daß er sich in der Metropole eines seit Jahrhunderten seßhaften, kunst-

reichen und gediegenen Geschlechts befindet. Allerdings hat man sich auch hier europäischer Begriffe von Bequemlichkeit und Sauberkeit vielfach zu entschlagen, bevor man zu wirklichem Genuß kommt. Die alten schönen Bauten der Sarazenenherrschaft hat die Gleichgültigkeit der spätern Machthaber überall, wo sie dem Zahn der Zeit nicht zu fest waren, bersten und zerbröckeln lassen, und die neuern sind der Mehrzahl nach nüchtern, häufig geschmacklos, oft auch ganz unnational, was namentlich von den Palästen des Vicekönigs und seiner Bejs gilt. Symmetrische Anlage der Straßen, Ordnung und Reinlichkeit sind wie in der ganzen Levante auch hier wenig geachtete Dinge. Das Klima ferner verlangt Kühle und darum enge dunkelgehaltene Gassen. Oeffentliche Plätze trifft man fast nur am äußersten Rande der Stadt. Das eigentliche Innere ist ein Labyrinth, in dessen krummen, oben durch Erkergeniste fast höhlenartig geschlossenen Straßen, dessen finstern Durchgängen und Höfen, Winkeln und Sackgäßchen der Fremde, dessen Neugier sich zu tief hineinwagt, stundenlang vergeblich den Heimweg suchen kann. Die flachen und deshalb von unten unsichtbaren Dächer endlich, die ungetünchten, mit unregelmäßig zusammengeklebten Ziegelschichten endigenden Mauern der obersten Stockwerke erwecken die Meinung, man habe Brandruinen oder noch nicht ausgebaute Häuser vor sich.

Es bedarf indeß keiner langen Gewöhnung, um solche Störungen des Eindrucks, welchen die Stadt Saladins im Allgemeinen macht, nicht mehr zu empfinden. Die tausend Schönheiten altarabischer Architektur, die Kairo mit seinen zweihundert Moscheen bietet, entschädigen hinreichend für den Anblick des Staubes, des Schuttes und der Spinnweben, welche andere Schönheiten verunstalten und verbergen. Die halben und ganzen Ruinen, als welche diese Gotteshäuser und Mausoleen uns erscheinen, geben dem Ganzen die Weihe des Alterthums, und anderes Unerfreuliche wird durch den blauen Himmel und die helle Sonne Afrikas, die in die dämmernden Gassen hereinlachen, hinreichend verklärt.

Kairo zerfällt in eine Anzahl von Vierteln, von denen ich nur das Franken-, das Kopten-, das Juden- und das Wasserträgerviertel nenne, und wird von fünf bis sechs großen, vielfach gekrümmten Durchfahrten durchschnitten, die, meist zugleich als Märkte dienend, die einzigen Straßen sind, in denen sich Wagen bewegen können, und von denen aus sich rechts und links jene höhlenartigen Seitengäßchen im Zickzack nach allen Himmelsgegenden verzweigen. Die Durchfahrten sind an vielen Stellen durch Matten, die man über lange von Dach zu Dach reichende Balken gebreitet hat, gegen den Brand der Sonne geschützt. Des Pflasterns der Straßen bedurfte es bei dem trockenen Klima nicht, und vor dem Staube sichert fleißig wiederholtes Besprengen mit Wasser, welches durch sein Verdunsten zugleich die Kühlung befördert. Die Moscheen stehen in der Regel nur an einer Seite frei, an den übrigen sind sie gewöhnlich in die Häuserzeilen eingeklemmt, die sich, meist drei, zuweilen vier Stockwerke hoch, neben ihnen erheben.

Die Mauern der Häuser bestehen bis zur Höhe des ersten Geschosses aus viereckig behauenen Blöcken des im nahen Mokattamgebirge gebrochenen Muschelkalksteines, der frisch aus dem Steinbruch kommend eine gelbe Farbe hat, aber rasch grau wird. An manchen Gebäuden, vorzüglich an den Moscheen, sind diese Quaderlagen abwechselnd roth und weiß getüncht, eine Geschmacklosigkeit, die man vermuthlich den Türken verdankt. Der Oberbau, der wie bei den alten Häusern in Deutschland, meist einige Fuß weiter in die Gasse hineinragt und von ausgeschweiften und geschnitzten Balkenköpfen getragen wird, ist von rothen Ziegeln und mit einem erdfahlen Gemisch von Kalk und Sand beworfen, das platte Dach mit einer Decke von weißem Mörtel belegt.

Besondere Sorgfalt verwenden die Araber Aegyptens auf die Ausschmückung ihrer Thürgewände, welche stets Rundbogen bilden und häufig Meisterstücke der Decoration und Sculptur sind. Die Thür selbst besteht nur aus rohen Bretern und wird mit einem plumpen Riegel aus Holz geschlossen, den ein armlanger Holzschlüssel

öffnet. Wie bei uns an altbürgerlichen Häusern oft ein „Soli Deo Gloria“ sich findet, so liest man auch hier an oder über der Pforte nicht selten einen frommen Spruch oder einen Ausruf. An dem einen z. B. fand ich die Worte: „Der herrliche Schöpfer, der Ewige“ angeschrieben, an einem andern bildete das Muster des einen Erkergitters den Spruch: „Gott ist meine Zuversicht.“ Indeß sind diese Sentenzen nicht etwa Aeußerungen religiösen Gefühls, sondern Talismane, die gegen das böse Auge und gegen Nachtgespenster schützen sollen.

Die Fenster im Erdgeschoß sind sehr klein, vergittert und des Haremsgeheimnisses wegen so hoch über dem Boden angebracht, daß selbst ein Reiter nicht hineinsehen kann. Die obern Stockwerke haben keine Fenster in unserm Sinne, sondern jedes einen oder zwei schrankartige Erker, die mit Holzgitterwerk ausgesetzt, mitunter roth oder grün angestrichen, in der Regel aber grau gelassen und oft so zart gemustert sind, daß sie aus der Ferne mehr wie Gewebe oder Stickerei, als wie Drechslerarbeit aussehen. Solche Erkerkasten, die den Gassen ein höchst eigenthümliches Gepräge verleihen und oft einander so nahe gegenüberstehen, daß die Nachbarn sich aus ihnen über die Straße die Hände reichen könnten, werden, da in ihnen ein steter Luftzug herrscht, zum Abkühlen des Trinkwassers benutzt und heißen davon Maschrebijeh, Ort für Getränk. Glasscheiben trifft man nur in den Palästen des Vicekönigs und seiner Familie, in einigen andern vornehmen Häusern, in den Fabriken außerhalb der Stadt und im Frankenquartier. Die Fenster der Hauptgemächer, namentlich die des Harems, gehen übrigens stets auf den Hof, so daß die Erwartung neugieriger Europäer, in den Zwischenräumen des Gitterwerks der Maschrebijeh den schwarzen Augen eines entschleierten Frauenantlitzes zu begegnen, nur dann bisweilen erfüllt wird, wenn ein Aufzug oder ein Straßenscandal die Damen nach vorn lockt. An den Hof, den gewöhnlich ein kleiner Springbrunnen ziert, und auf dessen Ausschmückung überhaupt mehr Sorgfalt als auf die Außenseite verwendet wird, schließt sich hier

und da ein Gärtchen mit Palmen, Sykomoren und wohlriechenden Sträuchern.

In der Hauptstraße der Muskih oder des Frankenquartiers nähern sich die Häuser der in Europa üblichen Gestalt. Man erblickt über den Thüren englische und italienische, französische und griechische Firmen, findet einen hellenischen Club, deutsche Handwerker, ein deutsches Kaffeehaus und sogar eine deutsche Buchhandlung, die freilich die Umstände berücksichtigend mehr französische und englische Werke als deutsche ausstellt und nebenbei in Cigarren macht. Gegen das innere Ende der Straße hin haben bereits Orientalen einige von den Gewölben inne, die sich hier schon zu bloßen offenen Nischen des Erdgeschosses zu verkleinern beginnen, und eine kleine Strecke weiterhin hört mit dem Frankenquartier auch fast jede Spur fränkischen Lebens auf.

Die rechts abbiegende Straße ist eine der großen Durchfahrten. Sie bringt uns nach manchen Krümmungen an einigen der schönsten und stolzesten Moscheen vorüber auf den Rumelijeh-Platz im Südosten der Stadt, über dem sich, weniger ein Schutz als eine Zwingburg, die Citadelle mit ihren Bastionen und Kanonen erhebt.

Die Straße links, schmaler und dunkler wie jene, führt in ein Labyrinth noch engerer und finsterer Winkelgäßchen, dessen Kern die Gebäude des Chan Chalili-Basars, des Hauptsitzes der türkischen Kaufleute, bilden. Wir betreten eine Gasse, welche der Markt der Tschibbukmacher dieses Viertels ist. An den Wänden der Werkstätten, welche nur in fünf bis sechs Fuß breiten und etwa ebenso hohen und tiefen Mauervertiefungen bestehen, lehnen Haufen von Weichselstämmchen, zuweilen auch einige Jasminpfeifen, vorzüglich aber Ahornrohre, die zur Hälfte ihrer Länge mit rother, hellgrüner, blauer oder violetter Seide überzogen, mit Golddraht umwunden, mit Quasten verziert oder mit Silberblech beschlagen sind. Die bunten Pfeifen sind die gewöhnlichsten und wohlfeilsten. Theurer schon werden die Weichselrohre bezahlt, besonders wenn sie ohne Astknoten sind. Die unscheinbaren Jasminpfeifen aber verkauft der

inmitten dieser Rauchinstrumente mit Ausbohren und Abraspeln beschäftigte Turbanträger nicht unter einer Guinee das Stück.

Eine andere enge Gasse folgt, die durch zahllose Paare rother und gelber Schnabelschuhe als den Schustern dieses Stadttheils gehörig bezeichnet wird. Ein Stück weiter wenden wir uns in den Basar hinein, ein unregelmäßiges Bauwerk mit düstern Gängen, weiten Höfen, an deren Wänden doppelte Galerien hinlaufen, mit hochragenden Schwibbogen und Thoren und manchen schönen Resten alter Bildhauerkunst. Wir finden hier vor allem orientalische Kleider und Kleidungsstoffe, Gold- und Seidenstickereien, Burnusse, Kaftane, Shawls, Teppiche, aber auch kostbare Waffen, Ringe, juwelenbesetzte Bernsteinspitzen und Armbänder, während im Erdgeschoß des einen von den Höfen Kupferschmiede allerhand Küchengeschirr und jene großen ciselirten Präsentirteller feilhaben, welche bei morgenländischen Mahlzeiten die Stelle unseres Tischtuchs vertreten.

Den Basar verlassend folgen wir unserm Führer aufs Gerathewohl, bald rechts bald links um die Ecke biegend, jetzt an einer halbverfallnen Moschee, jetzt an einer düstern Pilgerherberge vorüber, stets im Schatten, oft im Dämmerlicht, tiefer und immer tiefer in das von Gittererkern überhangene Labyrinth. Wir gehen durch eine Straße der Kistenmacher, wo alle Gewölbe voll von jenen grünen Truhen sind, in denen die Frauen Aegyptens ihre Kleider aufbewahren, durch eine Straße der Sattler, wo wir den Geschmack des Landes an rothen Sammetschabracken und vielverbrämten Zäumen studiren können, durch eine Straße der Tischler, wo die niedrigen, mit hübscher Holzmosaik verzierten Tischchen verkauft werden, an denen der vornehme Kairener zu speisen pflegt. Auf eine blinkende Klempnerstraße folgt eine erdfahle Töpfergasse, auf ein zweites buntes Schustergäßchen wieder ein Basar, wo man vorzüglich Verkäufer von Gold- und Silberdraht antrifft, auf eine Straße von friedlichen Schneiderwerkstätten eine andere, die wie eine Rüstkammer von allerlei Mordwerkzeugen: den landesüblichen langen Steinschloßflinten, krummen Säbeln, Pistolen, Handscharen,

Yataghanen und Dolchen starrt. Dazwischen Kaffeehäuser mehr oder minder unsauber, von Griechen gehaltene Liqueurläden, Barbierstuben, wo Köpfe geschoren werden, Kleinkinderschulen, aus deren stallartigen halbdunkeln Räumen ein wüstes Durcheinander in näselndem Ton abgelesener Koranstellen dringt. Dann abermals ein Basar, der gleich dem Paradies Mohammeds nach Rosenöl und andern Parfümerien duftet. Gelegentlich eine schmutzige Garküche oder ein nicht weniger unreinlicher, von Fliegenschwärmen umsummter Laden, wo man Scherbet und Dattelmuß verkauft. Bisweilen wieder Moscheen, von denen eine immer zierlichere und reichere Tropfennischen, Portalgewände, Fenstersimse, Balkone, Rosetten, Arabesken und Säulenbündel zeigt als die andere. Bald umwogt uns ein dichtes Gedränge von Fußgängern, Reitern und beladenen Kameelen, bald lenkt unser Dragoman in Nebengassen ein so still und einsam, als ob sie einer ausgestorbenen Stadt angehörten.

Der Kern eines Basars ist in der Regel ein großer Speicher, der Okkal genannt wird und einen viereckigen Hof umgiebt. Das Erdgeschoß enthält die Verkaufsgewölbe, das obere Stock Herbergen und Niederlagen. Die Läden sind gleich den Werkstätten der Handwerkerstraßen bloße Mauernischen, etwa drei Fuß über dem Erdboden erhaben und mit einer Holzklappe zu verschließen. Den obern Theil dieser Klappe, der wie eine Art Schirmdach hervorragt, wenn der Laden geöffnet ist, schmückt gewöhnlich irgend ein buntes Bild, ein Thier, eine Blume, ein Schiff mit rothen Masten und grünen Segeln, bisweilen auch eine Anrufung Gottes, z. B.: „O Abhelfer aller unserer Bedürfnisse!“ — „O du Gütiger“, — „Im Namen Gottes, des Allbarmherzigen, des Gnädigen“ — letzteres ein Spruch, mit dem, einem frommen Gebrauch zufolge, viele Kaufleute des Morgenlandes ihre Gewölbe öffnen. Es ist das „Quod Deus bene vertat“ unsrer alten Diplome, das „Mit Gott“ unsrer alten Handlungsbücher.

Kaufen und Verkaufen sind unter Semiten ungemein umständliche, viel Zeit und viel Athem kostende Dinge. Der Türke ist als

Kaufmann kurz angebunden, er nennt ohne Anpreisung seiner Waare einfach, was er fordern zu können meint, und läßt sich selten auf eine geringere Zahlung als die verlangte ein. Ganz anders der Araber, der in dieser Hinsicht seine Verwandtschaft mit dem Juden sehr deutlich kundgiebt. In der Regel schlägt er, um den Preis seiner Waare gefragt, das Doppelte des wirklichen Werthes vor. Der Käufer weiß das, aber statt zu sagen, was er geben zu können glaubt, bietet er ein Drittel des Geforderten. Dies wird natürlich mit Entrüstung abgelehnt, und nun beginnt ein Feilschen, mit dem man sich, indem von der einen Seite in weiten Zwischenpausen eine Kleinigkeit nachgelassen, von der andern ebenso zäh und tropfenweise ein paar Piaster oder Para mehr bewilligt werden, allmählich der Mitte zwischen der ersten Forderung und dem ersten Gebot nähert, worauf der Handel abgeschlossen wird. Solches Hin- und Herreden bringt den Europäer nicht selten zur Verzweiflung. Ich glaube aber, daß es mehr Freude am Mäkeln und Schachern, als die Sucht zu übervortheilen ist, welche die Leute dazu treibt; denn häufig soll der Araber auch hierin dem Juden unsrer Messen ähnlich, einen Artikel mit einem, ja mit einem halben Procent Gewinn verkaufen.

Der Gesammteindruck, welchen die Basare Kairos hinterlassen, ist mehr der des Bunten, als der des Reichen. Die Vorräthe kostbarer Waaren, welche man ausgestellt sieht, entsprechen den Erwartungen von morgenländischen Märkten, die wir aus der Heimath mitbringen, nur selten. Sicher, daß in der Stadt Massen sehr werthvoller Artikel aufgestapelt sind, aber die Läden lassen dies nicht vermuthen. Was der Franzose in hohem Grade besitzt, die Gabe zu arrangiren, den Pfauenschweif sein Rad schlagen zu lassen, daß auf jede Feder das gebührende Licht fällt, mangelt dem arabischen Kaufmann, und wer hier kostbare Stoffe, Juwelierarbeiten und dergleichen sucht, muß in die Magazine über den Läden gehen. Was aber hier aufgespeichert ist, gehört seinem Ursprung nach meist der Fremde an. Die höhere Industrie liegt schon seit lange in Aegypten

darnieder. Die Weberei liefert nur grobe Stoffe. Den Ruf, die feinste Leinwand zu erzeugen, hat das Land bereits kurz nach dem Einbruch der Araber verloren. Die Baumwollen- und Seidenzeuge, welche hier gefertigt werden, sind ebenfalls von geringer Qualität, die Töpferwaaren, denen man begegnet, praktisch, aber meist plump, die Leistungen der Goldschmiede, der Steinschneider und Graveure durchaus mittelmäßig. Nur die Drechsler liefern in den erwähnten Fenstergittern noch bisweilen geschmackvolle und sorgfältig ausgeführte Arbeiten.

Die Ursache, daß Kunstfertigkeit und Gewerbfleiß in Aegypten so tief gesunken sind, sucht man darin, daß die Türken, als sie das Land eroberten, die Meister aller Handwerke, die in ihrer Heimath nicht betrieben wurden, hinwegführten, und daß man sich hierauf gewöhnte, alles was nicht zur unmittelbaren Nothdurft gehört, vom Ausland, anfänglich aus Syrien und Persien, Kleinasien und der Berberei, dann auch aus europäischen Fabriken zu beziehen. Mehemed Ali hat in dieser Beziehung nichts bessern können. Die Fabriken, die er anlegte, standen nicht auf nationalem Boden, trugen nichts zur Hebung des Geschmacks bei und regten den Gewerbfleiß des Volkes nicht nur nicht an, sondern wirkten sogar dahin, ihn noch mehr zu entkräften.

Unter den großen Moscheen (Dschamien) Kairos hat man sich nicht vollständig überdachte Gebäude gleich unsern Kirchen und den Moscheen Konstantinopels vorzustellen. Sie sind vielmehr längliche Quadrate von Mauerwerk, welche mit einer oder mehreren Reihen von Fenstern durchbrochen sind, und an deren innern Seiten bedeckte Säulengänge herumlaufen, die einen oben offnen Hof einschließen. Im Centrum des letzteren, der oben mit Matten überspannt ist, befindet sich ein Wasserbecken, über dem sich ein kleiner Kuppelpavillon erhebt. Die eine der schmalen Seiten des Parallelogramms zeigt in einer kleinen Rundbogennische, dem Mechrab, den Betern die Lage von Mekka an, und an ihr ist der Säulengang tiefer und darum mit mehr als einer Säulenreihe versehen. Rechts von

der Mekkanische steht die Kanzel, Mimbar, welche in der Form ganz unsern Kanzeln gleicht. Zehn bis funfzehn Schritt vor der Nische und noch im überbauten Theil der Moschee trifft man eine Plattform, die mit einer Brustwehr umgeben ist und zum Vorlesen des Korans dient. Der Boden des ganzen Gebäudes ist gepflastert, oft mit farbigem Marmor. Die Wände sind einfach weiß getüncht und höchstens mit einem Kranz von Koransprüchen geschmückt, welcher, mit rother Farbe in sehr großen Charakteren ausgeführt, in einiger Entfernung über dem Erdboden hinläuft. Jede Moschee hat neben sich ihr Madneh, einen steinernen Thurm, der mit mehreren Außengalerien für die Mueddins versehen ist.

Die vornehmsten Moscheen Kairos sind die Azher, die Tulun, die El Hakim, die Hassanin, die El Gori, die Sitti Zenab und die des Sultan Hassan. Früher hatte kein Ungläubiger Zutritt, später beschränkte sich das Verbot auf die Azhermoschee, jetzt betritt der Kafir ungehindert auch diese, wenn er sich von einem Kawassen seines Consuls begleiten läßt, und nur das Ausziehen der Stiefel wird noch vom Thürhüter gefordert.

Die Azhermoschee ist die erste Hochschule des Morgenlandes. Der Gottesdienst findet nur auf der nach Mekka gekehrten Seite statt, die Säulengänge der andern drei Seiten dienen, in Säle abgetheilt, den Studenten, deren etwa tausend hier studiren, als Auditorien. Die Wissenschaften, welche an dieser Universität gelehrt werden, sind: Grammatik, Rhetorik und Verslehre, Koranexegese, Arithmetik und vorzüglich Jurisprudenz. Der Unterricht ist unentgeltlich, einige der Studirenden erhalten sogar ein Kostgeld; doch muß dies sehr unbedeutend sein, da die meisten dieser Jünger der Wissenschaft nur von Linsen und dem groben Gerstenbrot zu leben scheinen, welches in großen Haufen vor ihren Hörsälen aufgeschichtet ist, um an der Sonne vor Schimmel bewahrt zu bleiben.

Die Tulunmoschee ist, wie man mir sagte, nach dem Plane der Kaabah gebaut und bietet, im Jahre 879 unsrer Zeitrechnung vollendet, eines der ältesten, vielleicht das älteste Beispiel der An-

wendung des Spitzbogens,*) so daß dieser Stil aller Wahrscheinlichkeit nach seinen Ursprung nicht der germanischen Kunst und überhaupt nicht dem Abendland dankt. Die Colonnaden, an denen wir ihn hier finden, bestehen auf drei Seiten aus zwei, auf der vierten, wo Mechrab und Mimbar sind, aus fünf Reihen von Säulen, und die Spitzbogengewölbe, die von deren Capitälen aufstreben, sind von ebenso anmuthiger als interessanter Gestalt, indem sie an der Basis der Archivolte noch eine leise Erinnerung an die Form des Hufeisenbogens haben, die in der einen Wand der Moschee durch einen großen Bogen vollständig vertreten ist. Das eine Minaret der Moschee hat eine eigenthümliche Form, indem sich die Treppe desselben außen herumwindet. Vermuthlich ist dies der Grund, weshalb der Ort, wo das Gebäude steht, Kalat El Kebsch, die Burg des Widders heißt. Jenes Minaret mit seiner Wendeltreppe wird dem Volke als ein gewundenes Widderhorn erschienen sein. Daß, wie die kairenische Legende behauptet, hier die Stelle zu suchen, wo Abraham statt des Sohnes den ihm als Surrogat gesendeten Widder geschlachtet, wird durch die Genesis, die das besser wissen muß, genügend widerlegt.

Die Hakimmoschee, ebenfalls ein Bau mit Spitzbogen und ebenfalls geraume Zeit vor dem ältesten Spitzbogengewölbe Europas vollendet, ist jetzt großentheils Ruine.

Die schönste aller Moscheen der alten Chalifenstadt am Nil ist die des Sultan Hassan. Sie liegt unmittelbar unter der Citadelle am Rumelijeh-Platz, dessen Zierde sie ist. Die majestätisch hohen Wände, mit denen sie die Gassen zur Seite überragt, die flachen Nischen in diesen Wänden, welche sechs bis sieben Fenster übereinander zeigen, die bis zum Mauerkranz aufstrebende riesige Portalnische, über der sich ein prächtiges Tropfengewölbe zusammenzieht, ihr zierliches Minaret verdienen die Bewunderung jedes Freundes

*) In Europa läßt sich das Vorkommen dieser Form der Wölbung nicht weiter als bis zur Mitte des elften Jahrhunderts zurückverfolgen, und zwar sind es sicilisch-normannische Bauten, an denen sie zuerst erscheint.

der Baukunst und erklären es, wenn die traurige Sage geht, Sultan Hassan habe dem Meister, der dieses edle Werk geschaffen, nach Vollendung des Baues die Hände abhauen lassen, damit er kein zweites ebenso schönes errichte. Weshalb ihn der Tyrann gerade in dieser Weise verstümmelte, bleibt freilich dunkel, da sich ein Bau auch ohne Hände leiten läßt. Die Mönche der deutschen Sage, die solche Architekten blendeten, waren jedenfalls klüger.

Die Dschami Es Sultan Hassan, um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts erbaut, zeigt im Innern einen Stil, der von dem der ältern Moscheen wesentlich abweicht. Man tritt hier ebenfalls in einen vielseitigen, oben offenen Raum, in den das Minaret herabsieht. Aber es fehlen die Säulengänge. Statt deren hat jede Wand eine große tiefe Spitzbogennische oder ein Seitenschiff, eine Form, welche einigermaßen an die Kreuzesgestalt der christlichen Kirchen erinnert. Die nach Osten sich öffnende Kolossalnische ist beträchtlich größer als die übrigen drei. Sie hat eine Spannung von mehr als siebzig Fuß und enthält die Kanzel und das Mechrab. An den Wänden bemerkt man einige Koransprüche, in der Mitte des offenen Hofes befindet sich unter einem baufälligen Kuppeltempelchen das Bassin für die Abwaschungen, von der Wölbung der Seitenschiffe hängen zahlreiche Laternen herab, welche die Abendgottesdienste des Ramadan erleuchten. Neben der Mekkanische führen zwei Thüren nach einer Kapelle, in der das Grabmal des Erbauers ist, und über welcher sich eine mächtige, jetzt den Einsturz drohende Holzkuppel wölbt. Der Grabstein ist ohne alle Verzierung. Durch das Gitter blickend, das ihn umgiebt, gewahrt man auf ihm eine Abschrift des Koran und eine Almosenbüchse.

Fast unmittelbar über der Dschami Sultan Hassans, inmitten der Regierungspaläste und Kasernen der Citadelle erhebt sich eine Moschee, an der die Gegenwart versucht hat, zu zeigen, was sie vermag. Sie fordert gleichsam zum Vergleich mit jenem alten Bau auf, aber wie vortheilhaft auch ihre Lage auf der Höhe ist, wie stolz ihre Kuppeln sich wölben, wie kühn ihre vier Minarets gen

Himmel streben, wie schön der Alabaster von Tel El Amarna und der gelbe Marmor ist, aus dem sie erbaut wurde, und wie verschwenderisch auch Vergoldung und bunte Glasfenster sie schmücken, der Vergleich fällt zu Gunsten ihrer altersgrauen Nebenbuhlerin in der Tiefe aus, der sie zugleich an Größe nachsteht. In einem Winkel der Alabastermoschee, hinter der Kanzel liegt unter einem hohen Marmormonument ohne Inschrift ihr Erbauer begraben, Mehemed Ali, der Vertilger der Mameluckcn. Die Erinnerung an die unloyale Art, wie sie umkamen, scheint den alten Herrscher nicht über sein Eingehen in das Paradies beunruhigt zu haben: er ruht genau an der Stelle, wo er diesen übermüthigen Adel Aegyptens am 1. März 1811 von seinen Arnauten zusammenschießen ließ. Das Volk hat ihm deshalb nicht geflucht. Das Land wurde durch seinen Staatsstreich zwar nicht frei, aber groß, und für Größe haben auch die Orientalen Sinn.

Sonst bietet die Citadelle Kairos nichts von besonderem Interesse. Die Paläste der Regierung sind ziemlich ausgedehnt, aber unschön. Das alte Schloß Saladins ist bis auf geringe Reste eingestürzt oder niedergerissen, der von ihm gegrabene Brunnen, welcher von allen gewissenhaften Touristen und so auch von mir besucht wurde, eben ein alter tiefer Brunnen.

Reitet man aus dem östlichen Thor Kairos, so ist man sofort in der Wüste. Verläßt man die Stadt durch einen der Ausgänge im Süden, so betritt der Fuß gleichfalls unmittelbar den Sand der Wildniß. Dort umweht er die zerfallenden Grabmoscheen der Mameluckensultane, hier die prächtigen Mausoleen Ibrahim Paschas, Abbas Paschas, und anderer Kinder des großen Todten in der Alabastermoschee. Goldschrift ist nicht gespart, eine Fülle von Farben, Mosaik und anderm Bildwerk schmückt die Stätten, an denen die Fürstensöhne, die Hände unter den Wangen, die Gesichter nach Mekka gewendet, ruhen; aber mit Recht liegen sie fern von dem Vater und unter ihm, denn keiner als Ibrahim war seines Geistes und Ibrahim nicht seines Blutes.

Von hier aus besucht der Reisende in der Regel Masr Atikha, Alt-Kairo, das aus den Steinen von Memphis an der Stelle erbaut wurde, wo in der Römerzeit das ägyptische Babylon stand. Die Stadt hat außer einer großen uralten Wasserleitung nur eine Sehenswürdigkeit: die in Ruinen liegende Moschee Amrs, das älteste Heiligthum des Islams in Aegypten. Sie wurde um die Mitte des neunten Jahrhunderts unsrer Rechnung erbaut, und die Sage geht, wenn sie ganz eingestürzt sein werde, sei es auch mit der Religion Mohammeds zu Ende. Hätte diese Meinung recht, so wäre die Zeit nicht mehr fern; denn von den Mauern und Säulen stehen nur wenige mehr aufrecht, und schon längst schweigt hier die Stimme des Rufers zum Gebet.

Hübsch ist die Legende, welche sich an eine der Säulen in den Ruinen knüpft. Amr, der Feldherr, welcher Aegypten dem Chalifen Omar eroberte, bat sich, als er diese Moschee baute, von seinem Gebieter eine Säule aus der Kaabah in Mekka aus. Der Chalif wendete sich an eine der dortigen Säulen und gebot ihr, sofort nach dem Nil auszuwandern. Die Säule rührte sich nicht. Er wiederholte seinen Befehl dringender. Sie zog es vor, stehen zu bleiben. Er hieß sie zum dritten Mal sich anfmachen und fügte zornig einen Schlag mit der Kurbatsche hinzu. Die eigensinnige ungehorsame Säule aber blieb so eigensinnig und ungehorsam wie alle Säulen, wenn Menschen sie gehen heißen. Da rief Omar: Ich gebiete Dir im Namen Gottes, o Säule, hebe Dich von hinnen und begieb Dich gen Kairo. Und siehe da, sofort ging sie, und sie steht noch jetzt, und die Spur des Peitschenhiebes ist auch noch zu sehen. Und sie wird ewig stehen bleiben, sagen die Frommen, als ein Zeugniß der Ohnmacht der Menschen und der Allmacht Gottes.

Von Alt-Kairo kann man nach der Insel Roda hinüberfahren, um sich die dort von Ibrahim Pascha angelegten Gärten und Paläste, so wie den alten Nilmesser anzusehen und den Nil zu bewundern, den der mit der Eisenbahn Gekommene hier zum ersten Mal in seiner ganzen vollen Größe und Majestät erblickt.

Ein anderer Ausflug führt nach den weiter flußabwärts liegenden Gärten Schubras, die indeß nur mäßige Reize haben. Ein ziemlich hübsches Schloß, halb orientalisch, halb europäisch, im Rococogeschmack abgezirkelte geradlinige Wege, die durch eine subtropische Vegetation führen, ein prächtiger Kiosk an einem Bassin, einige Reliquien von Mehemed Ali, eine kleine Menagerie sind alles, was den Ritt oder die Fahrt hierher verlohnt.

Von größerem Interesse ist ein Besuch der Trümmerstätte von Matarieh, nicht sowohl wegen der alten Sykomore, unter der das Jesuskind während der Flucht nach Aegyptenland mit seiner Mutter geruht haben soll, als der Erinnerungen halber, die sich an den hier aufragenden Granitobelisken Phra Sesurtesens gruppiren. Wo das Oertchen Matarieh steht, erhob sich einst die Sonnenstadt On, die noch in Platos Zeit als eine Stätte suchenswerthen Wissens verehrt wurde. Durch den Thorweg, zu dem der Steinblock da mit dem Namensschild Thotmes des Dritten könnte Moses gegangen sein, als er die Freilassung seines Volkes forderte. Der Obelisk mag die Erniedrigung und die Erhöhung Josephs, des Sohnes Jakobs, gesehen haben. Der Schutthaufen, auf den wir uns lagern, war einst vielleicht das Haus, in dem Pythagoras zu den Füßen der Priester Mizrajims saß, um Weisheit zu lernen. Und wäre das Täuschung, wären Moses und Joseph Gebilde der Mythe, hätte die Priesterweisheit des alten On engere Grenzen gehabt, als man meint — die riesige Steinsäule, 65 Fuß hoch, auf jeder Seite $6\frac{1}{2}$ Fuß breit, aus Steinbrüchen weit über hundert deutsche Meilen von hier herabgeschafft, ist keine Mythe, so wenig wie die Pyramiden, die von jenseits des Stromes über die Palmenhaine von Gisch zu uns herüberschauen.

Die Hauptmasse der Bewohner Kairos besteht wie die Hauptmasse der Bewohner ganz Aegyptens aus Arabern. Die Kopten,

d. h. die Nachkommen der alten Aegypter, bilden kaum ein Zehntel der Bevölkerung und schmelzen mit jedem Menschenalter auf ein noch geringeres Bruchtheil zusammen. Die Türken, noch immer als die herrschende Klasse zu betrachten, sind noch weit weniger zahlreich. Dagegen ist der Theil von der Einwohnerschaft der Hauptstadt, den der Sklavenhandel von Inner-Afrika hierhergeführt hat, von größerer Bedeutung. Ein starkes Mißverständniß ist die Ansicht, nach welcher man die Fellahin des platten Landes durchgehends oder auch nur vorwiegend für Kopten oder für zum Islam bekehrte Ureinwohner hält. Sie, die Bauern Aegyptens, sind vielmehr der großen Mehrzahl nach ebenfalls arabischen Stammes und zwar, namentlich in den südlicheren Dörfern, meist erst unter Mehemed Ali seßhaft gewordene Beduinen, die bis in die neueste Zeit vieles von den Sitten des Wüstenlebens bewahrt haben. In ihrer äußern Erscheinung sind die ägyptischen Araber im Allgemeinen wohlgebildet, die Männer in der Regel mager, aber ungemein nervig gebaut, die Frauen in reiferen Jahren sehr voll. Im Uebrigen paßt auf sie das Signalement des Semiten überhaupt: schmales Gesicht mit mäßig hoher Stirn, schwarze, glänzende, mandelförmig geschnittene Augen, gelblicher, bisweilen ganz weißer, häufiger jedoch der Bronzefarbe sich nähernder Teint, schwarzer, dünner Bart, volle Lippen. Die jüdische Habichtsnase dagegen ist selten. Rothe Wangen trifft man ebenso wenig als blaue oder graue Augen. Der Gebrauch, sich den Kopf bis auf einen Haarbüschel auf dem Wirbel rasiren zu lassen, ist — selbst unter den christlichen Aegyptern — sehr verbreitet, aber nicht völlig allgemein und am wenigsten durch die Religion vorgeschrieben. Im Gegentheil, jener Büschel oder Zopf, nach der Meinung Einiger die Handhabe, an welcher der todtenerweckende Engel die Gläubigen ins Paradies ziehen soll, wird von manchen Gelehrten des Islam gemißbilligt, weil Mohammed ihn nicht getragen.

Nicht bloß die höhern Stände, sondern auch die niedern sind, was den Körper betrifft, sehr reinlich. Eine Ausnahme hiervon

machen nur die Kinder, die selbst Vornehme mitunter abschreckend schmutzig einhergehen lassen, ein Umstand, der indeß nicht sowohl auf Vernachlässigung, als auf der Furcht vor dem Zauber des bösen Blicks beruht. Sie sollen eben die Augen Fremder nicht auf sich lenken, nicht bewundert, nicht gelobt werden, da dies Unheil im Gefolge haben kann.

Nach dem zu schließen, was man auf den Straßen sieht und hört, sind die Aegypter ein ungemein cholerisches Volk. Vorzüglich Leute der unteren Klassen brennen bei Meinungsverschiedenheiten augenblicklich lichterloh, begrüßen einander mit Hundesohn, Schwein oder Jude, verfluchen gegenseitig Vater und Mutter und das ganze Haus vom Dach bis auf den Grund und drohen sich mit den grimmigsten Grimassen. Zu Thätlichkeiten scheint es dagegen selten zu kommen, und mehrmals beobachtete ich, daß Leute, die sich eben noch würgen zu wollen schienen, im Augenblick darauf die besten Freunde waren. Der Eine sah plötzlich ein, daß er Unrecht hatte und bekannte sich ohne Verzug dazu, der Andere war damit befriedigt, man sprach gemeinschaftlich das erste Kapitel des Koran, umarmte sich und begab sich ins nächste Kaffeehaus, um den Rest der Galle mit einer Tasse Mokka hinabzuspülen und die gute Laune mit einem Schischi wieder herzustellen.

Ein andrer hervorstechender Charakterzug der arabischen Bevölkerung ist ihre Lustigkeit und ihr Gefallen an Musik und Tanz. Wo es irgend Musik giebt, ein Possenreißer seine Künste sehen läßt, eine Hochzeit durch die Straße zieht, sammelt sich das Volk sofort in Schaaren, um an der Ergötzlichkeit theilzunehmen. Kein Land von denen, die ich kenne, hat so viele Tänzer und Gaukler. Kaum kann man durch eine der belebteren Straßen Kairos gehen, ohne eine oder die andere Sängerin um Lohn singen zu hören. Jedes Familienfest wohlhabender Leute wird damit gefeiert, daß man sich im Hofe von Derwischen mystische Liebeslieder vortragen läßt. Die Jahrmärkte schwärmen von fahrendem Volk mit allerlei Instrumenten zur Belustigung. Die Dattelernte, Aegyptens Kirmeß, ver-

wandelt alle Dörfer in große Orgien, bei denen von den Ghawasi bis in die Nacht hinein getanzt wird. Die Matrosen des Nil singen beim Rudern, beim Ziehen, beim Wegschieben ihrer Boote von Sandbänken, und sitzen, wenn der Abend ihnen Ruhe erlaubt, oft noch stundenlang auf dem Deck, um die Darabuka brummen zu hören und sie mit Händeklatschen und eintönigem Gesang zu begleiten. Wo irgend ein Schiff beladen, ein Haus gebaut, eine Last von mehreren fortbewegt wird, ist man sicher, ein Lied im Chor zu hören. Sogar die langen Züge kleiner Kinder, die man bei Bauten beschäftigt sieht, in Körben und Holzschüsseln Kalk und Mörtel herbeizutragen, thun ihre Arbeit unter unaufhörlichem Gesange.

Im Koran wird Aegypten das Land der Gottlosen genannt, und zwar ist damit die Liederlichkeit in geschlechtlichen Dingen gemeint. Diese ist noch heute außerordentlich groß, wenn auch nicht mehr so schimm, wie in alter Zeit. Es ist wahr, in Kairo giebt es eine auffallende Zahl weiblicher und — männlicher Prostituirter, und es ist ferner wahr, fast jedes größere Dorf am Nil hat sein Bordell, jede Stadt von einiger Bedeutung seine Gasse von Bordellen. Das Eherecht des Koran, welches leichtsinnige Scheidungen erlaubt, wird in ausgedehnter Weise benutzt, wie denn unser Hassan binnen vier Jahren nicht weniger als dreimal seine Frau gewechselt hatte. Im Gespräch herrscht, wie man vernimmt, bei Personen beider Geschlechter die unanständigste Freiheit, und Leute von sonst guter Erziehung ergehen sich in schmutzigen Redensarten, ohne etwas Unrechtes darin zu finden. Daneben giebt es aber, wie ich mir von Wohlunterrichteten sagen ließ, auch eine große Menge von Kairenern, die sich ganz ebenso ehrbar und maßvoll halten, als die ehrsamsten und mäßigsten Bürger bei uns. Das Recht, mehr als eine Frau zu nehmen, wird vom Mittelstand beinahe gar nicht und in den Ausnahmefällen fast nur dann benutzt, wenn die erste Frau ohne Kinder bleibt. Ja es giebt nicht wenige Personen, welche es selbst für schimpflich halten, nach dem Ableben ihrer Gattin sich wieder

zu verheirathen, und diese Meinung soll unter der Bürgerklasse und hin und wieder auf dem Lande sogar die gewöhnliche sein.

Die ägyptischen Araber sind ferner als geldgierig geschildert worden, und es ist bekannt, daß der Ausruf „Bakschisch ya Chowadscha!" dem Europäer, der das Land bereist, auf Schritt und Tritt folgt. Er empfängt den Fremden am Hafendamm von Alexandrien, schallt ihm in Kairo aus zahlreichen Eselsjungenkehlen entgegen, quält ihn in den Moscheen, in den Basars, auf jedem Spaziergang, wird ihm beim Besteigen der Pyramiden reichlich ein Dutzend Mal zugerufen, knattert ihm wie ein Pelotonfeuer fast an jedem Landungsplatz entgegen und verdirbt ihm, wenn er ihn nicht humoristisch zu nehmen lernt, ganz oben in Nubien noch die Stimmung, die er von dem paradiesischen Philä zurückbringt. Er ist indeß, wie ich vermuthen möchte, eine Gewohnheit von neuerem Datum, wahrscheinlich erst entstanden durch reiche Engländer, die sichs bisweilen zum Vergnügen machen, mit Schillingen um sich zu werfen. Diese Herren haben, wie überall so auch hier, das Reisen bequem gemacht, aber auch die Preise verthenert und das Volk ungenügsam werden lassen. Abseits von der großen Heerstraße war man uns gefällig ohne Bakschisch, während das Wort an sehr besuchten Orten fast wie ein Gruß an den Fremden in jedermanns Munde ist.

Aehnlich entschuldigt sich der Vorwurf, der den Kairenern häufig gemacht wird, sie seien stets geneigt zu übervortheilen. Zunächst gilt ein Europäer, der zum Vergnügen an den Nil kommt, dem gesammten dortigen Volke als ein Krösus, und wenn dazu noch der Glaube tritt, die Reisenden, welche in den Ruinen herumsteigen, suchten dort nach geheimnißvollen Schätzen, Zaubermitteln und Talismanen, so ist der Kaufmann wenigstens halb entschuldigt, wenn er in seiner Weise von diesen Gästen eine Art unfreiwilligen Tributs erhebt. Uebrigens haben die Araber der großen Mehrzahl der dort wohnenden Europäer, wo sie betrogen, nur Gleiches mit Gleichem vergolten. Endlich aber, wenn Fremde sich über hohe Preise beklagten, möchte ich die rechtschaffene abendländische Stadt

sehen, wo Orientalen, welche den Markt nicht kennten, nicht dasselbe begegnen würde.

Diebe giebt es in Kairo unzweifelhaft ebenso viele wie in andern großen Städten. Doch möchten hier die Consuln nachweisen können, daß die meisten größern Diebstähle auf das Kerbholz der von ihnen vertretenen Nationen kommen. Der gemeine Mann unter den Arabern ist in dieser Hinsicht, soweit meine Erfahrung reicht, sehr ehrlich, namentlich wenn er in irgend einem Dienstverhältniß Gelegenheit zu Entwendungen hätte. Als wir unser Boot zur Abfahrt nach Nubien rüsteten und noch einmal auf eine Nacht nach Kairo zurückkehren mußten, ließen wir den Reis (Kapitän) fragen, ob die inzwischen in die Kajüte gebrachten Gegenstände sicher sein würden. „Und wenn der Chowadscha das Deck mit Guineen bestreuen wollte," lautete die emphatische Antwort, „so könnte er ruhig nach Masr zurückgehen. Es sollte morgen kein Stück fehlen." Und als wir später wiederholt tagelang das Fahrzeug verließen, ohne bei den mancherlei werthvollen und leicht zu verbergenden Dingen andre Wächter als unsere Matrosen zu haben, kam uns in sämmtlichen sieben Wochen, die wir am obern Nil zubrachten, auch nicht das Mindeste, nicht eine Handvoll Reis, nicht eine Pfeife Tabak abhanden. Ganz dasselbe rühmten andere Reisende von ihrer Mannschaft, und nicht weniger günstig sprachen sich Leiter von Fabriken über die Ehrlichkeit der unter ihnen arbeitenden Fellahin aus.

Nicht so erfreulich lauten meine Erfahrungen über die Wahrheitsliebe der Aegypter. Mohammed hat die Nothlüge gestattet, sie aber in gewisse Grenzen verwiesen. Sie ist erlaubt, wenn dadurch im Kriege der Sieg den Gläubigen zugewendet wird, wenn sie dazu dient, entzweite Freunde zu versöhnen, wenn man hoffen darf, damit — seine Frau zu besänftigen. In Aegypten geht man über diese Schranken weit hinaus, und zwar oft nur, um sich interessant zu machen oder um auf eine Frage die Antwort nicht schuldig zu bleiben. Es gilt hier mehr wie anderwärts das Sprichwort: Wer viel fragt, dem wird viel berichtet. Ohne langes Besinnen wird

der Schiffer, von seinem Chowadscha angegangen, wie viele Meilen es noch bis zu dem oder jenem Ort am Ufer sei, eine gewisse Zahl nennen, obgleich er in der Regel keinen Begriff von Zeit- und Raumeintheilung, geschweige denn eine Vorstellung von unsern Meilen oder Stunden hat. Ohne ein Unrecht darin zu erblicken, suchte uns Hassan, als eines Tages die Rede auf Scheitan (den Teufel) kam, das Märchen aufzubinden, daß er am Bahnhof dessen persönliche Bekanntschaft gemacht. Jedesmal, wenn wir Lust verriethen, bei Mondschein Ruinen in früher gefährlichen Gegenden zu besuchen, floß er und die ganze Schiffsmannschaft über von Schreckgeschichten, nach denen es an diesen Stellen noch jetzt von Räubern wimmelte. Wollte der Reis einen Ort nicht so rasch oder rascher als uns beliebte verlassen, so gab es tausend Ausflüchte, wobei die Mannschaft eifrig secundirte. Ebenso steht es mit andern Klassen der untern Stände, und daß die höhern sich noch besser auf Flausen und Ausflüchte verstehen, beweisen zahlreiche Beispiele. Nur die Türken der mittleren und untern Stände machen hiervon gewöhnlich eine Ausnahme.

Der Vorwurf der Trägheit wird durch das Klima entschuldigt und paßt im Grund nur auf einen Theil des Volkes. Ein kairenischer Handwerker scheint allerdings zu einer Arbeit, die ein deutscher in einem Tage, ein amerikanischer in drei Stunden vollendet, wenigstens zwei Tage zu bedürfen, da Pfeife, Kaffeetasse und Rosenkranz die Hälfte seiner Zeit in Anspruch nehmen. Dagegen sind die Fellahin an ihren Schadufs (Wasserschöpfmaschinen) und die Matrosen des Nil auf der Ruderbank unglaublicher Anstrengungen fähig, und ich meine nicht, daß europäische Arbeiter es ihnen hierin gleichzuthun fähig sind — ein Umstand, der um so erstaunlicher ist, als diese Araber sich fast nur von Linsen, Bohnen, grobem Gerstenbrot und Datteln nähren.

Bei aller Unterwürfigkeit, welche das Volk an den Tag legt, ist es doch überaus halsstarrig, zumal wenn es sich um die Zahlung von Steuern handelt. Eine Menge lustiger Geschichten sind in

dieser Hinsicht im Umlauf, die alle darauf hinausgehen, daß ein echter Aegypter in der Regel nur durch die Tortur der Bastonade gezwungen werden kann, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist, und daß es besonders auf dem Lande Ruhm bringt, trotz Stock und Kurbatsche den Beutel zuzuhalten. Aber auch in andern Beziehungen ist der hiesige Araber zäh, unlenksam und hartköpfig, und namentlich wird er nicht leicht eine Arbeit so machen, wie sie bestellt ist, oder einen Gegenstand so einkaufen, wie der Herr es wünscht. In letzterer Hinsicht war unser braver Hassan, sonst ebenso unterwürfig als ideenarm, stets reich an Vertheidigungsgründen und Gegenreden. Es wäre doch so viel schöner — es wäre so Gebrauch im Lande — es ginge durchaus nicht anders, hieß es bei sehr vielen Befehlen, und in den meisten Fällen war nachzugeben, wenn man nicht Gewalt anwenden wollte. Hassan aber war nur ein Beispiel aller arabischen Dragomane. Die heutigen Aegypter scheinen eben die bekannten dicken Schädel ihrer Vorgänger im Besitz des Nilthals geerbt zu haben.

Von einer eigentlichen Wissenschaft in unserm Sinne ist in Aegypten nicht die Rede. Vor der Zeit der französischen Expedition soll sie in hoher Blüthe gestanden und der Gelehrtenstand ungemeine Verehrung genossen haben. Das ist jetzt, wie man mir sagte, durchaus anders geworden. Man hat das alte, auf eignem Boden erwachsene Wissen verfallen lassen und nicht genug von dem fremden aufgenommen, um einen Ersatz dafür zu haben. Mehemed Ali hatte wenig Sinn für Dinge, welche nicht unmittelbar seinen Eroberungszwecken dienten. Jurisprudenz und Koranexegese, die Hauptwissenschaften in Kairo, wie in der ganzen heutigen mohammedanischen Welt, lieferten ihm weder Soldaten noch Geld, und so wurden sie vernachlässigt. In den andern Disziplinen, Grammatik und Rhetorik etwa ausgenommen, war auch früher nichts von Bedeutung geleistet worden. Jetzt wollen sie noch weniger besagen. Von der Geschichte, selbst der des Landes, wissen nur sehr wenige Gelehrte etwas Gründliches. In Betreff der Erdkunde stehen alle die, welche nicht

auf europäischen Akademien oder durch abendländische Lehrer erzogen sind, auf dem Standpunkte, von dem aus die Erde als eine vom Meer umflossene Scheibe erscheint. Physik, Chemie und andere Fächer der Naturwissenschaften sind hier fast unbekannte Dinge, die Aerzte mit Ausnahme einiger wenigen, die in Paris studirt haben, kaum weiter als strebsame Barbiere in Deutschland. In alle Wissenschaften mischt sich eine Fülle von Aberglauben, von dem infolge dessen auch Gebildete nicht frei sind, während unter dem Volke in dieser wie in vielen andern Beziehungen noch das reinste Mittelalter herrscht.

Bis in die höchsten Sphären hinauf ist der Glaube an den bösen Blick verbreitet, und zwar stellt man sich, wie im Alterthum, den Augenzauber bald als Wirkung des Neides, den der Anblick schöner, Andern gehöriger Dinge erweckt, bald als Folge der Bewunderung und des Lobes vor, welche solchen Dingen gespendet werden. In allen Ständen bedient man sich der Talismane und Amulete, die gegen diese Gefahr sichern sollen. Besonders häufig wird Salz und Alaun angewendet, oft auch Knoblauch, dann Koransprüche auf Zettelchen geschrieben, Stücke von der Brocatdecke der Kaabah, Wasser aus dem heiligen Brunnen Semsem bei Mekka u. a. m. Nimmt man ein fremdes Kind auf den Arm, so muß man dazu sagen: „Im Namen Gottes! O Gott, sei unserm Herrn Mohammed gnädig!" Ertheilt man einem Gegenstande Lobsprüche, so fordert das Herkommen, daß man daran eine Formel der Vorsicht knüpft, die in einem kurzen Gebet für den Propheten besteht. Für sehr unschicklich gilt es, sein Wohlgefallen an dem Besitz eines Andern durch den Ausruf: „Wie schön!" kundzugeben. Der wohlerzogene Mann äußert seine Empfindungen bei solcher Gelegenheit nur durch ein „Maschallah", d. h.: wie Gott will.

Die Aegypter glauben ferner an allerlei Sympathiecuren, an vorbedeutende Träume, an Wahrsagungen und Omen, an glück- und unglückverheißende Tage, an verschiedene gute und böse Geister und Gespenster und an die Kunst sich hieb- und schußfest zu machen.

Ein Gerstenkorn am Auge wird am einfachsten vertrieben, wenn der Leidende zu sieben Frauen geht, die in sieben verschiedenen Häusern wohnen, und sich von jeder einen Bissen Brot erbittet. Diese sieben Bissen, in der festen Zuversicht auf ihre Heilkraft genossen, wirken unfehlbar. Von etwas Weißem oder Grünem oder von fließendem Wasser zu träumen, ist von guter, Schwarzes, Rothes oder Feuer im Traum zu sehen, ist von übler Bedeutung. Unsere Reisegesellschaft hatte die Absicht, an einem Sonntag nach Oberägypten aufzubrechen. Alles war an Bord gebracht. Als wir aber den Befehl ertheilten, die Anker zu lichten, stellte sich heraus, daß der Wirth im Hotel des Pyramides, der uns bemerkt, die Araber würden auf keinen Fall heute weggehen, vollkommen Recht gehabt hatte. Hassan brachte die Antwort zurück, Reis Ibrahim Fargalli meine, der Wind sei uns entgegen, und als wir auf die Wimpel wiesen, die das Gegentheil zeigten, fehlten noch drei Matrosen. Da auch diese Ausflucht nicht half, erschien der Reis selbst in der Kajüte und erklärte mit Geberden der tiefsten Unterwürfigkeit die wahre Ursache des Zögerns. Wir sollten ihm mit den Stiefeln auf den Nacken treten können — mit schmutzigen Stiefeln sogar —, aber heute abfahren, nein, das ginge durchaus nicht an. Es war ein unglücklicher Tag, wie nun auch Hassan bestätigte, der den ganzen Morgen schon ein mürrisches Gesicht gemacht und mit verschiedenen kleinen Mitteln versucht hatte, einen Aufschub zu bewirken. Der Sonntag wird für unglücklich gehalten, weil der Prophet in der Nacht eines Sonntags gestorben ist. Vorzüglich glückliche Tage der Woche sind der Donnerstag, welcher der „gesegnete", und der Freitag, welcher der „ausgezeichnete" heißt. Der Sonnabend dagegen gilt für besonders unheilschwanger, und so glauben manche sich an ihm nicht einmal rasiren lassen zu dürfen.

Der Gespensterglaube ist in Aegypten wie im ganzen Morgenland allgemein verbreitet. Alle dunkeln und abgelegenen Orte sind voll Dschinnen und Effrits. Diese haben allerlei Gestalten: einige fliegen, andere sind Hunde, noch andere Schlangen, wieder andere

erfreuen sich menschlicher Formen. Die Schlangen der Wüste sind nach Hassan böse, die Hausschlangen gute Geister. Manche der Dschinnen sind unter besonderen Namen bekannt. So erzählte unser Dragoman von einem Gespenst, welches Kabus heißt und der Beschreibung nach, die jener von ihm gab, ein Vetter des deutschen Nachtmahr ist. Es schleicht des Nachts in den Wohnungen umher, setzt sich den Schlafenden auf die Brust, würgt und erstickt sie, hat aber zugleich an der Stirn ein goldenes Horn, welches dem, der so glücklich ist, es zu erfassen, die Gabe verleiht, sich alle möglichen guten Dinge, schöne Pferde, Frauen und Geld zu wünschen, womit sich die noch angenehmere Einrichtung verbindet, daß solche Wünsche sofort erfüllt werden. Ein anderes dieser Wesen, vielleicht eine Erinnerung an die heidnische Zeit, ist ein Geist, den unsre Matrosen Melik (König) nannten. Derselbe wohnt im Nil, hat Aegypten aus einer Wüste in ein fruchtbares Land umgeschaffen und ist an Würde und Macht der zweite nach Mohammed. Er hat ferner am siebenten Katarakt ein Schloß, übt eine strenge Strompolizei und straft jede Ungebühr, die auf den Dahabijen vorkommt, welche sein Reich befahren, namentlich geschlechtliche Sünden, mit dem Untergang des betreffenden Fahrzeugs.

Im Scherz banden wir Hassan eines Tages auf, eine alte italienische Grammatik in Quart, die einer der Gefährten, der Himmel weiß wozu, bei der Fahrt nach Nubien mitgenommen, sei ein Zauberbuch, womit wir den Teufel beschwören könnten. Er bat inständig, dies ja nicht zu thun, und wenn er später in unsrer Abwesenheit in der Kajüte aufgeräumt hatte, war die Stelle, wo das Buch lag, im Umkreis von mehreren Zollen nicht einmal abgestäubt.

Wir hatten, vor der Zuckersiederei von Herment gelandet, den Wunsch, die Ruinen des dortigen Tempels bei Mondschein zu sehen. Hassan und der Reis bestrebten sich auf alle Weise, uns den Plan auszureden. Bald sollte es zu weit bis dahin sein, bald war es Unrecht, den guten Wind, der nach Assuan hinwehte, nicht zu benutzen. Endlich aber kam die Wahrheit an den Tag. Ehren-Hassan

fürchtete sich vor Räubern. Es hieße, daß sich viel schlechtes Volk da herumtreibe, vorzüglich ein gewisser Abdurrachman, ein verzweifelt böser Gesell, mit dem niemand anbinden könnte, da er — wie früher Ibrahim Pascha, wurde hinzugefügt — kugelfest sei. Vierhundert Arnauten hätten ihn einst verfolgt und unablässig auf ihn geschossen, ohne ihm Schaden zu thun. Verhaftet und mit Ketten beladen, wäre er aus dem Gefängniß gebrochen. Alles vermöge eines Zettelchens, welches mit Zaubersprüchen beschrieben und auf sein Hemd genäht sei. Ebenso ein Schelm, erzählte der Reis zu mehrerer Bekräftigung, sollte einmal in Alexandrien erschossen werden, aber vergeblich feuerten erst vier, dann vierzig Mann auf ihn. Da rieth ein alter Mann, der zusah, ihm den rechten Aermel seines Kaftans aufzuschneiden und das dort befindliche Stück Papier wegzuthun. Man folgte der Anweisung, und siehe da, jetzt streckte die erste Salve den Delinquenten zu Boden. Ich meinte nun zwar, unsere Büchsflinten und Revolver seien so eingerichtet, daß Abdurrachmans Zauberzettel kaum gegen sie schützen würde. Da dies den guten Jungen aber nicht beruhigte — freilich nicht ganz mit Unrecht, indem seiner und der gesammten Schiffsmannschaft für den Fall, daß uns ein Unglück zustieß, in Kairo die Bastonnade wartete —, so verzichteten wir auf unsere Mondscheintour. Später erfuhr ich, daß jener Räuber schon seit zehn Jahren aufgehört hatte, schädlich zu sein. Man hatte ihn gefangen und nach kurzem Prozeß vor eine Kanone gebunden, und Abdurrachman und Talisman waren in alle Lüfte zerflogen.

Die in Kairo lebenden Europäer, von denen die Mehrzahl aus Griechen und Italienern besteht, gehören großentheils dem Handelsstande an. Die übrigen sind Handwerker, Aerzte, Consulatsbeamte, bei der Eisenbahn Angestellte, Factoren in den Fabriken, Gastwirthe, Kellner, dann solche, welche des für Brustkranke wohl mit Unrecht) empfohlenen Klimas wegen sich hier aufhalten, endlich

Industrieritter und der Bummelei Beflissene. Viele sind als politische Flüchtlinge hierher verschlagen worden, nicht wenige aus minder ehrenwerthen Gründen vor dem Gesetz geflohen. Mit Ausnahme der Kranken und einiger andern, zu denen meist Herren von den Consulaten zählen mögen, haben diese Fremden nur ein Ziel vor Augen: mit allen Mitteln Geld zu machen, und das giebt einen Ton, der lebhaft an amerikanisches Dichten und Trachten erinnert. Die, welche in der guten alten Zeit, wo es keine so starke Concurrenz gab, ihr Schäfchen geschoren haben, machen in der Regel den Eindruck weniger gebildeter als eingebildeter Emporkömmlinge. Die Uebrigen bewegen sich in der fast unbegrenzten Freiheit, welche ihnen die Verträge sichern, ganz wie es ihnen Laune und Belieben eingiebt, und so bedarf es ihnen gegenüber größerer Vorsicht, als im Verkehr mit Arabern und Türken. Die Consulate wagen nicht mit Strenge einzuschreiten, und wo dies einmal versucht wird, findet der Verbrecher fast immer Gelegenheit zu entkommen oder sich auf andere Weise der Strafe zu entziehen. Die ägyptische Polizei, gegen Eingeborene sofort mit der Fuchtel bei der Hand, getraut sich nur in seltenen Fällen dem Franken ein ernstes Gesicht zu zeigen. Bei Rechtsstreitigkeiten zwischen Europäern und Landeskindern wird, wie man behauptet, gewöhnlich zu Gunsten der ersteren entschieden. Daß ein Araber bei ungerechtfertigten Beleidigungen durch Franken sich energisch wehrte und Gleiches mit Gleichem zu vergelten suchte, ist seit Jahren unerhört.

Nach den Verträgen darf überhaupt kein Angeklagter, der nicht Unterthan des Sultans ist, nach türkischem Gesetz bestraft werden, sondern ist dem Consul zu übergeben, bei dem sein Paß hinterlegt ist. Dieser kann ihn bei leichteren Vergehen einsperren oder sonst zu einer Strafe verurtheilen; bei schwereren muß er ihn in seine Heimath senden. Wie schwierig es ist, ihn dort zu überführen, wo Zeugen fehlen, liegt auf der Hand, und da manche Consulate die Zahl ihrer Schutzbefohlenen ohne irgend auf Abstammung und Herkunft Rücksicht zu nehmen, ausdehnen, so haben jene Verträge, die

den Franken vor der Willkür orientalischer Richter sichern sollten, dahin geführt, daß ihr Wirkungskreis als Zufluchtsstätte für Gesindel aller Art gilt.

Einige Beispiele werden genügen, zu zeigen, wie gering die Macht oder der Wille mancher Consulate ist, Uebelthäter zur Rechenschaft zu ziehen. Ein Jude, wahrscheinlich ein direkter Abkömmling der Juden, die unter Jeremiah nach den Fleischtöpfen Aegyptens zurückgekehrt (wenigstens war schon sein Urgroßvater Geldwechsler im Haret El Jahud zu Kairo gewesen), erstach einen Mann auf offener Straße und wurde auf Veranlassung eines Engländers von den Kawassen verhaftet. Seine Schuld war erwiesen, und seine Bestrafung würde nicht lange haben auf sich warten lassen, wenn alles seinen rechten Gang gehabt hätte. Es sollte aber seinen rechten Gang nicht haben. Der Mörder schickte alsbald nach dem französischen Consul, hatte eine lange Unterredung mit ihm, und den nächsten Tag zeigte der Repräsentant Frankreichs seinen Namen in der Liste seiner Protegés und verlangte, daß er ihm ausgeliefert würde. Die ägyptische Behörde entsprach der Forderung, und von der gebührenden Bestrafung war ferner nichts zu hören. Kurze Zeit darauf erschoß ein Arbeiter, der ebenfalls unter französischem Schutz stand, einen Kameraden, der ihn bei einem Wortwechsel beleidigt. Der Bursch entfloh nach Syrien, kehrte aber nach Verlauf einiger Monate wieder zurück, und keiner Seele fiel es ein, ihn zu behelligen. Während meiner Anwesenheit wurden im Hotel d'Orient von italienischen und maltesischen Kellnern zwei bedeutende Diebstähle an Fremden verübt, und weder das eine noch das andere Mal konnte man der Schuldigen habhaft werden. Bald nachher wurde einem Engländer in demselben Gasthof eine Summe Geldes entwendet, er hatte gegründeten Verdacht auf einen europäischen Diener des Hauses und äußerte sich diesem gegenüber in heftiger Weise. Da zog derselbe einen Dolch und versetzte jenem mehrere Stiche, die nach zwei Tagen seinen Tod zur Folge hatten. Der Schuldige wurde diesmal zwar ins Gefängniß gebracht, an eine Strafe für seine

That aber war nach der Meinung aller, die ich darüber sprach, kaum zu denken.

Daß Eingeborene unter derartigen Umständen vor dem Frevelmuth solcher Gesellen noch weniger sicher sind, versteht sich von selbst. In Oberägypten würde den Beleidiger die hier noch geltende Blutrache treffen. In Kairo deckt ihn — besonders, wenn er nicht ohne Mittel ist — die Flagge seines Consulats. Bei kleineren Beeinträchtigungen aber wagt der Araber in der Regel nicht einmal zu klagen. Einmal hatte in meinem Gasthof ein Fremder einen Eselsbuben nach der Eisenbahn geschickt, um einen dort zurückgelassenen Koffer zu holen. Der Bursche kam nicht wieder, und der Eigenthümer des Koffers äußerte gegen den Oberkellner die Besorgniß, jener könnte mit den Sachen davon gegangen sein. Der Kellner war gerade im Begriff, ihn darüber zu beruhigen, als der Junge unten erschien. „Jetzt sollen Sie mal sehen, wie ich's ihm geben werde", sagte der Mann des Tellerwechsels, sprang die Treppe hinunter, stieß die Kameraden des Säumigen, die ihn umstanden, bei Seite, faßte den Burschen am Halse und schlug ihn mit geballter Faust ins Gesicht, so daß sofort das Blut davon lief. Keiner der Vorübergehenden wagte dem Gemißhandelten zu Hilfe zu kommen, und als einer der übrigen Eselsbuben demüthig denselben entschuldigen wollte (die Beamten der Bahn hatten ihm trotz des Empfangsscheines den Koffer nicht ausgeantwortet, weil er ihnen zu jung schien), riß ihm der Wüthende die Peitsche aus der Hand und trieb ihn und die andern mit gewichtigen Hieben von dannen. Die Geprügelten erhoben ein großes Geschrei und einer von ihnen wies auf die hart daneben befindliche Saptie, vor welcher mehrere Kawassen saßen und dem Skandal mit der Ruhe, welche ägyptischen Kawassen dem Franken gegenüber bei Tage eigen ist, zuschauten. Der Kellner warf ihm die Peitsche ins Gesicht und sagte verächtlich auf Arabisch: „Du bist Koth! — Alle Araber sind Koth! — Und Said Pascha, euer König, ist der größte Koth!"

Man hat ein heftiges Getöse über die Ereignisse in Dschiddah und in Damaskus erhoben. Es wird gut sein, die Erklärung derselben nicht bloß in dem Fanatismus der dortigen Eingebornen zu suchen, und das Mitgetheilte giebt vielleicht einen Fingerzeig, wo sie noch zu suchen ist.

Ich deutete an, daß die kairenische Polizei bei Nacht etwas mehr Energie gegen die Fremden entwickelt, und in der That geschieht es gar nicht selten, daß Europäer, welche dem Befehl, eine Stunde nach Sonnenuntergang nur mit brennender Laterne auf der Straße zu erscheinen, nicht nachkommen, verhaftet und auf die Saptie gebracht werden, auch soll es nicht unerhört sein, daß solche im Dunkeln schleichende Geister von ebenfalls im Dunkeln bleibenden Kawassen statt eingesteckt zu werden eine Tracht Prügel erhalten. Im Allgemeinen ist aber auch in solchen Fällen die Polizei schüchtern und nachlässig. Während meiner Anwesenheit in Kairo hatte ein Franke in einem schlechten Hause statt zu bezahlen die Mädchen geschlagen, Tische und Stühle sammt dem Spiegel zerbrochen und andere Ungebühr verübt. Man hatte einen Kawassen geholt und dieser den wüsten Gesellen in die Saptie gebracht, wo er verbleiben sollte, bis ihn sein Consulat reklamirte. Inzwischen aber war die Kunde hiervon unter die in der Nachbarschaft wohnenden Europäer gedrungen, sie sammelten sich im Lokal eines jüdischen Kaffeewirths, der sich an ihre Spitze stellte, zogen, durch andere Franken verstärkt, mit Geschrei vor die Polizeiwache, forderten ungestüm die sofortige Freilassung des Verhafteten, prügelten, als diese nicht gleich erfolgte, die anwesenden Kawassen und erzwangen zuletzt ihren Willen. Andern Tags wurde eine Untersuchung eingeleitet, aber das Resultat derselben bestand nur in einigen unbedeutenden Geldbußen.

Daß bei solchen Zuständen leichtere Vergehungen, namentlich betrügerischer Bankerott, Wucher und Uebervortheilung im Handel häufig vorkommen und selten Ahndung erfahren, wird nicht Wunder nehmen. Die meiste Ordnung in dieser Beziehung herrschte bei

meinem Verweilen in Aegypten, dem Vernehmen nach, im Bereich des preußischen Consulats, doch wird auch hier manches der Rüge entgangen sein, was daheim nicht unbestraft geblieben wäre.

Sehr groß scheint unter den Franken in Aegypten die Klasse derer zu sein, die sich dem harmlosen Handwerk müßiger Lungerer gewidmet haben, welches zwar auch hier zu Lande keinen goldnen Boden hat, aber doch seinen Mann zu nähren scheint. Woron weiß der Himmel. Aber die europäischen Kneipen und Kaffeehäuser sind voll von Gesellen, die in den Tag hinein zu leben scheinen, und selten hält ein Gasthofskellner, obwohl der Lohn bei freier Station mindestens dreißig österreichische Thaler monatlich beträgt, länger in seiner Stelle aus, als bis er so viel verdient hat, um ein paar Wochen spazieren gehen zu können.

Gelegentlich kommen dem Reisenden auch Leute in den Weg, die wir einfach als wunderliche Käuze bezeichnen wollen. Ich nenne von denen, die mir zu Gesicht kamen, zunächst einen österreichischen Baron, der sich hierher begeben, um Mohammedaner zu werden, und einen Juristen aus Mecklenburg, der sich hier plötzlich in einen Mediciner verwandelt hatte und nun vom Zähneausziehen lebte. Da gab es ferner einen Kellner, der, seines Zeichens Seifensieder, von Hof in Franken nach Konstantinopel gewandert, dort Hausknecht in einem Hotel gewesen, dann mit Amerikanern als Bedienter nach Jerusalem gereist und von da auf der sogenannten „langen Tour", d. h. über Petra und den Sinai nach dem Nil gekommen war, bei welcher letzten Fahrt die Gesellschaft in sehr unbequemer Weise die Bekanntschaft der Beduinen gemacht und der Seifensieder einen Schuß durch beide Wangen erhalten hatte. Da gab es endlich den Oberschaffner der Eisenbahn, der, vor einigen Jahren als Privatdocent an einer deutschen Universität habilitirt, das Bedürfniß empfunden hatte, seine orientalischen Studien durch Erlernung des Türkischen und Arabischen an Ort und Stelle zu erweitern. Ohne Mittel dazu, hatte er den Ausweg ergriffen, sich seinen Unterhalt durch eine oder die andere Stellung im praktischen Leben zu ver-

dienen. Durch welcherlei Beschäftigung er seinen Zweck mit dem Türkischen erreicht, ist mir nicht mehr erinnerlich. In Aegypten, wo er bereits zwei Jahre war, fuhr er jeden Tag zwischen Alexandrien und Kairo hin und her, einen Tarbusch auf dem Kopf, eine Kuffieh darüber, in der Hand die Kurbatsche, im Uebrigen Gentleman. Nächstes Jahr wollte er nach Persien, dann, wenn ich recht berichtet wurde, nach Indien und hierauf heim auf den Katheder — gewiß ein eigenes Beispiel von Gründlichkeit!

Die Deutschen sind in Aegypten nicht zahlreich. Die meisten wohnen in Alexandrien, wo ein Theil derselben, worunter viele Schweizer und einige deutsch sprechende Magyaren, sich im Jahr meiner Anwesenheit des Abends in einem ziemlich eleganten Klubhaus zusammenfand. In Kairo mögen circa hundert Personen sein, deren Sprache im täglichen Verkehr und im Hause die deutsche ist, während sie nebenher noch Italienisch und in der Regel auch ein wenig Arabisch reden. Auch sie hatten einen Klub, wo sie die Augsburgerin lasen und nach vaterländischer Weise gebrautes Bier dazu tranken, und dessen Versammlungslokal mit preußischen, österreichischen und schweizerischen Fahnen recht hübsch herausgeputzt war.

Etwas zahlreicher sind die Engländer, und noch stärker sind die Italiener und Franzosen vertreten, von denen mehrere dem Vicekönig nahestehen. Während unsre Landsleute großentheils Aerzte, Handwerker oder Kleinhändler sind, die sich in bescheidener Weise emporzuhelfen suchen, haben die Franzosen, von ihren Generalconsuln mit Eifer protegirt, als Großhändler oft einträgliche Lieferungen in den Händen und nehmen fast alle guten Stellen, soweit sie an Fremde vergeben werden, bei Fabriken, Bauten und sonstigen öffentlichen Unternehmungen ein, nicht gerade immer zum Nutzen des Landes, wie der halb unbrauchbare Mahmudijeh-Kanal, die ganz unbrauchbare kolossale Nilschleuße am Batn El Backerah und manche andere nach dem Plane und unter der Leitung französischer Ingenieure entstandene Arbeit zur Genüge beweisen und wie in

neuester Zeit wieder die mit so großen Kosten vorbereitete und so kläglich abgelaufene Expedition gezeigt hat, welche der Graf Escayrac de Lanture zur Entdeckung der Nilquellen unternehmen sollte.

Ebenfalls in diese Kategorie gehört der Plan einer Durchstechung der Landenge von Sues, der von Herrn von Lesseps schon seit Jahren dem Vicekönig und den europäischen Mächten und Börsen mit unermüdlicher Ausdauer empfohlen und jetzt wirklich in Angriff genommen worden ist. Sieht man von den politischen Gedanken ab, die sich hinter dem Project verbergen, so bleibt nichts übrig, als die Absicht, ein Werk zu Stande zu bringen, welches von vorn herein die Bestimmung in sich zu tragen scheint, die Ruinen Aegyptens zu vermehren.*)

*) Eine zur Zeit der Abfassung des Werks viel verbreitete, jetzt durch die Thatsachen widerlegte Ansicht.

4.

Ein Derwischkloster und ein Methodisten-Campmeeting.

Einen sehr auffallenden Zug in der Physiognomie des Morgenlandes bilden die Derwische. In Aegypten, dem Vaterlande des christlichen Klosterlebens, soll ihre Zahl sehr bedeutend sein. Ihr eigentliches Wesen zu charakterisiren, ist ziemlich schwierig. Gewöhnlich denkt man sich einen Derwisch als eine groteske, halbwilde Erscheinung, zerlumpt, sonnenverbrannt und überaus unsauber, und nach den wüsten Gestalten zu urtheilen, die dem Fremden im Gewühl der Straßen Kairos zuerst als Derwische bezeichnet werden, würde gegen diese Vorstellung nichts einzuwenden sein. Das Volk verehrt sie als Heilige. Uns Abendländischen dagegen kann es begegnen, daß wir in ihnen, wenn sie in ihren Fetzenröcken oder mit einem zottigen Fell behangen, bisweilen auch ohne alle Bekleidung als ein Lendentuch, hagern Leibes, mit wirrem Bart und verfilztem Haupthaar, ein Amulet um den Hals, eine rostige Partisane in der Faust, Almosen heischend auf uns zutreten, Wahnsinnige, dem Morostan entsprungen, oder Waldteufel von der Verwandtschaft Kalibans zu sehen meinen. Dies gilt indeß nur von einem Theil dieser eigenthümlichen Klasse der orientalischen Gesellschaft und nicht einmal von allen Derwischen, welche in den Klöstern wohnen. Die

Mehrzahl unterscheidet sich von den übrigen Bewohnern des Landes nur durch strengere Beobachtung der Gesetze des Islam und durch gelegentliche Theilnahme an dem „Sikr", d. h. an dem gottesdienstlichen Tanze, welcher Freitags und an den Geburtsfesten der mohammedanischen Heiligen aufgeführt wird. Im Uebrigen kleiden sie sich wie andere Leute, verheirathen sich, treiben bürgerliche Geschäfte, sind Soldaten und Beamte und treten höchstens dann, wenn bei großen Festen oder sonstigen Anlässen zu religiöser Aufregung der Geist über sie kommt, auf offner Straße aus den Grenzen morgenländischen Anstandes. Da die verschiedenen Orden verschiedene Lehren, Regeln und Rituale haben und vieles davon geheim gehalten wird, so läßt sich über ihr inneres Leben nicht wohl etwas Gründliches sagen.

Im Allgemeinen vertritt das Derwischthum in seiner Reinheit die Reaction des Gemüths gegen die vom Islam dem Morgenland aufgedrungene starre Lehre von der mit der Welt unvermittelten Transcendenz Gottes. Es ist die mohammedanische Gefühlsmystik gegenüber der schroffen Orthodoxie und in dieser Beziehung verwandt mit ähnlichen Erscheinungen im Juden- und Christenthum, mit den Propheten des Alten Testaments, den Therapeuten Philos, den mystischen Sekten des Mittelalters, den deutschen Pietisten und den Methodisten Amerikas. Ob sich von jener Reinheit noch viel erhalten hat, sich unter der Oberfläche noch überhaupt Bedeutendes verbirgt, wird sich nur nach genauer Untersuchung sagen lassen. Ich möchte mir erlauben, daran zu zweifeln. Aeußerlich betrachtet sind die Derwische zunächst mit den Bettelmönchen des mittelalterlichen Katholicismus zu vergleichen, mit welchem der Islam bekanntlich auch die Heiligenverehrung, die Fürbitte der Heiligen, die Wallfahrten, Rosenkränze und Reliquien, die ewigen Lampen, die guten Werke und vieles Andere gemein hat. In andern Punkten haben sie Aehnlichkeit mit unsern Freimaurern, vorzüglich mit denen, welche den im vorigen Jahrhundert aufgekommenen Systemen folgen. Endlich gleichen, wie das Folgende zeigen wird, mehrere ihrer Orden

ganz entschieden den fahrenden Leuten des Mittelalters. Den Gebildeten unter ihnen wird ungewöhnliche Toleranz gegen Andersgläubige nachgerühmt, die große Masse dagegen ist in hohem Grade fanatisch. Entstanden sind sie in Persien, von wo auch der Name stammt, welcher einen Armen bedeutet — arm zunächst im weltlichen Sinn, dann in dem, welchen die Bergpredigt meint, wenn sie die Armen selig preist. Möglich, daß die Schechs und einige Andere die Urlehren festhalten, deren Grundtendenz, im Mesnewi Dschellaleddin Rumis am deutlichsten ausgeprägt, die mystische Vereinigung der Seele mit Gott, die Vernichtung des Ich, das Zusammenlodern desselben mit der göttlichen Lebensflamme in Liebe war. Die Mehrzahl hat schwerlich ein klares Bewußtsein darüber und legt weit mehr Werth auf die Uebungen und Vorstellungen, die als Nachklänge des Heidenthums der Länder, über welche sich Islam und Derwischthum ausgebreitet haben, zu betrachtet sind, ja sehr viele unterscheiden sich fast in nichts von der Gauklerzunft der Seiltänzer- und Taschenspielerbuden unsrer Jahrmärkte und Schützenfeste.

Ihre Orden werden Tarich, ihre Klöster oder Collegien Tagieh genannt. Von den ersteren giebt es in Aegypten sechs oder sieben, darunter vier große, die wieder in mehrere Nebenzweige zerfallen und im Schech El Bekri, einem Nachkommen des ersten Chalifen Abubekr, einen gemeinsamen Ordensgeneral haben. Die ägyptischen Hauptorden sind:

1. Die Rifajeh. Sie besitzen ein Kloster in der Nähe der Moschee Sultan Hassans in Kairo, haben schwarze Fahnen und schwarze oder dunkelblaue Turbane und zerfallen in die Sekten der Elwanijeh und der Saadijeh. Jene zeichnen sich durch allerlei Kunststücke aus, die sie bei Festlichkeiten zu produciren pflegen, stechen sich unter dem Vorgeben, keinen Schmerz zu fühlen, Messer und Nägel in die Arme, zerschlagen sich, auf dem Rücken liegend, Steine auf dem Leibe, verspeisen, anscheinend mit Behagen, glühende Kohlen — ob zur Ehre Gottes, ist mir nicht bekannt, jedenfalls aber in der Hoffnung auf eine Belohnung in Baarem. Diese, die

Saadijeh, sind Schlangenbändiger und Schlangenfresser, also Zunftgenossen der altägyptischen Psyllen. Auch sind sie die Klasse der Derwische, zu deren Ceremonien das bekannte, vermuthlich aus Indien stammende „Dosch" gehört, bei welchem sich eine Anzahl dieser seltsamen Heiligen auf die Straße hinlegt und den Schech über sich hinwegreiten läßt.

2. Die Kaderijeh, von dem weitberühmten heiligen Abdelkader El Gilani gestiftet, mit weißen Bannern und Turbanen. Sie sollen großentheils Fischer sein und tragen als Zeichen ihres Handwerks bei Processionen Angelruthen, Reußen und Netze einher.

3. Die Said Bidani, ein Orden, dessen Gründer der größte Heilige der ägyptischen Moslemin, Said Achmed El Bidani ist. Ihre Farben sind weiß und roth, und sie zerfallen in mehrere Sekten, von denen hier nur die Schinanijeh und die Auled Nuch erwähnt werden mögen. Die Schinanijeh spielen eine Hauptrolle bei dem Feste, welches jährlich zweimal am Grabe Said Achmeds zu Tanta gefeiert wird, und welches einige Aehnlichkeit mit den Eselsfesten des christlichen Mittelalters hat, ja vielleicht wie anderes Morgenländische mit anderem Abendländischen von derselben heidnischen Wurzel stammt. Sie richten einen Esel ab, während der Feierlichkeit ganz von selbst nach dem Grabmal zu gehen und dort still zu stehen. Das Volk drängt sich dann hinzu und zupft dem Thier die Haare aus, um sie als Amulete zu gebrauchen. Die Auled Nuch zeichnen sich durch ihre wunderliche Kleidung aus, welche sie mit ihrer spitzen, oben mit einem Büschel bunter Zeugstreifen verzierten Mütze, mit den unzähligen ihnen an Fäden über Brust und Rücken baumelnden Kügelchen, ihren Holzschwertern und Strickpeitschen sofort als Possenreißer charakterisirt.

4. Die Said Ibrahim, von einem anderen hochverehrten Heiligen, Said Ibrahim Ed Dasuki gestiftet, mit grünen Fahnen und Turbanen. Von letzterm ist mir nur bekannt, daß sie in Alexandrien ein Collegium besitzen, und daß unser Dragoman Hassan zu ihnen gehörte.

Diesen vier Orden ist, wie Hassan berichtete, von Mohammed die ganze Welt verheißen, und zwar so, daß jeder Klasse ein Viertel zugetheilt ist. Wer daran zu participiren wünscht, hat eine Art Profeß, oder wenn man will, eine Art Freimaurereid abzulegen. Der Murid, d. h. der Novize, begiebt sich zu dem Zweck zum Schech des betreffenden Ordens, vollzieht die vor jedem Gebet übliche Waschung (Taufe) und sagt dann dem Meister, indem er sich zu ihm auf den Boden setzt und ihm die Hand reicht, eine Formel nach, in der er Reue über seine Sünden ausspricht, Gott um Vergebung derselben und „Erlösung vom Feuer" bittet (Beichte), seinen Vorsatz sich zu bessern erklärt und dann Allah zum Zeugen anruft, sich nie vom Orden trennen zu wollen. Den Schluß der Ceremonie bildet ein dreimaliges Hersagen des Glaubensbekenntnisses und des ersten Kapitels des Korans sowie ein vom Muriden dem Schech gegebener Handkuß.

Der religiöse Tanz (jedenfalls eine Tradition altheidnischer Tänze) ist allen Derwisch-Orden gemeinschaftlich, doch wird er in verschiedenen Formen exercirt. Während er bei dem einen Orden ein sanftes stummes Drehen der Einzelnen um die eigene Achse ist, welches unmerklich weiterrückend die Tanzenden allmählich um den Schech, die Achse des ganzen Kreises, herumführt, ist der Tanz bei andern mehr ein wüstes Schlenkern und Auf- und Abzucken des Leibes, begleitet von wilden Ausrufen, die auf dem Gipfel der Ekstase zu grausigem Gebrüll werden. Während der Derwisch vom Orden der Maulanijeh*) mit seinen Bewegungen an den sanften wohlgeordneten Sphärentanz der samothrakischen Mysterien erinnert, zeigt uns der Gottesdienst der Rifajeh und Saadijeh mit seinem wahnsinnig wilden Enthusiasmus die Tradition des alten Kuismos, des persischen Tanzes der Thesmophorier. Während jener mich an die Shaker von Watervliet in Ohio erinnerte, versetzte mich dieser

*) Zu diesem gehörten die Derwische, die ich in Kassim Pascha (Vorstadt von Konstantinopel) tanzen sah.

zurück unter die Erscheinungen des methodistischen Campmeetings, dem ich in demselben Staate beiwohnte.

Die Ehe ist den Derwischen im Allgemeinen nicht versagt, indeß legen Einzelne bisweilen freiwillig das Gelübde der Keuschheit ab, und dann wird erwartet, daß sie es halten. Wie weit der Gehorsam sich erstreckt, den sie ihren Schechs erweisen, habe ich nicht erfahren können. Dagegen bietet sich ein anderer Vergleichspunkt mit christlichen Mönchen in dem Gebrauch mancher Orden, nach welchem sich die Mitglieder derselben zu gewissen Zeiten in die Einsamkeit zurückziehen und fasten. Sie kommen dann vierzig Tage hintereinander nur zu den täglichen fünf Gebetszeiten aus ihrer Zelle hervor, um in die Moschee zu gehen, und wer sie auf diesem Wege anredet, empfängt zur Antwort nur das Glaubensbekenntniß: Es ist kein Gott als Allah. Ein ganz besonders heiliger Derwisch, der in Alexandrien lebte, sollte nach Hassans Bericht die Abstinenz so weit treiben, daß er täglich nichts als eine Feige aß.

Manchen Derwischen ist es gelungen, sich durch Uebungen und Büßungen den Zustand frommen Blödsinns, welcher bei dem Zikr nur auf einige Stunden eintritt, bleibend zu erwerben, und diese gelten dann für Heilige, Santons, obwohl sie in der Regel ein sehr unheiliges Aussehen haben und äußerst bedenkliche Gelüste an den Tag legen. Man nimmt an, daß ihre Seele bereits bei Gott sei, und entschuldigt es, wenn der Körper sich unschicklich aufführt, damit, daß er bei solcher Entrückung des Denkvermögens und Willens ohne Aufsicht ist. So übertreten diese Santons oft alle Gebote des Islam, begehen die unsinnigsten Dinge, reißen Possen der unzüchtigsten Sorte, laufen nackt wie sie geschaffen durch die Straßen, essen Koth, Häckerling und andere unsaubere Gegenstände, ohne daß dies dem Ruf ihrer Heiligkeit Abbruch thut. Man giebt ihnen Almosen, ohne daß sie darum bitten oder dafür danken. Man redet sie mit Ehrentiteln wie „Schech" oder „Murebid" an und sieht in ihnen „Welis", d. h. Günstlinge Allahs; welche sich eine Stufe über die gewöhnliche Menschheit erhoben haben und vermöge des

höhern Grades von Glauben, den sie besitzen, Wunder verrichten können.

Es war am 13. März 1857, als ich einem Gottesdienst der Derwische in dem Kloster bei Alt-Kairo beiwohnte. Dasselbe befindet sich einige hundert Schritte südlich von dem großen Militärlazareth gegenüber der Nil-Insel Roda. Die Umgebung besteht in Pflanzungen von Riesenkaktus, durch welche mehrere breite, von Nil-Akazien und Sykomoren beschattete Straßen führen. In dem Kloster, einem unregelmäßigen und ziemlich unscheinbaren Bau, dem sich eine kleine Kuppelmoschee anschließt, wohnten damals nur vierzehn türkische Derwische, denen sich aber bei ihren Freitagsgottesdiensten viele andere Glieder des Ordens, welche als Privatleute außerhalb der Stiftung leben, anzuschließen pflegen, so daß wir auf eine zahlreiche Gesellschaft rechnen durften. Es mochte ein Uhr sein, als unsre kleine Karavane, von Hassan geführt, vor der Pforte des Klosters von den Eseln stieg und das Innere desselben betrat.

Der Hof, in den wir zuerst gelangten, zeigte nichts Auffälliges. Er wird von einstöckigen Gebäuden gebildet, aus deren weißgetünchten Wänden zwei der oben beschriebenen schrankartigen Erkerfenster hervortreten. An der Seite des einen Hauses führt eine hölzerne Treppe nach einem freien Gange, der sich an der ganzen Front hinzieht. Vor dem Erdgeschoß eines jeden von den Gebäuden, welche mit der Mauer der Eingangsseite und der Moschee den Hof bilden, laufen Bänke von Lehm, mit Matten belegt hin. In der Mitte des Hofes befindet sich, ebenfalls von Lehm und ebenfalls mit Matten belegt, eine zwei Fuß hohe viereckige Erhöhung, die, mit einer Lehne versehen und von drei Akazien beschattet, als eine Art gigantischer Divan für den Kef der Klosterbewohner zu dienen scheint. Außerdem standen unter den Bäumen einige mit Schaffellen belegte hölzerne Geländerbänke und ein Tischchen mit Gullis, irdenen Wasserflaschen, in denen als Stöpsel Sträußchen von rothen Blumen steckten.

Wir waren zu früh gekommen und fanden nur einige der Derwische im Hofe. Der eine rauchte behaglich seinen Tschibbuk, ein anderer ließ sich von einem dritten Kaffee kredenzen, ein vierter machte, sich waschend und kämmend, Toilette zu dem Schauspiel, das unserer wartete. Letzterer wies unserer Gesellschaft auf einer der Bänke freundlich Platz zum Sitzen an. Alle trugen lange dunkelroth gebeizte Haare und eine zuckerhutförmige, mit Anrufungen von Heiligen in arabischer Schrift durchwirkte Filzmütze, sonst aber nichts, was ihren Stand angekündigt hätte. Allmählich wuchs ihre Zahl. Einige kamen aus den Häusern des Klosters, andere zu Fuß, zu Esel oder zu Pferd aus der Stadt. Letztere waren in der gewöhnlichen Tracht des Landes, ohne langes Haar und Zuckerhutmütze. In gleichem Grad mehrten sich die Zuschauer, unter denen sich auch einige Einheimische befanden. Alle Anwesenden wurden gastfrei mit Kaffee, die Moslemin unter ihnen auch mit Pfeifen bewirthet. Endlich war der Schech angelangt, und auf ein Zeichen von ihm begab sich alles — auffallenderweise ohne vorher die Schuhe auszuziehen — in die Moschee.

Das Innere derselben ist ein Raum, der unten viereckig, oben rund und mit einer Kuppel überwölbt ist. Jede Seite des Vierecks mag zwanzig Schritt lang sein. Der steinerne Fußboden war mit Strohmatten belegt, die Wände und die Kuppel hatten einen einfachen weißen Anstrich, und die letztere war unten, wo die Rundung begann, mit einem Kranze kleiner Nischen verziert, oben mit einigen Fensterchen durchbrochen. In der einen Ecke befand sich ein Bretterverschlag, in der andern eine große Spitzbogennische, in welcher rostige Waffen, Streitäxte, Partisanen, Spieße und Keulen von gewundener Form, wie sie unsre Handwerksburschen bisweilen tragen, aufgehangen waren. An der Wand links vom Eingang sah man das Mechrab, die kleine, wagerecht weiß und roth gestreifte Rundbogennische, die dem mohammedanischen Beter die Himmelsgegend der Kaabah andeutet. Im Hintergrund derselben hing eingerahmt ein Koranspruch auf grünem Grunde und darüber an einer Schnur

das fahnförmige Zinngeschirr, mit welchem wandernde Derwische ihr Almosen sammeln. Zu beiden Seiten der Wandvertiefung standen große Fahnen, die eine grün und an der Spitze in eine zweizinkige Gabel auslaufend, die andere grün mit weißer Schrift und breitem weißen Rande.

Neben den Fahnen hingen zwei kleine Lampen, und von der Mitte der Kuppel schwebte eine dritte herab. Endlich befanden sich an der einen Wand mehrere Handpauken und Tambourins.

Vor der Gebetsnische saßen auf den Fersen der Schech und ein anderer Vorsteher des Ordens, dieser schwarz, jener weiß gekleidet, beide ohne die charakteristische Mütze der Derwische. Vor ihnen war auf den Matten des Fußbodens mit Schaffellen und Pantherhäuten ein mit seinen beiden Enden neben der Nische abschließendes Hufeisen bezeichnet, auf dem die eintretenden Derwische, nachdem sie dem Schech knieend die Hand geküßt, dicht aneinandergedrängt mit untergeschlagenen Beinen sich niederließen, während die Zuschauer sich außerhalb des Halbkreises an den Wänden aufstellten oder auf den Boden setzten.

Mehrere von den Derwischen waren Greise, einige sehr junge Leute, drei gehörten dem Kindesalter an. Unter den letztern fielen zwei hübsche weiß und rothe Gesichtchen in feinen braunen Tuchgewändern, goldenen Gürteln und lichtgrauen Filzmützen in der Form von Kegeln, denen die Spitze abgeschlagen ist, als anmuthige Erscheinung auf. Dem Stande nach waren mehrere Soldaten, andere Kawassen, die meisten wahrscheinlich Tagelöhner, Matrosen und niedere Handwerker. Der Kreis schloß an der Seite der Nische, wo die Pauken hingen, mit zwei Flötenspielern und zwei Munschids oder Sängern.

Nachdem die Theilnehmer am Gottesdienst sich auf etwa dreißig vermehrt hatten (die Zuschauer waren ungefähr ebenso stark), sagte der Schech, beiläufig ein Mann von ungemein edler Gesichtsbildung, zu den Sängern gewendet: „El Fatha!“ worauf diese, von einigen Andern leise begleitet, das erste Kapitel des Koran absangen und

sodann ohne weitere Aufforderung ein Lied anstimmten, in welchem Gott gebeten wurde, „unsern Herrn Mohammed, den Obersten der Gottesboten", so wie alle Apostel und Heiligen des Islam und namentlich die vier ersten Chalifen, Abubekr, Omar, Osman und Ali zu segnen. Das Gebet, welches alle gottesdienstlichen Tänze der Derwische eröffnet, schließt mit den Worten: „An Allah haben wir Genüge, und herrlich ist er, der Wächter. Und es giebt keine Macht noch Gewalt außer bei Gott, dem Hohen, dem Großen! O Gott! O unser Herr! O gern Verzeihender! O Allgütiger! O Allah!" — Schöne Worte, denen ein überraschend anmuthiger Vortrag entsprach.

Als die Mundschids schwiegen, trat eine Pause von einigen Minuten ein. Dann begann der Schech mit sanfter Tenorstimme langsam und eintönig in dem Takte ∪ ⏑ ∪ ⏑ ∪ ⏑ das Glaubensbekenntniß: „La ilah illah lah" zu intoniren, und ebenso langsam, eintönig und taktmäßig sang der ganze Kreis der Derwische, auf den Fersen sitzen bleibend, aber bei den betonten Silben sich bald nach der rechten, bald nach der linken Seite neigend, die Worte wiederholt nach. Dies dauerte etwas länger als zehn Minuten. Die Töne wurden allmählich ein wenig stärker, das Neigen ein wenig heftiger, beides aber blieb durchaus in den Grenzen der Würde, und der mächtige Wiederhall in der Kuppel verlieh dem Gesang selbst eine gewisse Erhabenheit.

Jetzt erhob sich einer der Sänger auf die Füße, hielt die rechte Hand an das Ohr und trug, während die Andern verstummten, ein mystisches Liebeslied vor, welches, wie ich später erfuhr, in der Regel bei den Tänzen der Brüderschaft gesungen wird und in seiner Stimmung, ja in einzelnen Wendungen eine so merkwürdige Aehnlichkeit mit gewissen Stellen im Hohenlied Salomos hat, daß man glauben möchte, es sei entweder eine Nachahmung dieser Dichtung, oder der Dichter des Hohenliedes sei ein Geistesverwandter der Derwische gewesen. Wie dieses schwankt es zwischen einem profanen Erguß der Sehnsucht nach einem Mädchen und zwischen inbrünstigem

Schmachten nach Vereinigung mit dem Uebermenschlichen, mit der Gottheit. Wenn der gemeine Verstand sich daran stößt und das Hohelied einfach mit der Bezeichnung: eine Sammlung hebräischer Liebeslieder abthun will, so wird sich dagegen anführen lassen, daß eine solche Vermischung sinnlicher und geistiger Liebe in alter und neuer orientalischer Poesie, unter den Propheten Israels wie unter den Sufis Persiens sehr häufig nachzuweisen ist. Den Orthodoxen aber, die in obigem Vergleich ein Sacrilegium sehen, bemerke ich schon hier: Man begegnet in Kairo gar Manchem, was das alte Jerusalem erklärt, und eine hebräische Prophetenschule — man denke an den unter die Propheten gerathenen Saul — dürfte einem Derwischkloster der bessern Art ähnlicher gewesen sein als manche Theologen glauben.

Der Sänger sang:

„Ueber die Liebe grämt sich mein Herz, und meine Augenlider drückt Schwermuth nieder. Mein Leben zerfließt, und ich vergieße Thränenströme. Meine Vereinigung scheint ferne zu sein. Wird mein Auge je meinen Geliebten sehen? Ach wäre nicht Geschiedensein die Ursache meiner Thränen, ich würde nicht wehklagen!

Traurige Nächte nagen an mir, und die Trennung läßt meine Hoffnung vergehen. Meine Thränen tränfeln wie Perlen hernieder, und mein Herz ist von Feuer umlodert. Wer duldete wie ich? Kaum weiß ich noch Hülfe. Ach, wäre nicht Geschiedensein u. s. w.

O Turteltaube, sage mir, weshalb du so jammerst! Bist du so bekümmert über die Trennung? Bist du deiner Flügel beraubt und eingesperrt? — Sie sprach: Unser Gram ist derselbe, vor Liebe verschmachte ich. Ach wäre nicht Geschiedensein u. s. w.

O Erster und allein Ewiger, erweise mir deine Gunst! Dein Knecht hat keinen Herrn außer Dir. Bei dem Propheten! verweigere mir nicht mein Flehen. Ach wäre nicht Geschiedensein u. s. w."

Der Sänger, der eine recht gute und besonders sehr umfangreiche Stimme hatte, und dessen Gesang keine eigentliche Melodie, sondern ein bald schwungreiches, bald klagend hinzitterndes Phan-

tasiren, ähnlich dem der Vorsänger in Synagogen von altem Ritus war, endigte mit dem Ausruf „Allah", der nun von den übrigen eine Weile als eintöniger Spondäus dumpf und taktmäßig wiederholt wurde, wobei alle die erste Sylbe mit einer Verbeugung begleiteten, bei der zweiten stärkerbetonten sich wieder aufrichteten. Erinnerte dieses abgemessene Bücken, bei dem die Beter noch immer auf den Fersen saßen, ein wenig an die wackelnden Porzellanchinesen der Meißner Fabrik, so machte doch das Ganze noch keinen geradezu abstoßenden Eindruck. Schlimmer schon wurde dem Beobachter zu Muthe, als einer der Derwische nach einigen Minuten ein kurzes „O!" ausstieß, und dieses nun von der ganzen Brüderschaft erst leise und in langsamem Takt, dann lauter und hastiger eine Zeit lang nachgestöhnt wurde, während die Verbeugungen fortdauerten.

Aber es sollte noch unheimlicher werden.

Auf ein Zeichen des Schechs erhob sich der Kreis der Derwische. Die Felle wurden weggeschoben. Der Ring der Sitzenden verwandelte sich in eine Kette von Stehenden, die Ellbogen an Ellbogen aneinandertraten und entweder beide Hände über der Magengegend kreuzten oder gleich den Freimaurern die rechte auf das Herz legten. Eine Pause — dann intonirte der Schech von Neuem das „La ilah illah lah", und die Kette wiederholte es, wie beschrieben, erst in langsamem, dann in schnellerem Tempo, indem sie sich, ebenfalls wie die Freimaurer, abwechselnd nach rechts und links schaukelnd bewegten.

Der zweite Act hatte begonnen, schon ahnte man, daß wüste Gewalten im Anzuge waren. Eine Flöte hob an zu kreischen. Mehrmals sang einer der Mundschids das Wort „Meded", zu Hülfe! Die türkischen Derwische legten ihre Oberkleider ab, trugen ihre Mützen vor den Schech hin und standen nun in ihren langen dunkelrothen Mähnen im Kreise, der sich jetzt wieder nach vorn zu neigen angefangen hatte und dazu unablässig, aber nunmehr in dem Rhythmus ⏑ – ⏑ – | ⏑ – ⏑ und in der Form „La ilaha, illah lah" das Glaubensbekenntniß wiederholte, während die Mundschids, bald um

die äußersten Höhen der Tonleiter schwebend, bald in die untersten Tiefen herabsinkend, eine neue liebeglühende Hymne in das taktmäßige Absingen jener Formel hineinklingen ließen. Sie sangen:

„O Gazelle unter den Gazellen von Jemen! Dir ergebe ich mich zum Sklaven ohne Entgeld, dir, die du jung und von frischer Farbe, die du kaum über die Jahre des Gesängtwerdens hinaus bist.

Das Traumbild deiner Gestalt besuchte mich, als ich schlief. Ich fragte: O Traumgebild, wer sandte dich? Es sprach: der, den du kennst, er, dessen Liebe dich durchdringt. Der Geliebte meines Herzens war bei mir in finstrer Nacht.

Ich sagte: O meine Sehnsucht, all mein Streben, kamst du um Mitternacht und fürchtetest die Wächter nicht? Er sagte zu mir: wohl fürchtete ich sie, aber dennoch kam ich, Geliebte." —

Deutlich merkte man schon, wie das Feuer dieses Liedes auf die Gemüther wirkte. Eine zweite kreischende Flöte kam der ersten zu Hülfe. Die Derwische äußerten ihre Erregtheit durch ein dumpfes Grunzen und fuhren fort in ihren abgemessenen Verbeugungen nach der Gebetsnische hin. Das Grunzen verwandelte sich in ein kurzes, stoßweise herausgepreßtes Gestöhn, das Neigen zu tiefem Bücken.

Da auf einmal tritt einer der braun gekleideten Knaben in die Mitte des Kreises, legt seinen Mantel vor den Schech hin, breitet die Arme so aus, daß die innere Fläche der rechten Hand nach oben, die der linken nach unten gekehrt ist, senkt den Kopf auf die rechte Schulter und beginnt sich um seine Achse zu drehen, daß sein Gewand im Luftzug ein weites Rad bildet. Die Andern stöhnen im Takt fort und bücken sich fort, wobei sie erst in die Knie knicken und dann den Kopf fast bis auf den Boden neigen. Die Aufregung ist bei Einzelnen bereits sehr stark. Die Augen glühen, die Stirnadern schwellen, Schweiß glänzt auf den Schläfen und Wangen. Einer nach dem andern legt Tarbusch und Kaftan ab. Wo das Feuer noch schläft und die Bücklinge noch nicht tief genug sind, munteret der Vorsteher in der Mitte des Ringes umhergehend und in die Hände klatschend, durch sein Beispiel zu größerer Andacht

auf. Wilder und immer wilder werden Mienen und Bewegungen, das Bücken ist hier und da schon ein förmliches Schlenkern des Leibes wie beim Veitstanz, in das dumpfe Stöhnen mischt sich zuweilen schon der schrille Aufschrei eines Verzückten.

Aber noch ist der Gipfel nicht erreicht. Becken werden klingelnd zur Flöte geschlagen. Die türkischen Derwische, die jetzt mit ihren stieren hervorquellenden Augen und dem langen Haar, das ihnen verwirrt um die gelben Gesichter hängt, vollständig Wahnsinnigen gleichen, schreien ein wüstes „Huhu!" Ein Soldat in der Kette scheint dem Umfallen nahe zu sein und wird nur dadurch aufrecht erhalten, daß die Nachbarn ihn unter den Armen fassen. Der tanzende Knabe dreht sich ruhig mit seinem auf die Seite gelegten Kopfe und halbgeschlossenen Augen fort. Nichts verräth, daß er sich anstrengt. Nur die Wangen sind etwas geröthet.

Und noch immer war die Inbrunst der Beter im Wachsen. Schon lag ein Haufe abgelegter Kleider und Turbane vor dem weißgekleideten Schech, der stumm und ohne eine Miene zu verziehen, nur zuweilen und dann kaum bemerkbar an den Verbeugungen theilnehmend, ein Bild beschaulicher Ruhe inmitten der zum Toben gewordenen Bewegung, vor der Gebetsnische stand. Das Bücken war jetzt allenthalben zu krampfhaftem Auf- und Niederzucken, das Stöhnen zum dröhnenden Gebrüll geworden. Dazwischen hinein kreischten die Flöten, klingelten die Becken, jubelte tremulirend die Silberstimme des Hymnensängers. Wie der Ton einer Glocke durch das Brausen des Orkans und den Donner der Küstenbrandung klangen die Worte des Mundschids: „O bester der Araber! unser Mittler! — O Arzt der Seelen! — O du, der erwählt ward am Anfang! — O Sachwalter am Tage des Gerichts, wenn die Menschen ausrufen werden: ha meine Seele, ha meine Seele! und du sagen wirst: O mein Volk, o mein Volk!"

Mir war fast, als hörte ich die Haare der türkischen Derwische durch die Luft sausen, so gewaltsam waren ihre Bewegungen. Von den jüngern Leuten schienen die meisten sich nur noch mit Mühe

in den Gelenken zu erhalten. Mehrere hatten das Aussehen von Betrunkenen. Häufiger und immer häufiger machte der Taumelgeist, der sich der Versammlung bemächtigt, sich in ächzendem Allahruf Luft. Grauen, Entsetzen, Ekel malte sich auf den Gesichtern der Zuschauer. Der Wirth unsers Hotels, der uns begleitet, sah sich genöthigt, hinauszugehen. Er gestand später, das Schauspiel habe auf ihn wie das kräftigste Brechmittel gewirkt, und noch am nächsten Morgen hatte er den Eindruck nicht verwunden. Der tanzende Knabe aber drehte sich gelassen fort, bis er nach ungefähr fünfzehn Minuten plötzlich, wie er begonnen, aufhörte, seinen Mantel vom Boden aufnahm und sich in die Reihe an seinen alten Platz stellte.

Wieder folgte eine kurze Pause. Dann fing das Bücken von Neuem an, und zwar jetzt nach dem Ausrufe: „he! hu!", der später zu einem „he! hu! he!" wurde, woran sich jedesmal das Wort „Allah!" jetzt als Trochäus ausgesprochen, schloß. Bei „he" knickten alle Knie, bei „hu" verbeugten sich alle Köpfe, beim zweiten „he" schnellten alle Leiber wieder in die Höhe. Da Viele zusammenzubrechen, nach vorn niederzustürzen oder sich bei dem Ruck der Kette nach hinten zu überschlagen drohten, so vertheilte der Vorsteher die Stärkern unter die Schwächeren, und es hielten sich jetzt ganze Gruppen unter den Armen gefaßt. Die physische und moralische Erhitzung der Derwische war, wie es schien, bei den meisten zum hellen Brand aufgeschlagen, der ihnen das Gehirn ansengte. Fast überall verdrehte Augen, verzerrte Züge, wankende Füße.

Ich meinte, man werde jetzt des Tobens genug haben; denn die Erschöpfung mußte ungeheuer sein. Aber ich hatte die Ausdauer dieser arabischen Sehnen und Lungen nicht bedacht, auch nicht überlegt, was fleißige Uebung selbst aus schwachen Naturen zu machen vermag. Noch einmal loderte das erlöschende Feuer auf. Der Vorsteher riß eine der Pauken von der Wand und schlug mit dem Klöppel darauf, daß das Fell hätte springen mögen. Ein alter Weißbart trat aus dem Gliede und feuerte mit Bücklingen und Händeklatschen die Mattwerdenden zu weiterem Ausharren an. Die

Flöten jauchzten, die Mundschids jubelten Strophen aus der Bordah, dem berühmten Lied vom Mantel Mohammeds, und siehe da, die gequälten, verrenkten Leiber und die heiser geschrieenen Kehlen leisteten noch mehr, vor allem die der Türken, die wie die Brunnenschwengel auf- und niederfuhren und gleich Bestien brüllten. Eine ergötzliche Figur in dieser Höllenscene war ein alter, steifer Kawaß, der, neben dem vorhin erwähnten Soldaten stehend, ganz im Gegensatz zu diesem den Grundsatz: Alles mit Maßen verkörperte und sich mit Mühe zu einigen kargen Verbeugungen zwang. Und noch eigenthümlicher nahm sich der Contrast dieser wüsten Fratzen zu dem unbefangen lächelnden Kindergesichtchen eines kleinen europäisch gekleideten Mädchens auf den Armen eines verzückt grinsenden Negers, jedenfalls ihres Wärters, aus, der im Verlauf der Ceremonie neben der Gebetsnische und dem Schech Platz genommen hatte.

Man hätte glauben sollen, die menschliche Natur habe hier schon längst ihre Grenze überschritten und sich im Gebiet des Unmöglichen bewegt, und es schien in der That mit den Kräften der Verzückten jetzt völlig und unaufhaltsam zu Ende zu gehen. Einige besonders Eifrige schlenkerten sich mit heiserem Geheul noch auf und nieder, daß gewöhnlich Organisirten das Blut aus Mund und Nase hätte schießen müssen. Die Mehrzahl der Derwische aber schien allmählich zur Besinnung zu kommen und sich nach Ruhe zu sehnen. Nicht so die Vorsteher. Der Gottesdienst hatte fast zwei Stunden gedauert, noch aber war die Katastrophe nicht eingetreten, noch keiner der Versammelten „malbus", d. h. besessen, und Besessenheit oder, medicinisch gesprochen, Epilepsie scheint Ziel und Krone dieser Sikrs zu sein. Ein Rothgekleideter trat vor und sang ein Lied auf Mohammed und die Stifter der vier großen Derwisch-Orden, und dieses Aufregungsmittel, verbunden mit den aufs Neue losbrechenden Flöten, den Becken und der Handpauke, die jetzt von dem wilden Weißbart geschlagen wurde, that noch einmal seine volle Wirkung.

Abermals rafften die zum Tode Erschöpften sich auf. Abermals begann der ganze Kreis sich nach dem Mechrab hin zu verbeugen,

jetzt nach dem Takt von Tönen, die wie ein gräßliches Röcheln klangen. Aber nur noch kurze Zeit vermochten die Nerven dem Willen gehorsam zu sein. Vergeblich sprang der Alte mit der Panke wie ein Rasender im Ringe umher, umsonst schlug er sein Instrument hart vor den Ohren der Nachlassenden. Die Kette kam an mehreren Punkten zum Stillstand, ihre Glieder lösten sich. Nur vier von den Türken, wie es schien, von unwiderstehlichem Neigekrampf gepackt und auf- und abgerissen, bückten sich stöhnend fort und fort, trotz der Mühe, welche sich die Nachbarn gaben, sie zu beruhigen.

Der Soldat stürzte endlich zusammen und wurde hart neben mir auf den Rücken gelegt, in welcher Lage man ihn, der augenscheinlich einen Anfall von Epilepsie bekommen, durch Streichen und Drücken der Brust- und Bauchmuskeln, wie es in orientalischen Bädern angewendet wird, allmählich wieder zu sich brachte. Neben ihm fiel bald darauf einer der Türken. Grauenvoll sah es aus, wie ein dritter dieser wüsten Fanatiker, gleichfalls auf den Rücken geworfen, die Augen rollte und mit allen Gliedern zuckte, und wie sein Brustkasten gleich dem eines am Stickfluß Verscheidenden sich hob und senkte. Den Gipfel des Scheußlichen aber auf diesem Schlachtfeld religiösen Wahnsinns bildeten zwei Türken, die, als ob sie zeigen wollten, wer es am längsten aushielte, lange nach Beruhigung der andern noch immer mit Brüllen und Bücken fortfuhren, bis endlich, nachdem der eine umgesunken, der andere in vollkommener Raserei, Schaum vor dem Munde, wie geblendet umhertaumelte, krampfhaft in die Luft griff, ein gellendes Geheul ausstieß und dann plötzlich, sich zu einem wüthenden Sprung zusammennehmend, mit solcher Gewalt mit dem Kopf gegen die Wand rannte, daß er mehrere Schritte zurückprallte und darauf wie todt niederstürzte. Es war kein Gaukelspiel. Deutlich hörte ich den dumpfen Schall des Stoßes, und deutlich sah ich die große Beule, die sofort an der getroffenen Stelle aufstieg. Es war auch kein unwillkürlicher Anprall. Denn kaum hatte der Rasende einige Secunden am Boden gelegen, als er aufsprang und das widerwärtige Spiel wiederholte. Ja zum

dritten Mal riß er sich empor, und noch einmal würden wir Zeugen dieses Manövers gewesen sein, wenn er jetzt nicht vor der Wand und ohne seine Absicht erfüllen zu können, zusammengebrochen wäre.

Niemand schien Schrecken über sein Gebahren zu empfinden. Niemand hielt ihn ab von dem Versuch, sich den Schädel einzurennen. Nur Neulinge konnten sich überhaupt über ihn wundern. Denn, wie ich später vernahm, geht fast keiner der Sikrs vorüber, ohne einige von den Theilnehmern im Zustand momentaner Verrücktheit zurückzulassen. — — —

Alles das ist sehr unschön. Dennoch hat das Abendland und das Christenthum keine Ursache, sich beim Hinblick auf solche Verirrungen dem Morgenland und dem Islam gegenüber in die Brust zu werfen oder gar Steine aufzuheben. Im erleuchteten England trieb noch vor wenigen Jahren die Sekte der Jumpers ganz ähnliche Thorheiten. In den Vereinigten Staaten befinden sich achtzehn Niederlassungen von Shakern mit ungefähr fünftausend Bewohnern, welche Gott ebenfalls durch Tanz verehren, und welche, wenn dieser Tanz nicht so wild als der Sikr des Orients ist, dafür ein weit sinnloseres Glaubensbekenntniß als die Derwische haben. Die Campmeetings der Methodisten und Baptisten bedienen sich fast derselben Methode zur Steigerung der Inbrunst und sind sehr oft von denselben Erscheinungen begleitet, wie die gottesdienstlichen Versammlungen dieser mohammedanischen Pietisten, und noch ist — wie das Jahr 1858 zur Genüge gezeigt — die Zeit nicht vorüber, wo Phänomene wie die, welche im Folgenden der Vergleichung halber mitgetheilt werden, wenigstens unter den Amerikanern allenthalben in das Bereich der Möglichkeit gehörten.*)

Ich meine die sogenannten Revivals, jene „Wiedererweckungen religiösen Sinnes", welche im ersten Decennium dieses Jahrhunderts wie eine Epidemie unter den Hinterwäldlern Kentuckys und Ohios

*) Seitdem dies geschrieben wurde, haben die Vorfälle im Elberfelder Waisenhause gezeigt, daß auch in Deutschland dergleichen noch vorkommen und von Manchen für erfreulich gehalten werden kann.

grassirten und von den widerlichsten Erscheinungen begleitet waren. Urheber dieser Erweckungen waren fanatische Wanderprediger, welche, wenn die Kirche die Zuhörer nicht faßte, mit der andächtigen Gemeinde in den Wald hinauszogen und sie dort mit ihrer wilden, bald donnernden, bald säuselnden Beredsamkeit so lange bearbeiteten, bis der Wechsel von Angst und Entzücken, Sehnen und Schwelgen den Grad von Erregtheit hervorgebracht hatte, bei dem jene Phänomene sich einstellten. Dieselben glichen bisweilen der fallenden Sucht, bisweilen mehr dem Veitstanz, waren jedoch ansteckend, so daß sie sich manchmal von einem Beispiel im Verlauf weniger Minuten über den größten Theil der Anwesenden, oft über Hunderte, einigemale über Tausende von Menschen verbreiteten. Man schrieb sie damals einem besondern wunderbaren Walten himmlischer Macht zu. Der Himmel hatte sich mehr als gewöhnlich der Erde genähert, und die Epidemie gehörte zu den „Wehen der Creatur vor der Wiederkunft des Herrn". Ein kirchlicher Schriftsteller dieser Periode classificirt die verschiedenen Manifestationen in das „Fallen", das „Schlenkern", das „Tanzen" und das „Bellen", wozu gelegentlich noch Träume und Gesichte aus Himmel und Hölle kamen. Das Fallen und die darauf eintretenden oft stundenlang währenden Hallucinationen waren eine Form der Krankheit, die hauptsächlich beim weiblichen Geschlecht auftrat. Das Schlenkern äußerte sich vorzüglich bei Männern, und zwar am gewaltsamsten bei stämmigen, muskulösen Naturen. Es war dies das eigenthümlichste und für den Zuschauer grausigste unter diesen Phänomenen. Der davon Befallene wurde zunächst von einem Schauer durchschüttelt, der bald zum elektrischen Zittern und Zucken wurde und sich in dieser Gestalt allen Nerven, Sehnen und Fasern mittheilte. Die nächste Form, in die sich die Zufälle umsetzten, war ein Schleudern der Arme abwärts vom Ellbogen, welches außerordentlich schnell geschah und sich in kurzen Pausen wiederholte. Dies war die gewöhnlichste und am wenigsten in die Augen fallende Art. Allein die convulsivische Bewegung beschränkte sich nicht auf die Arme, son-

dern packte in vielen Fällen auch andere, oft alle Theile des Körpers. Wenn die Muskeln der Halswirbel ergriffen wurden, warf und schlenkerte sich der Kopf auf die entsetzlichste Weise nach rechts und links, nach vorn und hinten, und zwar geschah dies mit einer Blitzesschnelle, die niemand, der nicht von demselben geheimnißvollen Antriebe bewegt wurde, nachzuahmen vermochte. Die Brust hob sich, das Athemholen verwandelte sich in angstvolles Keuchen und Röcheln, Stirn und Wangen troffen von Schweiß, die Gesichtszüge wurden zur abscheulichsten Grimasse entstellt, und der Kopf fuhr durch die Luft, daß man sich kaum der Befürchtung erwehren konnte, der Leidende werde sich das Genick ausrenken. Bei Frauen, welche langes Haar trugen, „zischten und knallten die Flechten desselben wie eine Peitschenschnur". Bei einigen packte es die Muskeln des Rückens, und der Patient stürzte zu Boden, wo seine Verrenkungen eine Weile „dem Zappeln eines Fisches glichen, der durch die Angel aufs Trockene geschleudert ist". (Ein guter Vergleich: der Prediger war der Menschenfischer, der die Zuhörer durch seine Rede fing und aus dem Weltlichen ins Himmlische zog.) Bei andern fuhr die elektrische Kraft in den ganzen Körper und riß und warf ihn durch ähnliche Zuckungen und Verdrehungen über umgefallene Baumstämme, oder, wenn es in einer Kirche war, über Tische und Stühle fort, mit augenscheinlicher Gefahr von Beulen und Beinbrüchen. Fruchtlos waren die Versuche, so Heimgesuchte zu halten oder zu zwingen, auch wurden solche Versuche nur selten gewagt, da man meinte, Zwang sei hier Widerstand gegen den heiligen Geist. Nach dem Zeugniß Aller, die solche Scenen geschildert haben, waren dergleichen Erscheinungen vom Willen derer, an denen sie sich zeigten, durchaus unabhängig, und wir dürfen das glauben, wenn wir uns auch hüten werden, den Geist, der diese Unglücklichen fallen, sich herumschlenkern, Fratzen schneiden, tanzen und bellen ließ, einen heiligen zu nennen. Es war ebenderselbe Geist, der in den Sikrs der ägyptischen Derwische waltete, nur daß er hier mehr mechanisch, dort mehr mit moralischen Mitteln wirkte.

Der Schriftsteller, dessen Darstellung ich hier gefolgt bin, schrieb als Augenzeuge. Ich füge, auf Grund wiederholter eigner Beobachtung hinzu, daß noch heute bei den Lagerversammlungen amerikanischer Sekten Aehnliches mit Einzelnen und selbst mit ganzen Gruppen geschieht.

Versetzen wir uns auf einen Augenblick vom Nil an den Ohio, um dem Meeting der Methodisten zuzusehen, dem ich im Herbst von 1851 beiwohnte.

Die Scene ist eine Waldblöße. Unter dem Zweigbaldachin einer mächtigen Platane stehen auf einer Bretterbühne die Stühle der Prediger, die sich zu der Feier eingestellt haben. Der Raum vor dem Gerüste ist mit Bänken besetzt, auf denen Kopf an Kopf die Gläubigen, Männer und Weiber durcheinandersitzen, und rings mit einer Menge von städtischen Kutschen und Bauernwagen umgeben. Schon von fern hören wir Gewinsel und Geheul, sehen wir einzelne aus der Masse mit gerungenen Händen aufspringen, andere am Erdboden sich wälzen. Näher kommend werden wir von Gruppen Verzückter, die den Himmel offen sehen, mit Händeklatschen und jauchzendem „Glory, glory" begrüßt, während andere die Hölle vor sich aufgethan erblickend mit thränenüberströmtem Gesicht und häßlich verzogenem Munde den Himmel mit „Mercy, mercy" bestürmen. Einige sitzen mit gesenktem Kopf stillbrütend und den „Gnadendurchbruch" erwartend auf der „Angstbank" vor der Rednerbühne, wo herumgehende Prediger ihre Beichte hören und ihnen Ermahnung und Trost zulispeln. Einige fechten mit den Händen um sich, als ob sie einen bösen Geist abwehren wollten. Andere wackeln und schaukeln wie die Juden beim Gebet. Wieder andere winden sich, wie von Kolik geplagt. Es sind die Folgen des ersten Actes der Ceremonie, die ersten Früchte der Erweckungsmethode. Ein Haufen singt, ein anderer stöhnt und murmelt Gebete. Alles schreit, springt und taumelt wie berauscht durcheinander.

Die Pause in dem, was man hier Gottesdienst nennt, ist vorüber. Die Methode beginnt ihre Arbeit von Neuem. Die um die Kanzel

geschaarten Frommen stimmen ein rauschendes Loblied mit munterer Melodie an und lauschen dann begierig dem einen der Prediger, der ihnen mit lautem Schluchzen das Leiden des „süßen Jesus" für die Sünde der Welt erzählt, wobei er häufig von Hallelujahrufen unterbrochen wird. Ein jammernder Bußgesang folgt, und nach Schluß desselben erfahren die in den Wonnen des Erlöstseins schwelgenden Seelen vom Nachfolger des ersten Redners plötzlich, daß sie trotz des Verdienstes Christi noch keineswegs Ursache haben, sich sicher zu fühlen, daß vielmehr der Teufel umhergehet wie ein brüllender Löwe und auch unter ihnen suchet, welchen er verschlinge. Neues Dazwischenschreien der Gemeinde, neues Händeringen, neues Hintaumeln nach der Angstbank, Winseln, Zucken und Verrenken ganzer Gruppen. Die Frauen sind reif zu Krämpfen, mehrere der Männer schneiden die tollsten Grimassen. Aber noch hat die Methode ihre Schuldigkeit erst halb gethan. Ein dritter Schwarzrock mit weißem Halstuch und krauser Stirn tritt auf, um das Uebrige zu vollbringen. Er ist der Löwe des Tages, der „Donnerer". Das scheint anfänglich nicht so. Er lächelt, er flüstert. Sanft gleitet seine Hand durch die Luft, als ob er einen Engel streichelte. Paradiesische Phantasmagorien entsteigen seinem Munde. Jedes Wort trieft von Honig und köstlicher Narde.

„Aber" — fährt plötzlich der Prediger fort, und wer hätte gemeint, daß damit eine so furchtbare oratorische Batterie demaskirt werden würde, wie sie nun zu blitzen und zu krachen anhebt! „Aber" — mit diesen zwei kleinen Silben hat sich der Heranfzauberer seliger Träume in einen grimmigen Stürmer verwandelt, der mit Karthaunenberedsamkeit in die von seinen Vorgängern geschossene Bresche hineinfeuert und auf diese furiose Weise selbst die Hartgesottensten darniederwirft, so daß mit sehr wenigen Ausnahmen die ganze Zuhörerschaft, Vornehm und Gering, Männlein und Weiblein auf die Knie stürzt, um Gnade schreit, zuckt und zappelt, quiekt und krächzt und die entsetzlichsten Gesichter schneidet, bis die Herren Geistlichen auf der Rednerbühne es für genug halten und herbei-

eilen, um den zerrissenen Herzen mit Balsam aus der Apotheke zu den fünf Wunden Christi beizuspringen.

So geht es nach abermaliger Pause weiter. Bald tröstlicher Zuspruch und offner Himmel, bald wieder heilsamer Schrecken und Wehgeschrei über Sünde und Satan. Bald das „zerstoßne Rohr", bald die grünende Ruthe Aarons. Biegen oder brechen, sündige Seele, du sollst und mußt Buße thun, ist der Grundsatz dieser Bekehrungsmethode. Und wenn dieses Prinzip tagelang angewendet und selbst bis tief in die Nacht hinein damit fortgearbeitet wird, so kann es nicht Wunder nehmen, daß die abgeängstigten, hin- und hergerissenen, in den Himmel gezogenen und in die Hölle gestürzten Gemüther zuletzt in einen Zustand gerathen, der um kein Haar vernünftiger und menschlicher ist, als der, in welchem der türkische Derwisch sich den Kopf einzurennen sucht.

5.

Traumleben am Nil. — Eine Nacht unter den Pyramiden.

Die Dahabijeh, die mich in Gesellschaft eines Frankfurters und eines Schwaben von Kairo nach den Stromschnellen der nubischen Grenze bringen sollte, war gerüstet und mit allem, was der Chowadscha bei solchen Fahrten bedarf, wohlversehen. So begaben wir uns an Bord, ließen Hassan der versammelten Mannschaft, zwölf handfesten arabischen Matrosen, eine kleine Standrede über das Thema: Gehorsam und Bakschisch — Ungehorsam und Bastonnade halten, überzeugten uns dann durch eine Inventur der in malerischer Unordnung auf dem Deck aufgestapelten Vorräthe, daß wir wirklich keine der Pflichten gegen unser Leibliches vernachlässigt, und verfügten uns hierauf hinab in die blaue Kajüte mit den kirschrothen Vorhängen, die nun auf zwei Monate unsre Heimath sein sollte. Nachdem wir sie mit einer ersten feierlichen Pfeife geweiht, wurden die drei Räume, in die sie zerfiel, vertheilt. Der erste sollte Waffensaal, Pulverkammer, Proviantmagazin, Conversations- und Speisezimmer sein — eine nicht kleine Zumuthung, da er nur drei Schritt ins Gevierte maß. Der zweite wurde zum Schlafgemach meiner beiden Reisegefährten bestimmt. Im dritten und letzten sollte ich hausen und zwar in der Eigenschaft eines wissen-

schaftlichen Mitgliedes der Expedition, welches die Rollen eines Chronisten, eines Vorlesers, eines Apothekers und Oberkellermeisters in sich vereinigte. Ein Repositorium an der Wand enthielt die nothwendigen Arzneien, denen ich als narkotisches Kraut auch unsern Latakiah-Tabak beigab. Eine mit großblumigem Glanzkattun überzogene Kissenbank diente in Gemeinschaft mit meinem arabischen Burnus als Bett, der Raum darunter als Keller, eine andere Bank in Verbindung mit meinem Koffer als Schreibepult. In einer halben Stunde war alles befriedigend geordnet, und es gab weiter nichts zu thun, als bei einer zweiten feierlichen Pfeife das Schiff zu taufen, die Flagge aufzuziehen und die übliche Abschiedssalve knallen zu lassen.

Auch diese Obliegenheiten eines ägyptischen Normal-Chowadschas wurden rasch und gebrauchsmäßig erfüllt. Nach einigem Schwanken: ob Krokodil oder Memnon, Isis oder Ibis, vereinigte man sich, daß die Dahabijeh „Der lustige Musikant" heißen sollte, nach dem lustigen Musikanten, der einst am Nil das große Krokodil tanzen ließ. Zur Flagge hatten wir nach einigem Sträuben des Schwaben die preußische gewählt, und als sie jetzt am hintern Mast emporstieg, kam es mir vor, als ob sie sich unter den Tricoloren, Union Jacks und Sternenbannern, die auf den andern von Franken gemietheten Barken um sie herumflatterten, weit besser ausnähme, als jener vermuthet hatte.

Die Muezzins auf den Minarets von Bulak riefen gerade zum Nachmittagsgebet und einige Steinmetzen am Ufer kamen, auf ihren Blöcken knieend, dem frommen Rufe nach, als unser Reis die Anker zu lichten, d. h. den Pfahl, an dem das Fahrzeug befestigt war, aus dem Boden zu ziehen befahl. „Im Namen Gottes, des Allbarmherzigen" murmelte der graubärtige Steuermann Ibrahim, der eben von seinem Gebetsteppich aufgestanden und ans Steuer getreten war. Das Schiff stieß ab, die Matrosen rührten, ein rauhes Schifferlied anstimmend, kräftig die Ruder, unsere Abschiedssalve krachte aus Büchse und Revolver, und als wir in die Mitte des

Stromes gelangt waren, rauschte das große dreieckige Segel des Vordermastes auf, das uns, vom besten Winde geschwellt, mit der Schnelligkeit eines Dampfers die gelbe Fluth durchschneiden ließ.

Wir setzten uns auf das Dach der Kajüte und sahen mit der Empfindung von Wandervögeln die Ufer an uns vorüberfliegen und das gelblichgraue Kairo bläulich und immer bläulicher werden. Unter uns hüpften die Wellen, hinter uns schoß eine zweite mit Europäern besetzte Dahabijeh mit wehender Flagge her. Lustig tanzte der Reigen von Rauchwölkchen, den Hassans Küchenfeuer aufsteigen ließ, über unsere Köpfe hin, lustig drehte sich drüben auf der Kante der Mokattamberge ein Heer von Windmühlen. Heiterer Himmel, Wind im Segel, eine Atmosphäre wie zu Lichtdunst aufgelöstes Gold ringsum, das Gefühl des Fliegens in allen Nerven, als Ziel vor uns die Wunder Altägyptens — fürwahr, der erste Tag der Reise ließ sich vortrefflich an.

Weniger gut gefielen die nächsten Tage, und es gab auch später noch mehr als einen, wo man die Fahrt bereuen zu müssen meinte. Wenn der arabische Schiffer die Fremden aus Frangistan, die auf seiner Dahabijeh die Reise von Kairo hinauf nach den Trümmerstätten von Theben und weiter nach den Wasserschnellen und Höhlentempeln von Nubien machen, mit leuchtenden Blicken fragt: „Habt auch ihr einen solchen Strom?“ so begreift sich das. Die Frage ist reine Prosa. Aegypten ist eine Oase der großen nordafrikanischen Wüste, der Nil ihr Schöpfer und Erhalter. Unser Mann denkt an die dürren, todten Flächen von Sand und Gestein, die sich zu beiden Seiten Tagereisen auf Tagereisen nach Osten und Westen strecken, und weidet seine Augen an dem Gegensatz, der ihm in dem prachtvollen Spiegel süßen Wassers und in der fetten, tiefgrünen Uferlandschaft entgegentritt. Wir verstehen seine Empfindung, wenn er den Fluß mit einem Gefühl heiliger Scheu, wenn er ihn trotz Koran und Mohammed als göttliches Wesen betrachtet, und wir glauben ihm, wenn er in der Erinnerung an die bittern Brunnen der Wüste der Meinung ist, hätte der Prophet vom Nilwasser gekostet, so würde

er Allah um ewiges Leben gebeten haben, um es immer trinken zu können.

Nicht so begreiflich ist es in den ersten Wochen dem stromauffahrenden Reisenden, wenn er Europäer, die ihm, flußabwärts kommend, begegnen, mit Wärme von der Poesie des Lebens auf dem Nil sprechen hört, wenn einzelne entzückt, begeistert, beraunscht von seinen Freuden und Genüssen sind, wenn das eine und das andere schwärmerische Gemüth in seiner Trunkenheit die hier verlebten Tage für die schönsten seiner Erinnerung erklärt. Der Neuling kann solcher Hingerissenheit gegenüber in den Fall kommen, entweder an dem Geschmack der Schwärmer oder an seinem eigenen irre zu werden. Er meint, vieles Seltsame, aber wenig Anmuthiges und Imposantes gesehen zu haben. Er glaubt zu wissen, daß dies in Betreff der Landschaft im Wesentlichen so bleiben wird, und es bleibt wirklich so, ja die Oase, durch die ihn sein Schiff trägt, wird, wenn er weiter in sie vordringt, eher ärmer als reicher an landschaftlichen Reizen.

Der erste Tag der Reise seit der Abfahrt von Kairo verlohnte die Tour unzweifelhaft. Auf dem rechten Ufer die mächtige Stadt, deren Bild ihn auf eine weite Strecke begleitet, ein Wald von Minarets, hellfarbige Gartenpaläste, halbverborgen von dunkelgrünen Wipfeln, dahinter auf dem Grat des rothen Mokattam, stolz in der Nähe, zauberhaft anmuthig in der Ferne, die Citadelle mit Mehemed Alis Moschee, auf dem Strome lebendigster buntester Schiffsverkehr, auf der linken Seite, jenseits der Palmenhaine Mitrahennis, welche die Stätte des verschwundenen Memphis beschatten, die blauen Riesenzelte der Pyramiden am Saum der gelben Wüste geben ein Panorama, das sich der Seele als bleibender Gewinn einprägt. Was weiter hinauf dem Auge geboten wird, rechtfertigt jenes Entzücken nicht. Das Nilthal oberhalb der Hauptstadt ist beinahe so einförmig wie die Einöden, durch die es sich hinwindet. Ein breiter, langsam fließender Strom gelbgrauen Wassers durchschneidet eine grüne Thalsohle, welche zur Rechten und Linken, fast

überall gleich hoch, gleichgestaltet und gleichfarbig, meilenlangen nackten Mauern ähnlich, die röthlichen Bergketten der lybischen und arabischen Wüste einfassen. Die Biegungen und Windungen des Flusses sind zahlreich, aber nur selten eröffnet sich dem um eines der vielen Vorgebirge Schiffenden ein wesentlich neues Landschaftsbild. Felder mit Gerste und Durrah, Zuckerrohr und Baumwollenstauden, Palmenhaine, mit ihren rothen Stämmen und ihren graugrünen Wipfeln von fern gesehen norddeutschem Kiefernhochwald täuschend ähnlich, in ihrem Schatten erdfahle Dörfer, Ameisenhaufen vergleichbar, über den Dörfern Taubenschwärme, auf- und absteigend wie Mückenheere, auf den Bergen gelegentlich ein Telegraphenthurm oder das Kuppelgrab eines Heiligen, im Strome Sandbänke mit langen Reihen von grauen Gänsen und Enten, weißen Ibissen und Pelikanen besetzt, das ungefähr sind die Bilder, welche auf der durchschnittlich drei Wochen währenden Stromfahrt von Bulak bis Assuan Tag für Tag sich wiederholen. Dazu als Staffage auf dem Wasser bisweilen ein Schiff oder Boot, alterthümliche dreieckige Segel blähend oder mit taktmäßig sich streckenden Ruderfüßen die Fluth zertheilend, auf dem Lande nackte schwarzbraune Arbeiter, an Bewässerungsmaschinen beschäftigt, Fellahweiber in blauen Schleiern und Gewändern, die mit antiken Krügen auf den Köpfen zum Strom herniedersteigen, Kameele in Heerden und Karavanen, graue Büffel in grünem Klee, Eselsreiter mit weißem Turban und blauem Kaftan, hin und wieder ein prächtiger Bej oder Schech, der in allen Farben des Regenbogens einherprunkt. Die Städte, an denen die Reise vorüberführt, unterscheiden sich von einander fast gar nicht, von den Dörfern nur durch ihre Größe und dadurch, daß sie einen Basar und einige Minarets haben. Denkmäler des Alterthums werden vom Strom aus erst kurz vor Theben sichtbar, und die Regel ist, sie erst auf der Rückfahrt zu besuchen. So einförmig die Gestalt des Landes ist, so eintönig ist seine Stimme. Der Gesang der arabischen Matrosen beim Ziehen und Rudern der Dahabijeh, das Gekreisch der Vogelschwärme, das leise Rauschen des Flusses

an den Seiten des Kiels, das Concert der Grillen und Schakals am Abend, das melancholische Gestöhn der Sakiahs*) am Ufer trägt, Tag auf Tag in derselben Melodie fortklingend, nicht wenig dazu bei, die einschläfernde Wirkung der Landschaft zu verstärken. Auch Ausflüge in das Land hinein bieten nur in den ersten Tagen Neues. Ein Basar sieht wie der andere aus. Ein Kaffeehaus zeigt dieselbe Gesellschaft und denselben Schmutz wie das andere. Die Jagd am Ufer giebt immer und immer die gleiche Beute: Tauben auf Palmen. Abenteuer erlebt im heutigen Aegypten nur noch der amerikanische Chowadscha, dessen Flinte die Hyänen zulaufen, wie die Kinder der Pfeife des Rattenfängers von Hameln, und dem auch — genau von der Stelle bei Manfalut an, bis zu welcher nach Murrays rothem Buch die Krokodilzone des Landes reicht — die Drachenschaft des Nils häufiger als andern Sterblichen zu erscheinen beliebt.

Der Reisende ist Pascha, ist Autokrat auf seinem Boot. Die Mannschaft hat ihm aufs Wort zu gehorchen, und sie gehorcht ihm, wenn er die rechte Mitte zwischen Milde und Strenge zu treffen weiß, wirklich aufs Wort. Er ist auch am Ufer in Dorf und Stadt unverletzlich und ungebunden, nur dem Consul seiner Flagge für sein Thun verantwortlich. Das Klima ist ein ewiger Frühling. Die Abwechslung von warmen Tagen und langsam erkaltenden Nächten, der stete Aufenthalt in freier Luft, der reinen Luft der Wüste, stärkt die Nerven und füllt die Adern mit Gesundheit. Aber gerade jene Ungebundenheit trägt, da bei ihr dem Willen kein Hinderniß entgegensteht, dazu bei, daß man das Einerlei des Lebens auf dem Nil tiefer empfindet, während das Gefühl ungewöhnlicher Kraftfülle vergeblich nach einem Gegenstand sucht, an dem es sich bethätigen könnte.

So geht es fort, Tag auf Tag, bis in die Region der Monumente, bis zu den Wasserschnellen, bis in das granitne Thal von

*) Von Ochsen getriebene Schöpfmaschinen zur Bewässerung des Landes, zu unterscheiden von den Schadufs, die durch Menschenkraft bewegt werden.

Nubien hinein. Die Langeweile, welche dieser Zustand hervorbringt, würde zum Mißbehagen, zur Verzweiflung werden, wenn es ganz so fortginge. Aber allmählich, bei dem Einen früher, bei dem Andern später, beginnt sich ein anfangs unerklärliches Etwas zu regen, eine Wandelung seines Denkens und Fühlens zu vollziehen. An die Stelle des wirklichen Lebens tritt, erst nur an stillen Abenden, dann am lichten Tage ein Traumleben, dessen wunderbare Magie auf der Heimfahrt, wo das ganze Aegypten, seine Natur und seine Kunst, seine Gegenwart und seine Vergangenheit sich in der Erinnerung spiegelt, auch das nicht leicht erregbare Gemüth mit seinem Zauber bestrickt. Zuerst ist es nur ein dumpfes inhaltloses Brüten, dem des Fakirs gleich, der nur für das leere Wort Om lebt. Wie die Beschaulichkeit des Fakirs sich dabei auf die Nasenspitze blickt, so blickt der Chowadscha, auf dem Dach seiner Kajüte sitzend, auf die Wolken seines Pfeifenkopfs.

Dann wird es heller und heller. Die Qual der Langeweile ist einem Gefühl des Behagens gewichen, welches an Seligkeit grenzt. Das sanfte Schwanken des Schiffes, das leise Gemurmel des Stromes, die Stille seiner Ufer, der Gesang der Matrosen wirken im Verein auf uns ein. Die Sonne des tiefen Südens bescheint uns, bescheint, wie wir jetzt ganz inne werden, auch die Landschaft. Das Behagen wird fruchtbar, wird innerliches Schaffen, und ohne daß der in halbem Schlummer Träumende sich dessen bewußt wird, ist Saul auch unter den Propheten. Die Träume, die er träumt, sind Kinder der Sonne. Er hat die Empfindung, als ob er ihr Licht mit der Luft einathme, als ob er ihr näher, in ihre leuchtende Atmosphäre aufgenommen sei — eine ätherische, schwer in Worte zu fassende Empfindung, ein Vorgeschmack vom Leben und Weben im ewigen Licht. Man fühlt es warm in den Adern wie edlen Wein. Das ganze Körpersystem saugt mit allen Poren Sonnenschein ein. Man sieht mit andern Augen, hört mit andern Ohren, lebt in einer andern Welt. Ein tiefinniges Wohlgefallen senkt sich vom Himmel auf das Herz, füllt es und befruchtet es zu rosenfarbenen stillen Träumen,

in welche wiederum Gedanken an die ungeheure Vergangenheit des Landes ihre Schatten werfen und jene milde Wehmuth erzeugen, die auch in den Bechern der Seligen schwimmt.

Die ägyptische Sonne strahlt nicht, da keine Wolken sie stören. Sie scheint. Sie schießt ihr Licht nicht nach bestimmten Punkten, sondern gießt es überall hin gleichmäßig aus. Die Formen der Landschaft in unserm Norden heben sich scharf und streng wie Gebilde des Winterfrosts vom Himmel ab. Die Linien des Morgenlandes und vorzüglich die der Nil-Oase verschmelzen mit der Bläne droben und miteinander. Die Sonne ist die Vermittlerin, sie trennt nicht, sondern vermählt die einzelnen Schönheiten des Gemäldes. Und in derselben Weise wirkt sie auf das Gemüth. Stimmungen, unbestimmte Empfindungen, bunte Schemen drängen sich an die Stelle der Gedanken. Schatten ohne Originale und Bilder ohne Schatten erscheinen, eine Fata Morgana gaukelt mit tausend und tausend Gebilden schwankend, flackernd, verfließend, sich umgestaltend und wieder zergehend über dem Spiegel der Seele. Es ist, als ob auch unser Leibliches zerfließen wollte, um mitzuschweben und mitzukreisen in dem Reigen der göttlichen Phantasien.

Altes und Neues, Kleines und Erhabenes geht an uns vorüber in vielfarbigem Wechsel.

Wir verstehen das Flüstern des Stromes am Bug der Dahabijeh. Er murmelt von dem Geheimniß seiner Quelle, die ein Mysterium ist wie das Jenseits, von dem Elephanten- und Krokodilgewimmel seiner fernen Uferwälder, von dem nie gesehenen Mondgebirge tief im Binnenland, von der schwarzen Völkerwelt, die dort, vom Halbmond des Islam matt beleuchtet, ein geschichteloses Leben lebt, und er gedenkt der Tage, wo er einer von den vier Flüssen des Paradieses war. Wir fühlen die Bedeutung des leisen Stöhnens der Sakiahs. Es ist der Nachhall des Wehrufs um den ermordeten Osiris, ein Trauerlied auf den nicht mehr klingenden Memnon, auf das todte Volk in den Mumiengrüften von Memphis und Theben. Die Matrosen singen, dem prosaischen Ohre prosaische Sentenzen

und Ausrufungen, dem Ohr des Träumenden ebenfalls Traditionen alter wehmüthiger Lieder von gestorbenen Göttern und Fürsten.*)

*) Die Gesänge der Nilschiffer haben wenig oder gar nichts mit den „Nile Songs“ gemein, welche die Londoner Damen am Pianoforte in empfindsame Stimmung versetzen. Bisweilen wird nach Eintritt des Feierabends ein Liebeslied zur Tarabuka gesungen oder ein Stück aus einem altarabischen Epos vorgetragen. Beim Rudern, Segelaufhissen und Ziehen des Schiffes geschieht dies niemals. Beim Fortbewegen desselben durch Stangen, die mit dem obern Ende an die Schulter gesetzt, mit dem untern auf den Grund des Wassers gestemmt werden, beginnt ein besonders Aufgeweckter in bestimmtem, immer gleichem Takt und Tonfall eine Art improvisirten Monologs zu singen, auf dessen einzelne Sätze der Chor der übrigen mit einem stets wiederkehrenden kurzen Refrain antwortet. Der Monolog besteht, wenn jener gut gelaunt ist, in Witzen und Neckereien, sonst aber in ganz alltäglichen Bemerkungen, die indeß immer in Trochäen oder Jamben auftreten. So begann eines Tages der Chorführer mit den Worten: „Bi bachri 'l Kenus“, d. h. von Norden nach Nubien (scil. gehen wir) und der Chor antwortete: „He wallah, helesah!“ d. h. ha, bei Allah, vorwärts. Dann machte jener nach einander eine Anzahl Bemerkungen, die jedesmal mit dem „He, wallah, helesah!“ und zuletzt mit einem langgezogenen „helesah“ erwidert wurden, und die nach meiner Aufzeichnung ins Deutsche übertragen zunächst die folgenden wichtigen Wahrheiten aneinanderreihten: „Wir erfreuen uns im Harem, o Nacht! — nimm die Stange heraus — warm ist das Wasser — ha, wie die Hühner gackern!“ Nachdem dies eine Weile gewährt, schienen dem Vorsänger die Gedanken auszugehen, und plötzlich endigte er mit der Frage: „Welches ist die beste Religion?“ auf die von der gesammten Mannschaft mit einem lauten „Islam“ geantwortet wurde. — Beim Ziehen des Schiffs schallt stundenlang nur ein melancholisches „Hoia, Mohammed“ oder „Hoia Abassi“. — Anders werden die Gesänge, wenn gerudert wird, doch sind es auch hier in der Regel kurze Sätze, die lediglich die Bestimmung haben, Takt in die Ruderschläge zu bringen. So hörte ich sie wiederholt bei raschem Rudern: „Nebbi, Allah, y' Allah“, d. h. Prophet, Allah, o Allah! bei langsamerem „Ya Arafat, ya Allah“, d. h. o Arafat (der heilige Wallfahrtsberg bei Mekka), o Allah, oder: „Ya Allah! Ya Damanhuri“, d. h. o Allah! o Mann von Damanhur (letzterer ein berühmter heiliger Schech der ägyptischen Araber), oder auch: „Y' Abu Mohammed, ya Beumi“, d. h. o Abu Mohammed, o Beumier (letzterer ebenfalls ein oft genannter Heiliger) singen. Nicht selten vernimmt man den Refrain: „Imlal, imlal, imlali“, d. h. fülle, fülle, fülle mir (scil. den Becher). Bisweilen wird nach dem Gesang der Worte: „Jammah mandili waggaf el bara“, d. h. verloren habe ich mein Kopftuch auf der Straße, gerudert. Manchmal fragt singend der Chorführer: „Ed duchan el libdeh fejn?“ d. h. wo ist die Filzmützenbude (ein Berg, der den Schiffern die Nähe von Theben anzeigt), und dann antworten die Andern mit dem Reime: „Bachri Luksor bischwuteijn“, d. h. nördlich ein Stückchen von Luksor. — Man sieht, die Poesie in diesen Nilliedern ist nicht besonders groß, dennoch tragen sie mit ihren eintönigen Melodien sehr wesentlich zu der oben geschilderten eigenthümlichen Stimmung des Reisenden bei.

Und die alte Zeit wird wieder lebendig. Die steinerne Welt der Monumente thaut auf. Die steifen Könige lösen sich von den Wänden, auf denen der Meißel sie verewigte, ihre großen Augen blitzen, ihre Pferde bäumen sich schnaubend auf, das Weihrauchgefäß des Priesters, der ihnen als Göttern räuchert, läßt Wölkchen auf Wölkchen emporquellen. Der greise Spielmann aus dem Höhlengrabe Ramses des Dritten schlägt seine vierundzwanzigsaitige Harfe, und vorüberschweben durch den Weihrauchdampf Amun der Göttervater mit dem Kopfschmuck von blauen Federn, seinen königlichen Sohn Sesostris an der Hand, Hathor, die Liebesgöttin vom Tempel in Denderah mit Kleopatras Brustbild von demselben Heiligthum, Mutter Isis mit dem Kuhkopf und Thot, der dreimalgroße Gott mit dem Schakalshaupt. Alle werden nur im Profil sichtbar wie auf den Steintapeten der Tempel und Grüfte, von denen sie uns nachgeschwebt sind. Dazwischen tönt die Todtenklage der ächzenden Sakiah, das unendliche Bakschischgeschrei des heutigen Geschlechts und dann wieder das Waffengetöse des Triumphzuges Phra Scheschonks, als er den König von Juda, dessen Bild wir in Karnak sahen, gefangen nach Theben brachte.

Und die Traumgestalten werden plastischer, greifbarer. Die Wirklichkeit drüben auf den Ufern, jetzt verklärt, schaut herein in den Kreis der Erinnerungen. Wie die Atmosphäre Aegyptens uns in Luftspiegelungen das Ferne nahe rückt, das hinter dem Horizont Liegende heraufhebt, und wie es uns in ihr begegnen kann, daß ein am Gesichtskreis stehendes Schaf uns groß wie ein Stier, eine Ziege wie ein Kameel erscheint, so setzt unsre Traumatmosphäre die alte Welt bisweilen mitten in die Gegenwart hinein und zaubert die kleinen Erscheinungen des heutigen Alltagslebens in Gestalten jener Zeit um, wo Aegypten groß war.

Es ist Morgen. Antik geformte Amphoren auf den zurückgebognen Häuptern, kommen in langer Reihe die schon oft gesehenen Frauengestalten aus dem Palmenwalde des Dorfes heraus und den Pfad an der Schlammwand des Ufers herab, um Wasser aus dem

Flusse zu schöpfen. Sie schreiten so stattlich und gerade einher wie immer. Aber es ist uns in unserm Halbtraum, als ob ihre Profile sich schärfer vom Himmel abhöben, als ob dieser Himmel mehr goldgrundartig wäre und als ob sie die Falten ihrer blauen Gewänder kunstreicher drapirt hätten wie gewöhnlich. Das Alltagsbild gestaltet sich in ein künstlerisches Gemälde, in eine lebendig gewordene Sage der heiligen Geschichte um. Die Phantasie greift in die Erinnerung zurück und setzt der stolzesten von ihnen eine Krone auf. Es ist Thermutis, die Pharaonentochter mit ihren Zofen, und wenn wir sehen, wie sie sich schürzen und in die Fluth waten, sie plätschern und kichern hören, so sagt uns der Traumgeist, daß sie das Moseskind gefunden haben.

Ein lange Pause folgt, sonnig und tiefruhig, nur durch das Girren ferner Tauben und das Seufzen der Schöpfmaschinen von absoluter Stille verschieden. Langsam schwankt, von einem matten Winde getrieben, ihr Spiegelbild neben sich im Wasser, die Dahabijeh stromabwärts. Wir sehen den Ringeln zu, die von dem glimmenden Latakiah in unserm Pfeifenkopf aufsteigen. Da zieht plötzlich um die Ecke eines Felsvorsprungs eine Schaar von Männern in braunen Gewändern, lange Pilgerstäbe in den Händen, einen weißbärtigen Greis auf einem Kameel in ihrer Mitte an uns vorüber. Wieder sieht der Hintergrund, von dem ihre Gestalten auf der Höhe des Ufers sich abheben, so goldgrundartig aus, und wieder wird die Erscheinung zu einem Bild aus der Bibel. In der Wirklichkeit sind es Fellahin, die zu einem Jahrmarkt wandern. Dem Auge des Traumes aber ist es der Patriarch Jakob mit seinen Söhnen auf dem Wege zu Joseph und seinem König.

Der Tag rückt weiter. Es ist Mittag geworden, sagt unser Schatten, der sich fast ganz unter unsre Füße zurückgezogen hat, und die Sonnenuhr neben der Kajüte bestätigt es. Kein Lüftchen regt sich, die Vögel schlafen in den Palmenwipfeln, die Klage der Sakiahs ist verstummt. Aber der Traumgeist ist geschäftiger wie je. Der Ziegenhirt, der sinnend auf dem Brunnenrand sitzt, wird von ihr

in Moses verwandelt, der bei dem Vater Zipporas dient. Der Esel, der, von einem Mann mit Handwerkszeug geführt, eine Araberin mit ihrem Säugling trägt, ist das wirklich gewordene Bild, das wir uns als Knaben von der Flucht Marias nach Aegypten machten. Der Leichenzug, der mit seinen Klagefrauen aus dem Stadtthor quillt, und sich über die Schutthaufen herab nach dem Begräbnißplatz windet, mag einen Jüngling von Nain der Mutter entführen. Die Männer, die auf dem von der Nachmittagssonne angestrahlten Felde nach Mekka gekehrt ihr Gebet verrichten, sind Beter der Urzeit, wo es keine Kirchen und Moscheen gab, Zeitgenossen Abrahams und Melchisedeks.

Wir fahren an einem Dorfe vorüber. Es sind die bekannten Lehmhütten, die bekannten Kothhaufen, die bekannten Düfte von verbranntem Kuhdünger, die Bakschisch heischenden Kinder und die aus jeder Gasse hervorkläffenden Hunde, aber „wo die letzten Häuser stehen" begegnet das träumende Auge in einem der dort wohnenden Mädchen zugleich dem „verlornen schönen Kinde", das einst Gott Mahadös Erbarmen erfuhr.

Ein Fahrzeug größerer Art schwimmt mit Arnauten besetzt an uns vorüber. Sie singen, und wir glauben griechische Laute zu hören. Die Bauart des Schiffs ist dieselbe wie vor drei Jahrtausenden. So mögen Psammetichs hellenische Söldner den Nil hinaufgefahren sein, so mögen sie gesungen haben, und unser Träumen läßt die Skipetaren wirklich jene alten Kriegsknechte sein.

Wir biegen um eine Felsecke und scheuchen von langgestreckter Sandbank eine Schaar von Flamingos auf. Sie breiten ihre Schwingen aus und fliegen in der Sonne wie eine rosenfarbene Wolke auf. Unten auf der Stromfläche zittert ihnen ihr Schatten nach. Sie schweben weiter und weiter, bis sie in dem Glanz des Abendhimmels sich verlieren. So entfernt sich das Bild der Vergangenheit vor unsern Gedanken. Auf einer andern Sandbank, nicht fern von hier, ruht ein Schwarm phlegmatischer Pelikane aus, verdaut und meditirt und stiert mit ausdrucksloser, gleichgültiger Geberde den

vorübergleitenden Chowadscha an. So ungefähr sieht Aegyptens Gegenwart aus, wenn der Traum von den Augen des Beobachters entflieht.

Er kehrt aber wieder und immer wieder mit neuem verklärenden Sonnenschein und neuen Bilderreihen. Von den Gegenständen und Gestalten am Ufer schweift die Phantasie des Heimkehrenden zurück über Thebens Trümmerfeld und die einsame Tempelruine von Kom Ombo nach den Katarakten von Syene und über die strudelnden, schäumenden Stromschnellen hinaus nach dem stillen Philä, dem einzigen, wirklich anmuthigen Landschaftsbilde am obern Nil, der ultima Thule der meisten Reisenden. Das wild zerklüftete Thal erscheint wieder, dessen dunkelrothe und bleifarbene Granitfelsen, in riesigen Blöcken auf- und durcheinander geschichtet, uns mit Schauer vor der Gewalt erfüllten, die einst hier dem Strom ein Thor hindurch gebrochen. Der Fluß, hier über den Katarakten breit und still wie ein Alpensee, glänzt uns entgegen wie ein blauer Spiegel. Zwischen den düsteren Klippen rinnt die goldgelbe Sandfluth der Wüste herab. Einzelne Palmen beschatten die Lupinenbeete auf dem schmalen Saume fruchtbaren Landes zwischen dem Gestein und dem Wasser, und inmitten der schimmernden wellenlosen Fläche taucht mit seinen von Baumgrün umgebenen Pylonen und Säulenhallen die heilige Insel der Isis, die letzte Zufluchtsstätte des ägyptischen Heidenthums auf. Ein Boot trägt uns hinüber, wir gehen, von den Festen der Göttermutter träumend, durch die dunkeln Höfe, die buntbemalten Corridore, die Nebentempel und schauen dann von der Terrasse im Süden hinab auf die ruhige Fluth, wie sie aus der rothen Schlucht leis rauschend hervorströmt, um sich bald darauf in den Kampf mit den Felsen zu stürzen.

Zögernd trennt sich die Erinnerung von dem bezaubernden mild melancholischen Gegensatz, in dem das liebliche nubische Eiland zu der Nacktheit, Schroffheit und Unwirthlichkeit seiner Umgebung steht. Die Coulissen verschieben sich, und das Bild einer von jenen verlassenen Städten tritt vor uns, deren es in Oberägypten zu beiden

Seiten des Flusses mehrere giebt. Wir wandern über verwittertes Feld, durch Tamariskengebüsch und Palmengestrüpp. Vor uns erheben sich aschgrau im Grünen die Mauern und Dächer eines bedeutenden Ortes. Wir kommen näher und fragen uns, was es bedeute, daß die Hunde nicht anschlagen und kein Herd seine Rauchsäule aufsteigen läßt. Alles ist still. Nur Tauben scheinen die Häuser zu bewohnen. Und es ist wirklich so. Wir treten durch das wohlerhaltene Thor, wir gelangen nach dem großen Platz in der Mitte der Stadt. Keine Seele läßt sich sehen. Nur ein Schakal mit bösem Gewissen läuft behend und geräuschlos wie ein Schatten um eine Ecke. Wir senden ihm einen Schuß nach, ein Schwarm Tauben braust auf, und ein verschlafener Aasgeier erhebt sich aus einem der Höfe. Sie waren die einzigen Bewohner, wenn wir dazu nicht das Echo rechnen wollen, das auf den Knall des Gewehres aus den Ecken und Winkeln antwortete. Die Häuser sind so wohnlich, als ob sie erst gestern vollendet wären. In den meisten treffen wir noch die großen Krüge, mit denen die Töchter der Stadt einst die Fluth des Nil schöpften, in vielen einen Herd mit Kohlen, die eben erst verloschen sein könnten. Der Anblick ist weit unheimlicher, als der einer Trümmerstätte des Alterthums. Man denkt an die Pest, an plötzlich ausgestorbene Indianerstämme, und es ist fast ein Trost, wenn man erfährt, daß Ibrahim Pascha die Einwohner umbringen oder verjagen ließ, weil sie unverbesserliche Räuber waren.

Wieder verwandelt sich die Scene. Wie auf unsichtbarem Räderwerk bewegen sich der halbbegrabene Tempel von Edfu und die Ruine von Esneh mit ihrem unterirdischen Säulensaal an uns vorüber. Die kleineren Heiligthümer von El Kab und Herment tauchen als flüchtige Erscheinungen dazwischen auf. Altägyptische Ringer, Fischer und Jäger aus den Grotten von Beni Hassan bilden die Staffage. Aber immer wieder zeigt sich als Hintergrund des Gemäldes das holde Philä mondbeglänzt, wie es jeder geschaut haben muß, der es in seinem vollen Zauber genossen haben will, bis endlich das alte Nationalheiligthum von Karnak, mit seinen

Pylonen und Obelisken und seiner von hundert und zwanzig Riesensäulen getragenen Halle die größte Ruine der Welt, Luksor und das Memnonium, der Pharaonenpalast von Medinet Habu und die ganze ungeheure Trümmerstätte von Theben sich an seine Stelle drängt.

Wir sitzen auf einer umgestürzten Säule vor dem Torso eines Granitkolosses. Der graubärtige Führer hat gefunden, daß er überflüssig ist, und sich, in seinen Burnus gehüllt, im Schatten einer andern zerbrochnen Riesenstatue schlafen gelegt. Die Eselsbuben sprechen nur flüsternd und beobachten neugierigen Blickes den Chowadscha, während ihre Thiere, schläfrig die Augen schließend und die Ohren hängen lassend, langsam ebenfalls den Schatten suchen, um sich zum Schlummer hinzustrecken. Von den Säulenschäften schauen Götter und Könige auf uns herab. Im Westen, wo Osiris, der Fürst der Todten, wohnt, blicken uns in den gelben Bergen lange Reihen von schwarzen Grabthüren an, durch die allmählich das ganze Aegyptervolk in das Nachtreich der Mumien auswanderte. Im Süden erheben sich aus den grünen Saatfeldern, in welche der Fluß die Plätze und Quartiere der alten Pharaonenresidenz verwandelt hat, auf hohen Steinthronen die beiden Kolosse des Königs Amunoph, von denen der eine uns von Kind an als der klingende Memnon bekannt ist. Er ist der Beherrscher dieser Trümmerwelt. Er thront auf Thebens Ruinen, selbst eine Ruine. Täglich kommt die Sonne, wie sie einst kam über die dämmernden Berge im Osten. Sohn der Morgenröthe, warum so schweigsam? — Frage meinen Bruder, den Mannlöwen unter den Pyramiden, den ihr die Sphinx nennt. Frage die Dichter, denen ich Rede stand.

Der Löwe antwortet mit Räthseln, der Dichter mit Bildern. Die rechte Antwort schafft der Traumgeist, indem er uns mit den Erinnerungen an das Leben und die Kunst Mizrajims vor das Leben und die Kunst von Hellas versetzt. Es giebt Stimmen, welche die architektonischen Schöpfungen Aegyptens denen der Griechen vorziehen und deshalb das Verfahren der Ptolemäer, welche in ihren

Bauten hellenische Formen den starren Regeln der eingebornen Kunst vermählten, als eine Art Sacrilegium verdammen. Wer sich nicht durch die Masse bestimmen läßt, wird dem nicht beipflichten. Die ägyptische Baukunst imponirt durch titanenhafte Bewältigung kolossaler Steinblöcke, Aushöhlung ganzer Gebirge, Aufschichtung von Bergen aus behauenem Gestein. Aber die Bewältigung ist eine unvollständige, was wir bewundern ist nur die physische Kraft und Ausdauer der Menschen, die hier bauten. Der Künstler scheint nur die Dauer seiner Schöpfung im Auge gehabt zu haben, und er hat nicht nach freier Eingebung, sondern nach einer Regel geschaffen, die im Anfang ein für alle Mal festgestellt worden. So hat er es nur zu massiven und mächtigen, aber nie zu schönen Gebilden gebracht. Zweck der Kunst ist, die Seele zu erheben, die ägyptische aber lastet vielmehr auf dem Gemüth, drückt es nieder und erdrückt es. Nichts kommt dem Beschauer jener Riesensäulen von Karnak mit ihren Kapitälern von zweiundzwanzig Fuß Durchmesser im Bereich menschlichen Schaffens noch massiv vor; er muß seine Vergleiche mit Dingen der Natur, mit Bergen und Höhlen anstellen. Anders die griechische Kunst. Sie verbindet weise mit der Stärke die Schönheit und bewältigt damit die Natur vollkommen. Ihre Gebilde zeigen — die dorischen Anfänge ausgenommen — überall das Walten der Freiheit, tragen überall den Charakter des Heitern und Hellen, des Durchsichtigen und luftig Emporstrebenden, während der ägyptischen der Typus des Stummen, Gebundenen, Düstern und Unheimlichen aufgeprägt ist.

Die Kunst von Hellas ist die Kunst freier Menschen, die ägyptische die von Sklaven. Jene gehört dem großen Weltjahr an, in dem wir leben, in dem Europa herrscht; diese ragt aus einer vollkommen andern Epoche der Menschengeschichte herüber, in welcher Afrika in seiner Weise groß war. Diese verhält sich zu jener, wie die Schöpferthätigkeit der Natur in der Periode der Saurier und Megalotherien zu der, welche die heutigen Thiergeschlechter und den Menschen entstehen ließ, und der ungeheure Pylonenwall der Stromseite von

Karnak neben die Propyläen Athens, das Memnonium neben das Parthenon gestellt, würde ähnliche Empfindungen erregen, wie die Vergleichung eines jener plumpen Riesenfaulthiere und Flügelkrokodile des Antediluviums mit einem Rosse, einem Löwen oder einem andern edlen Thier der Gegenwart. Die griechische Säule ist der Stamm eines schlanken blüthengekrönten Baumes, die ägyptische ein gigantischer Steinpilz.

Während wir sannen, hat sich die stille Scene um uns in einen lauten Markt verwandelt. Luksor, Karnak, alle Orte dieser Gegend nähren sich zum Theil von Leichenraub. Wie ihre Paschas die Tempel plünderten, um deren Marmorsäulen zu Mörtel zu zerschlagen, mit dem sie ihre Paläste und Zuckersiedereien bauten, so bestehlen diese Araber das todte Volk, auf dessen Königsschlösser und Heiligthümer sich ihre Kothhütten wie ein garstiger Ausschlag gesetzt haben. Die Grüfte der Westseite von Theben dienen diesen morgenländischen Resurrectionmen als Bergwerke, und jahraus, jahrein wühlen hier Hunderte von Hacken und Schaufeln nach Mumien, die dann entweder ganz verkauft, oder, da die Regierung die Ausfuhr von Alterthümern durch Privatpersonen zu hindern sucht, in leichter zu verbergende Stücke zertheilt, an den Mann gebracht werden. Diese wüste Rotte stellt sich jetzt ein, bildet einen weiten Ring um den ausruhenden Chowadscha und packt ihre Säcke aus. Der Eine hat Kinderhändchen das Stück zu zwei Piaster zu verkaufen. Ein Anderer hält uns grinsend einen großen schwarzen Mumienkopf mit kurzen, durch die Einbalsamirung rothgebeizten Haarstoppeln entgegen. Ein Dritter schüttet einen ganzen Beutel voll Glasperlen, in Stein geschnittner heiliger Mistkäfer, Ringe, Amulete, Götterbildchen und ähnlicher Waaren altägyptischer Schmuckläden vor uns aus. Ein Vierter und ein Fünfter tragen uns große Stücke vergilbter, stark nach Moder und Spezereien riechender Mumienleinwand an. Hier zieht ein Knabe aus der Brusttasche seines Kaftans einen verschrumpften Fuß. Da hat ein abscheuliches altes Weib eine ganze Kindermumie vor die Brust genommen und schaukelt sie,

als ob sie in Schlaf gewiegt werden sollte. Um die Leute los zu werden, kaufen wir etwas von den Ringen und Steinen, machen sie aber nur zudringlicher und müssen uns endlich, da Hassans Peitsche sie nicht in die Flucht trieb, entschließen, selbst die Flucht zu ergreifen. Wir reiten so rasch, als unsere Thiere laufen, aber noch lange folgt uns die Schaar der Leichenhändler wie eine wilde Jagd auf den Fersen, hält ihre greuliche Waare empor und schreit uns ermäßigte Preise nach.

Und wir sehen uns wieder auf unserer Dahabijeh, mitten auf dem Strom. Die Sonne ist untergegangen, nur die Kante der Bergwand im Osten ist noch schwach von der Abendröthe beleuchtet. Ein günstiger Wind führt uns an einem Felsvorsprung vorüber, auf dem in der Kapelle eines arabischen Heiligen die ewige Lampe brennt. Die Sitte erfordert, daß die Matrosen hier ein Brot als Opfer in den Strom werfen, damit der Heilige die Heimfahrt segne. Das Opfer ist vollbracht. Der Schech hat es wohlgefällig aufgenommen; denn er sandte von der Höhe seine Tauben, es ihm zu holen. Die Ruder ruhen. Das Schiffsvolk ahmt dem Chowadscha nach, der auf dem Verdeck sitzend, den Tanz der weißen Sterne auf den schwarzen Wellen beobachtet. Von der Laterne am Bugspriet beschienen, hocken die braunen Gesellen im Kreise und lassen die Pfeife von Mund zu Mund gehen. Schiffsjunge Ibrahim holt die Tarabuka, und der Sänger der Gesellschaft trägt, vom Gemurmel der Flaschentrommel und dem taktangebenden Händeklatschen der Uebrigen begleitet, mit leisen Molltönen ein Liebeslied aus der Wüste oder eine Romanze von Abu Said oder Antar vor. In der Ferne leuchtet das Licht eines andern Bootes mit Europäern, am Ufer ein Wachtfeuer, durch dessen Rauchwolken weiße Turbane sichtbar sind.

Das Schiff hat sein Ziel für heute erreicht. Auf steiler Uferbank zeigen sich auf dunkelgelbem Himmelsgrund die Silhouetten von Palmen, darin die Hütten eines Dorfes. Der Herd eines Kaffeehauses flackert den Ankömmlingen einladend entgegen. Die Tän-

zerinnen des Orts sammeln sich am Landungsplatz und gaukeln in ihren hellen Gewändern lockend aus dem Dunkeln ins Helle und wieder in die Nacht zurück.

„Fantasia, Fantasia, ya Chowadscha?" fragen die Sirenen des Nil nach dem Boot herüber. Die Frage wird durch den Dragoman bejaht. Der fremde Herr will ihre Fantasia gnädig ansehen, und behend geht die Mannschaft der Dahabijeh daran, das Deck des Schiffes für den Tanz der Bajaderen vorzubereiten. Noch nie waren ihre Finger und Füße so rasch als heute, wo sie die Bühne für dieses Ballet einrichten, bei dem sie Galerieplätze haben werden. Fast im Nu ist die Mitte des Fahrzeugs in ein großes Zelt verwandelt, Geräth und Geschirr aus dem Wege geräumt, ein Sitz für die Künstlergesellschaft erbaut und die Laterne des Bugspriets an der Decke des improvisirten Leinwandhauses als Kronleuchter aufgehangen. Der Chowadscha nimmt Platz vor der Kajüte, die Matrosen lagern sich im Kreise hinter dem Vordermast. Die Dandies unter ihnen haben Zeit gefunden, sich für die Gelegenheit nach Kräften zu putzen, schneeweiße Turbane statt der Alltagsfetzen um die Schläfe zu winden, die Finger mit silbernen Ringen zu bestecken, selbst die Gesichter zu waschen. Der Schiffsjunge präludirt mit Daumen und Mittelfinger auf dem Trommelfell der Tarabuka. Der alte Steuermann schlägt dann und wann die Leinenwände des Zeltes auseinander, um auszuschauen, ob sie kommen.

Und sie kommen endlich, Frauenstimmen lassen sich hören. Das Bret, das die Brücke vom Boot nach dem Lande bildet, beginnt zu schwanken. Ein gelbes Mädchengesicht mit schwarzgeschminkten Augenlidern, ein rother Tarbusch mit Reihen von Goldmünzen geschmückt, blickt durch die Leinwandthür. Der Körper, in ein Gazehemd, ein gesticktes Leibchen, einen bunten Schleier und weite Beinkleider von Seide gehüllt, folgt trippelnd nach, und die Gasieh steht vor uns. Andere Schwestern von der Zunft kommen nach, zuletzt die Musik: eine alte Frau mit dem Tambourin, ein Bursch mit einer kleinen Hoboe und ein graubärtiger Geiger mit dem Rabab,

der zweisaitigen Violine Aegyptens. Dragoman Hassan macht mit dem gewöhnlichen einfältigen Lächeln die Honneurs, nöthigt die Mädchen auf den Apfelsinenkorb, den Ibrahim oder Mohammed von der Mannschaft in einen Lehnstuhl umgeschaffen hat, auf die Provisionskiste, die durch eine andere geschickte Hand zu einem leidlich bequemen Divan geworden ist, präsentirt Aquavit und Cognac, den die jungen Damen zum Staunen des Chowadscha in Quantitäten wie die Matrosen zu sich nehmen, präsentirt auch die Pfeife, die dann von der Primadonna bis hinab zu dem Tambourin die Runde macht.

Die Tarabuka des Schiffsjungen mahnt leise an den eigentlichen Zweck des Besuchs. Aber es bedarf eines zweiten Glases und einer zweiten Pfeife, ehe Schellentrommel und Geige die Mahnung begreifen und sich zur Antwort entschließen. Der Fidelbogen fährt über die Saiten, die Finger huschen am Griffbret auf und nieder, die Hoboe quäkt mit der Stimme eines ärgerlichen Säuglings, die Alte schlägt und schüttelt ihre Schellentrommel, mit deren Gerassel Ibrahims Tarabuka ihr Murmeln mischt. Dazu singen sie — ein seltsames tollkühnes Klettern und Springen von einer Stufe der Tonleiter zur andern, ein Näseln und Gurgeln, ein diabolisches Kreischen und Zittern, wie wir es nur im Orient hören, wie wir uns die Musik vorstellen, welche das Orchester auf den Tableaux der alten Tempelwände machen würde, wenn es plötzlich, von neuem belebt, zu uns herabstiege. Wir denken an ein Concert der Unterwelt, unsere Matrosen schwelgen in den Tönen wie im Paradies. Das taktmäßige Händeklatschen, mit dem sie die wilde Melodie begleiten, klingt fast wie ihr vergnügtes Schmatzen nach fetten Genüssen. Selbst dem Schiffsjungen quellen vor Entzücken die Augen aus dem Kopf, und wie toll trommeln seine hüpfenden Fingerspitzen auf dem Fell der Tarabuka herum.

Und jetzt erhebt sich die erste Tänzerin, tritt aus den gelben Schnabelschuhen, läßt den Schleier fallen wie Aphrodite den Meeresschaum und schreitet, bloß mit Hemd und Leibchen und den weiten

Hosen begleitet, kleine Messingcastagnetten mit Daumen und Mittelfinger emporhaltend, schlank und stolz aufgerichtet in die Mitte des Kreises. Eine zweite folgt ihr in ähnlicher Haltung, doch nur um sie mit einigen Gesten zu begleiten. Bewegungslos wie ein Steinbild steht jene eine Weile da und läßt die wüthende Brandung von Tönen an sich anprallen, bis plötzlich die ganze Oberfläche ihres Körpers erst leise, dann immer heftiger mit der Musik im Takte zittert. Ihre Hände lassen, über den Kopf erhoben, die Castagnetten erklingen, langsam dreht sie sich einmal um sich selbst, indem ihr rechter Fuß dabei als Stützpunkt dient und alle Muskeln während der Wendung convulsivisch beben, dann schreitet sie bedächtig, ohne Unterlaß mit allen fleischigen Theilen des Leibes vibrirend, vorwärts und rückwärts — ein eignes Bild von Bewegung und Ruhe in Einem, eine unaufhörliche Aufeinanderfolge von fieberischen Wonneschauern der Leidenschaft, morgenländischer Leidenschaft, morgenländischen Lieberverlangens, glühendster Sinnlichkeit.

„Die ganze Nacht hindurch laß' ich nicht ab mit Seufzen um eine einsame Gazelle, die Entführerin meiner Seele. Ich gelobe, wenn meine Geliebte kommt, will ich Thaten verrichten, wie Antar sie nicht vollbracht."

So erschallt, begleitet von Tambourin und Tarabuka, Rabab und Hoboe, der Gesang der zweiten Tänzerin, in den die übrigen gelegentlich einfallen, und der die Primadonna zu neuem spasmodischen Zusammenschauern anregt. Sie schreitet einher wie unter dem Einfluß einer elektrischen Batterie, sie flackert und lodert wie eine wandelnde Flamme.

„Und die Geliebte kam zu mir bebenden Ganges, und ihre Augenlider machten mich trunken. Ich streckte die Hand aus, den Becher zu ergreifen, da ward ich berauscht von ihren Blicken. O du in dem rosenrothen Kleide, in dem rosenrothen Kleide, Liebling meiner Seele, bleibe bei mir."

Und die Geliebte bleibt bei dem Schmachtenden, erhört ihn. Die Tänzerin beugt sich plötzlich nieder, fällt, fortwährend von ihren

wollüstigen Schauern überlaufen, auf die Knie, streckt sich ihrer ganzen Länge nach immer noch taktmäßig zuckend auf den Boden hin, erhebt sich, in derselben Weise zitternd, und tritt dann zurück, um sich wieder in ihr Obergewand und den Schleier zu hüllen, während die Musik eine andere zu ähnlichen Pantomimen herbeiruft. Die Tänze werden wilder, nackter und überschreiten endlich die Grenze, bis zu der wir ihnen folgen dürfen. „Tejb! Tejb!“ schallt der Bravoruf der Matrosen am Bugspriet zu diesem Nachspiel der Orgien von Bubastis und Canopus. „Wallah!“ murmelt der alte Steuermann, die Pfeifenspitze aus dem Munde nehmend, in seinen Bart und denkt an die Tage, wo auch er jung war.*)

Die Gawassitänze, die der Reisende in jedem größeren Dorfe haben kann, sind einer der wesentlichsten von den bunten Steinen, aus welchen sich das Mosaikbild des Traumlebens auf dem Nil zusammensetzt. Ihre wilden Melodien sind aber nur Episoden in dem melancholischen Gesang der Sakiahs, die beinahe ohne Aufhören ihre klagenden Stimmen ertönen lassen und so in der Seele eine Stimmung hervorrufen, die dem Reisenden noch lange, nachdem er in die Heimath zurückgekehrt ist, als die vorwiegende des Nillebens nachklingt. Mit Alltagsaugen besehen, sind sie nur prosaische Feldbewässerer. Ein horizontal gehendes Rad treibt ein lothrecht laufendes; jenes wird von Ochsen in Bewegung gesetzt, dieses schöpft mit Krügen aus einer Grube am Flusse die befruchtende Fluth in einen Graben, der sie in kleinen Kanälen über das benachbarte Feld ausbreitet. Das bewegende Prinzip der Maschine, der Musikant des Instruments ist ein Knabe, der, auf dem horizontalen Rade sitzend, unabläßig die Hintertheile der Ochsen bearbeitet. Nie wird die Nabe des Rades mit fettiger Substanz bestrichen. Sie würde der Maschine die Stimme nehmen, und der ägyptische Fellah scheint das Concert dieser Sakiahs zu lieben. Er hätte dann nicht Unrecht. Einzeln und von nahe gehört zwar singen sie etwa in dem Ton

*) Tejb heißt arabisch: gut, Wallah: bei Gott.

und der Melodie eines Wagenrades, das sich durch den klingenden Frost eines winterlichen Schneewegs hindurcharbeitet. Anders aber in der Ferne und in Gemeinschaft mit einander. Es sollen ihrer an den Ufern des Nil an fünfzigtausend stehen. Einige haben eine scharfe, schrille Stimme, es mögen die jungen sein. Andere kreischen mehr in den Tönen des hülflosen, hoffnungslosen Alters. Eine ruft der andern zu, und diese wieder der Nachbarin auf dem jenseitigen Gestade. Viele stehen an Stellen, wo der Strom die Städte, die er einst sah, in Ackerland verwandelt hat. Ihr Zusammenspiel ist für den Träumer auf der Mitte des Flusses je nach der Breite des Wasserspiegels und der Richtung seiner Gedanken von der verschiedensten, aber stets von melancholischer Wirkung.

Jetzt ists ein Wiegenlied und jetzt ein Grabgesang. Jetzt hören wirs wie fernen Unkenruf, und jetzt wieder greift es uns an das Herz wie der allgemeine Klageschrei der seufzenden Kreatur. Es ist das Aechzen des zu hoch besteuerten Ackerlandes, das Gestöhn zu schwer belasteter Menschen und Thiere, das Gewimmer einer Welt die auf dem Grabe einer andern verscheidet, und in deren langsam hinsterbende Klage, sich ganz von fernher summend, ähnlich dem Insektengeschwirr unsrer Waldwiesen an stillen schwülen Mittsommertagen, die Klagen aller der Geschlechter mischen, die wir in unserm träumerischen Sinnen im Lauf der Jahrtausende über dieses Land gehen sahen. Wir hören wie ein Echo von jenseits des Horizonts die Ueberbürdung des Volkes, das die Pyramiden schichtete, die Sehnsucht der Kinder Jakobs nach Befreiung vom Joch der ägyptischen Vögte, die Trauerlieder über das Heer, das im Rothen Meer ertrank. Wir vernehmen das Wehgeschrei des Volkes, dem der Perstürm seine Götter umstürzte, die Bußgesänge der zehntausend Eremiten, die einst die Wüste von Theben bewohnten, die Todtenklage um die durch Mehemed Alis Hand gefallenen Mameluken und ganz in der Nähe die Seufzer der Tausende, die unter der Peitsche erlagen, mit welcher die Diener des neuen Pharao sie zum Bau an seinen Straßen und Kanälen trieben. — Es ist still geworden. Die

einzelne Sakiah, die noch zu hören ist, könnte auch ein Schakal oder ein anderes Leichenthier sein. Es ist Friedhofsstimmung, die uns erfüllt. Die Grabthüren von Theben starren uns wieder an. Der Derwisch, der uns durch die Erinnerung geht, strebt taumelnd sich in das selige Nichts zu stürzen. Die Gasieh, deren bunter Schatten hinter ihm herzittert, tanzt wie ein Irrlicht auf einem Leichenfeld.

Und wieder beginnt das allgemeine Concert. Das Boot hat eine breite Stelle im Strom erreicht, und der Ton klingt jetzt wie ferner Glockenklang, und der Träumende fragt sich, ob das Ohr hier auch eine Fata Morgana hat wie das Auge. Wir gedachten der fernen Heimath und sehnten uns nach ihrem frischen Leben, und siehe, da ist sie. Wir glauben den orthodoxen Baß des Geläutes der Kathedrale, den hellen Tenor der Parochialkirchen der Vaterstadt, den Discant ihrer Kapellenglöckchen zu vernehmen. Die Silberstimmen der Glocken von Dörfern mischen sich drein. Es sind Osterklänge, Rufe der Auferstehung, willkommen wie Geläut für den in Waldeinsamkeit Verirrten, von Farnsamenzauber Umstrickten. Wir erwachen aus dem Traume, befreien uns von der Magie, die uns gefangen hielt, und wenn wir jetzt nicht mehr die Glocken hören, so sehen wir dafür wieder die Sonne und athmen wieder das Leben, das auch in Aegypten noch waltet.

Die Nilreise war vollendet und unsere Dahabijeh ankerte wieder im Angesicht der Minarets und Garteninseln von Kairo. Wir hatten uns in den letzten Wochen der Fahrt ungeduldig nach den Genüssen der Civilisation zurückgesehnt. Das Heimweh war von Tag zu Tag brennender geworden. Widrige Winde, Sandbänke, die uns festhielten, unfreundliches Wetter, das Vorspiel des Chamsin, der Anfangs April sich einzustellen pflegt, hatten ein Uebriges gethan, um die Stimmung der Gesellschaft auf der Barke niederzudrücken und sie dem Tage, wo sie die enge Kajüte mit einem guten Gasthaus vertauschen sollte, als einem Tage der Befreiung ent-

gegenblicken zu lassen. Jetzt, wo es uns nur eine Nachenfahrt quer über den Fluß kostete, um zu jenen Genüssen zu gelangen, war die Sehnsucht nach ihnen erloschen. Wir fanden, daß wir warten könnten, daß der wunderliche kleine Hausstand, der sich in unsrer Kajüte herausgebildet, seine Reize habe, und daß es unverständig sein würde, den Becher der Freude, den wir uns eingeschenkt, als wir uns zu der Tour vereinigt, nicht bis auf die Neige zu leeren.

Unser Contract mit dem Besitzer der Dahabijeh lautete auf siebzig Tage, und davon waren achtundsechzig verflossen. Keiner von uns hätte eine Woche früher gemeint, daß wir nach der Ankunft vor Kairo auch nur eine Minute zweifelhaft sein könnten, ob es in der Stadt angenehmer als auf dem Schiffe sei. Jetzt gestanden wir uns gegenseitig, daß wir ungern von der alten guten Barke und ebenso ungern von dem halbwilden Leben unsrer Streifzüge am Ufer schieden, und das Ergebniß der hieraus sich entspinnenden Berathung war, daß dem Rheder nur der letzte Tag unsres Vertrags geschenkt, der vorletzte aber zu einem Ausflug nach den Pyramiden von Gisch verwendet werden sollte.

Für meine beiden Gefährten war dies ein passender Schluß der Nilfahrt. Ich hatte die Pyramiden bereits früher besucht und bestiegen. Indeß lassen sie sich recht wohl zweimal sehen, und da ein romantisch gestimmtes Gemüth unter uns den Vorschlag machte, des Nachts dahin aufzubrechen, um sie zuerst im Mondschein zu haben und dann auf der Spitze der Pyramide Phra Chufus den Aufgang der Sonne zu genießen, so war ich um so lieber von der Partie.

Gesagt, gethan. Unser Schiffsvolk machte zwar saure Gesichter, als Chowadscha ihnen die Aussicht eröffnen ließ, noch volle vierundzwanzig Stunden vor den Schenken von Bulak und Masr Atikha und vor der Thür ihrer Frauen und Schätzchen liegen zu müssen, ohne hinein zu dürfen. Indeß fanden sie sich bald in dieses trübe Geschick, da sie wußten, daß es bei Chowadscha nichts geholfen hätte, wenn sie sich nicht hineingefunden hätten. Allah ist groß

und Chowadscha freigebig — mit Bakschisch, wenn er Gehorsam, mit der Kurbatsche, wenn er Ungehorsam sieht. Mit dem Oel dieser einfachen Philosophie ebneten sie die anfangs ziemlich hochgehenden Wogen ihres Zornes und halfen uns und dem Dragoman die nöthigen Vorkehrungen zu möglichst bequemer Ausführung unseres Planes treffen. Zwei von ihnen ruderten hinüber nach Alt-Kairo, um Reit- und Packesel zu holen. Andere trugen uns, nachdem diese gekommen, durch die seichte Fluth, in der das Schiff vor Gisch lag, aufs Trockne. Wieder andere schafften Decken, Betten, Gewehre und Eßwaaren ans Ufer. Zum Mitgehen wollte sich anfänglich keiner entschließen, ich vermuthe, weil sie die Pyramiden für Geisterwohnungen hielten und die Gespenster fürchteten, die nach dem Volksglauben dort die Schätze Salomos hüten. Endlich ließen sich zwei von ihnen durch den Dragoman, dem das Unternehmen selbst nicht geheuer schien, überreden, der Gefahr, von einem Dschin zerrissen zu werden, Trotz zu bieten, holten aus dem Schiffsbauch die Prügel, mit denen bewaffnet die Matrosen der Nilbarken an den Orten, wo angelegt wird, Nachtwache halten, und stellten sich uns zur Verfügung.

„Bismillah!“ — im Namen Gottes — rief ihnen der alte Steuermann nach, schüttelte den Kopf und breitete sein Tuch zum Nachtgebet aus, in das er den thörichten Chowadscha schwerlich eingeschlossen haben wird.

Es war nach neun Uhr Abends. Die Pyramiden liegen zwei starke Stunden westlich von Gisch und zwar hart am Saum der Wüste. Der Weg dahin ist für den, der dort gewesen ist und einiges Ortsgedächtniß hat, selbst des Nachts leicht wiederzufinden. Zudem war der Himmel wolkenlos, und es gab Mondschein nicht blos im Kalender. Gefahren konnte die Unternehmung nicht mit sich bringen. Die ägyptische Hyäne greift selbst hungrig nicht leicht einen Menschen an, der Schakal noch weniger. Dragoman Hassan sprach zwar, da seine Geister bei uns nicht verfingen, von räuberischen Beduinis, und in der That wäre zehn Jahre vorher Lenten, die es vorziehen,

ihren Kopf zwischen den Schultern statt zwischen den Beinen zu haben, eine nächtliche Tour nach den Pyramiden kaum zu rathen gewesen. Jetzt war nichts zu fürchten. Der aufgeklärte Despotismus der Vicekönige, von den Consuln gelegentlich durch einen respectvollen Rippenstoß zu größerer Energie ermuntert, hält in Aegyptenland auf gute Polizei. Die Beduinen des Westens sind bei jeder Ueberschreitung ihres Wüstengebiets mit blutigen Köpfen heimgeschickt worden. Die Fellahin endlich, welche in den beiden Dörfern unter den Pyramiden wohnen, sind sicherlich keine Muster der Bescheidenheit und Ehrlichkeit, aber friedfertiger Natur. Sie sind es schon deshalb, weil Ungebührlichkeiten an Franken verübt, ihnen von Kairo Bastonnaden ohne Ende zuziehen würden, sodann, weil Gewaltstreiche von ihrer Seite die Ausflüge hierher vermindern und so ihre Einnahmen als Führer und als Händler mit Mumienschmuck, alten Münzen, Sargzierrathen und ähnlichem Leichenraub erheblich schmälern müßten, und schließlich, weil sie den Unterschied zwischen ihren Waffen und denen Chowadschas zu gut kennen, um erst durch Proben lernen zu müssen, daß ein Revolver seinen Besitzer reichlich sechsmal so flink vertheidigt, als eine jener gichtbrüchigen, vom Rost des Alters zerfressenen Bundukijen, mit denen sie ins Feld rücken könnten.

Nach meiner Rechnung mußten wir kurz vor Beginn der Geisterstunde am Fuß der Erhöhung anlangen, auf der sich die Pyramiden erheben. Wir hatten dann noch sechs Stunden bis zum Aufgang der Sonne, und da es der Hunde und Flöhe wegen nicht gerathen war, in einem der Dörfer ein Nachtlager zu suchen, so hatte ich den Vorschlag gethan, eines der Felsengräber, die sich in langer Reihe vor den Pyramiden hinziehen, als Schlafgemach zu benutzen. Dieselben eignen sich zu diesem Zweck vortrefflich. Die Mumien, welche früher hier schliefen, sind längst heraus geholt und bruchstückweise verkauft worden. Der Wind hat in die Höhlen den feinsten Sand geweht, den man sich zum Unterbett wünschen kann. Die Eingänge sind schmal und mit einer Decke leicht gegen die

Nachtluft zu verwahren. Es war ein prächtiger Gedanke für unsern romantisch gestimmten Gefährten, die Nacht in einem mit Hieroglyphen verzierten Bett, in der Gruft eines Hofraths, Geheimen Finanzraths oder Oberappellationsrathes oder gar eines erlauchten Prinzen vom Hofe des Königs Chufu zuzubringen. Denn man muß wissen, daß der Theil des großen Friedhofs von Memphis, der die unmittelbare Umgebung der Pyramiden bildet, nur Mumien von Geblüt und Rang, hoch- und höchstselige Mumien, um die allerhöchstselige, in sich barg.

So war denn alles, wie es schien, aufs Beste bestellt, und als die Esel beladen waren, brachen wir auf.

Ich ging mit meiner Büchsflinte, die in dem gezogenen Lauf eine Spitzkugel, in dem glatten eine Ladung Rehposten hatte, und mit einem Stockdegen bewaffnet als Führer voraus. Dann folgte mit seinem Prügel der eine Matrose, der Esel mit den Betten und Eßwaaren und der eine der Eselsbuben. Das Gros der Karavane bildeten die beiden Gefährten, beide zu Esel, der eine ebenfalls mit einer Büchsflinte, der andere mit zwei Revolvern ausgerüstet, der zweite Eselsjunge, der zweite Matrose und Hassan Salama Hasenfuß, unser braver Dragoman.

Der Markt von Giseh war noch hell erleuchtet und voll Leben, die Kaffeeschenken noch dicht mit Gästen besetzt. Auch die griechischen Wein- und Aquavithändler lockten noch mit ihren im Licht der Lampen strahlenden bunten Flaschenreihen, und sie lockten nicht vergebens. Ich war eben in eine der dunkeln Gassen eingebogen, welche aus dem Orte hinaus und nach dem ersten Dorf auf dem Weg nach den Pyramiden führen, als hinter mir ein „Halt" erschallte. Der Romantiker kam an mich herangeritten und bat mich zu warten. Er habe gefunden, daß unser Weinvorrath — er bestand in vier Flaschen — nicht ausreiche, und überdies halte er es für schicklich, den Moment des Sonnenaufganges wenigstens mit einem Glas Champagner zu begrüßen. Hassan sei bereits abgesandt, das Fehlende zu besorgen. Ich möge mit meinem Esel und

meinen beiden Arabern langsam vorausziehen und die Uebrigen bei der ersten Wegscheide erwarten. Einwendungen waren vergebens. Unser Romantiker litt keinen Widerspruch, am wenigsten hier gegen den Einfall, auf dem Gipfel der Pyramide in seinem Lieblingsgetränk der Sonne von Memphis ein Trankopfer zu spenden. Umsonst stellte ich ihm vor, daß die Nacht keines Menschen Freund sei, daß ich zwar den Weg zu kennen glaube, aber in der Dunkelheit der Palmenpflanzungen, die wir zunächst zu passiren hätten, schwerlich jeden Kreuzweg bemerken werde, daß Hassan, auf dessen Kenntniß der Gegend er baue, ebenso einfältig als furchtsam sei. Er bat, ihm seine schöne Idee nicht zu stören, versprach den Weinkauf möglichst zu beeilen, zu schießen, wenn sie sich verirrt — und damit lenkte er um, in das Marktgewimmel hinein, ohne auf meine Erwiderung zu hören, in der ich ihm wenigstens mit geflügelten Worten die Hauptmerkzeichen der Straße, so gut ich sie selbst im Gedächtniß hatte, angegeben haben würde.

Etwas verdrießlich trieb ich meine Araber zum Weitergehen an. Wir kamen vor den Ort hinaus auf den breiten Dammweg, der, links von Tamarisken und Sykomoren beschattet, am Saume der Palmenpflanzungen hinter Giseh hinführt. Der Mond schien mit weißem Licht durch die Wipfel. In der Ferne flackerte die rothe Flamme eines Herdfeuers zwischen den Palmenstämmen. Es war das erste Dorf. Da war der Baumstumpf, an dem mich beim ersten Besuch der Pyramiden ein mit der Elephantiasis Behafteter um eine Gabe gebeten. Dort die kleine sumpfige Wiese, auf der ich damals den ersten Ibis erblickt. Am Dorfe wurden wir von einem Rudel wüthender Hunde angefallen, die von ihren Eigenthümern nicht eher zurückgerufen wurden, als bis der Prügel meines Matrosen den einen niedergeschlagen hatte. Eine Anzahl von Schimpfworten und Verwünschungen aus kreischenden Weiberkehlen folgte uns in die Finsterniß der Palmenschatten nach, in die uns der weitere Weg hineinführte. Ich wußte, daß ich die rechte Straße ging. Allein in der Verwirrung, welche der Angriff der Hunde ver-

ursacht, und bei dem blendenden Schein des Feuers, welches aus der Dorfgasse herausstrahlte, hatte ich übersehen, daß sowohl rechts als links andere Wege abzweigten, und das Unglück wollte, daß meine Freunde, als sie eine halbe Stunde später hier eintrafen, gerade einen dieser Seitenpfade wählten.

Nichts ahnend von der Möglichkeit dieses Mißgriffs, der, wie man sehen wird, eine gute Zahl von Verlegenheiten im Gefolge hatte, ging ich mit meinen Arabern weiter, überschritt den großen Kanal, bei welchem der erste Palmenwald ein Ende nimmt und gelangte nicht weit von hier an eine Wegscheide. Ringsum beschien der Mond Saatfelder. In einiger Entfernung dunkelte der Palmenwald eines zweiten Dorfes. Hier wollte ich warten. Ich setzte mich auf einen Erdhügel, hielt die Hand ans Ohr und horchte nach der Gegend hin, aus der die Gefährten kommen mußten. Alles war still. Plötzlich schlug fernes Hundegebell an mein Ohr. Es waren mehrere Bestien, vielleicht dieselben, die uns angegriffen. Ein anderer Ton folgte, das Yahaho eines Esels. Eine Viertelstunde nachher Getrappel schneller Hufe, es kam näher, und ich war getäuscht. Es waren Fellahin, die vom Markt heimkehrten. Wieder verfloß eine Viertelstunde in banger Erwartung. Die Nacht fing an, sich stark abzukühlen. Nebel stiegen aus dem Boden. Thau fiel auf das Gras am Wege. Meine Araber hatten die Kapuzen ihrer Mäntel über den Kopf gezogen und hockten schweigend neben mir. Der Esel, jedenfalls den Tag über tüchtig benutzt, hing traurig den Kopf, schnoperte ein wenig an einem Getreidefelde herum, that einen Seufzer und legte sich dann mit sammt dem Gepäck seiner ganzen Länge nach auf die Seite.

Ich rief ein Halloh nach der Gegend, aus welcher die Freunde kommen mußten. Keine Antwort. Ich veranlaßte meine schlaftrunkenen Begleiter, sich mit mir zu einem zweiten zu vereinigen. Keine Antwort als ein schwaches Echo. Ich schoß den einen Lauf des Gewehres ab und horchte, ob das Zeichen erwidert werde. Hundegebell erschallte von drei, vier verschiedenen Seiten, ein Schwarm

Tauben brauste, aus den Wipfeln der Palmen aufgescheucht, über uns hin, aber ein Schuß war nicht zu vernehmen. Mißmuthig befahl ich den Arabern, mit denen ich mich nur durch abgebrochene Worte und Geberden verständigen konnte, weiter zu gehen. Murrend gehorchten sie, und ich folgte, nachdem ich den abgeschossenen Lauf vorsichtig wieder geladen.

Eine Viertelstunde weiter ein zweiter Kreuzweg und dasselbe Verfahren wie beim ersten. Wieder hüllten sich die Araber in ihre Kaputzen. Wieder legte sich Langohr todmüde mit sammt seiner Last. Wieder Halloh ohne Antwort, wieder ein Signalschuß, der von den Gefährten ungehört blieb, wieder Hundegebell von allen Richtungen her und das Aufflattern eines in seiner Nachtruhe gestörten Taubenvolkes.

Ob sie sich verirrt hatten, die Freunde? Ob sie in einem der Sümpfe stecken geblieben waren, welche die Ueberschwemmung des Nils hier zurückläßt? Oder hatten sie ein anderes Unglück gehabt? Oder waren sie, überzeugt von der Unmöglichkeit, Hassan als Führer zu brauchen, nach dem Schiff umgekehrt?

So kamen wir über das zweite Dorf und den letzten Palmenwald hinaus. Die Pyramiden erschienen wie dunkelgraue Riesenzelte am mattblauen Horizont vor uns. Rechts und links streckten sich einsam im falben Mondlicht weite, dämmernde, weißen Dunst aushauchende Gefilde. Ich dachte daran, daß die Araber die größte der Pyramiden den Thron des Pharao nennen, und ich sah den alten König Chufu das Antlitz mir zugekehrt in Gigantengestalt droben sitzen und mir mit dem ägyptischen großen Auge drohen. Auch an den Geisterkönig Salomo und seine Dschinnen erinnerte ich mich ein wenig. Und dann wieder gingen mir die Heiligkeit der Todten bei den alten Aegyptern und die Geschichten aus der Kindheit durch den Sinn, in denen es als Vermessenheit bestraft wurde, des Nachts sich Gräbern zu nahen. Dann drängten sich prosaischere Befürchtungen in Betreff der Freunde auf. Ich feuerte wiederholt mein Gewehr ab, ließ ein Halloh nach dem andern er-

schallen. Alles umsonst. An dem letzten großen Kanal angelangt, der bei meinem ersten Besuch noch mit Wasser gefüllt gewesen, jetzt aber ausgetrocknet war, beschloß ich, die Flinte noch einmal rufen zu lassen. Ich schoß — schoß dann in der Hast unvorsichtig auch den zweiten Lauf ab, den ich bisher gespart, und wieder, und siehe da, das lange nicht gereinigte Rohr gab den Ladestock nicht wieder heraus. Umsonst zog ich mit aller Macht daran, vergeblich zogen und zerrten die Araber. Der Ladestock rückte keinen Zoll von der Stelle, und ich war wehrlos. Allein mit zwei Burschen, mit denen ich mich nur halb verständigen konnte, und die mir in der letzten Stunde nur mit Widerwillen gefolgt waren, eine unnütze Flinte auf der Schulter und einen Degen in der Hand, der höchstens gut war, die Hunde abzuwehren, dachte ich jetzt auch an Räuber. Wie gescheidt kam mir Hassans Einfalt vor, und wie einfältig die Klugheit, die seine Warnungen in den Wind geschlagen! Aergerlich verwünschte ich die durstige Kehle des Romantikers, und sehr unbehaglich erschien mir alle Romantik überhaupt.

Einen Augenblick meinte ich umkehren zu müssen. Aber im nächsten begriff ich, daß dies nicht bloß unmännlich, sondern auch unverständig sein würde. Unmännlich schon deshalb, weil ich dann möglicherweise die Freunde im Stich ließ, unverständig, weil der Weg von hier nach der Barke zurück dreimal so lang als der nach dem Grabe unter den Pyramiden war, in dem wir schlafen wollten.

So schritten wir denn weiter. Bisher hatten mich die Aufregung und die Aufmerksamkeit, mit der ich nach einem Zeichen von den Zurückgebliebenen horchte, meine Ermüdung nicht fühlen lassen. Jetzt, wo ich alle Hoffnung aufgegeben, begann ich sie doppelt zu empfinden, und zu der Abspannung der Nerven gesellte sich nun auch ein heftiger Durst. Ich fragte, ob man Wasser mitgenommen. Die Gullis (langhalsige irdene Wassergefäße) wären bei den andern Flaschen, antwortete verdrossen der Eselsbube. Bei den anderen Flaschen! und das so gelassen — ich hätte vier Hände haben mögen, um ihn genugsam zu prügeln, den Schlingel, nicht für seine Ver-

geßlichkeit, sondern für diese impertinente Gelassenheit. Bei näherem Nachdenken fand ich indeß, daß es anständiger und nebenbei weit praktischer sei, seine Ruhe mir selbst anzueignen, und der Versuch gelang so ziemlich.

In dieser Stimmung kamen wir über die allmählich sandig werdenden Felder nach El Kom El Aswed, dem letzten Dorfe, welches nur noch etwa fünfhundert Schritt von dem Rande des Plateaus liegt, auf dem die Pyramiden sich erheben. Es mochte um die Mitte der Geisterstunde sein. Die Hunde schwiegen hier, als wir vorüberzogen. Wir konnten glauben, ganz allein zu sein.

Da schlich etwas hinter einer Lehmwand hervor. Es war eine weiße Gestalt. Sie kam auf uns zu, und unser Eselein trat scheu einen Schritt zurück. Wars einer aus den Grüften? — Dann half der Stockdegen, den ich unwillkürlich locker gemacht, nicht viel. Es war indeß nicht so übel gemeint. Der Geist hatte noch sein Leibliches, grüßte artig mit „Salam" und sprach, als er des Chowadscha ansichtig wurde, sogar ein erträglich gutes Englisch. Es war einer der Bewohner des Dorfes, die sich als Anwohner der Wüste bereits in die weißen Gewänder kleiden, welche die Beduinen tragen. Weshalb er so spät noch wach war, blieb unerklärt. Vielleicht wars der Nachtwächter, vielleicht auch war er früh aufgestanden, um den Nachbarn, die sämmtlich aus dem Führerhandwerk ein Geschäft machen, den Rang abzulaufen. Letztere Vermuthung schien die richtigere zu sein, da er sich mir sofort zum Begleiter auf die große Pyramide anbot, im Mondschein ohne Verzug einen Handel mit Münzen und Mumienringen, die er aus dem Busen zog, zu beginnen sich anschickte und ganz in der Weise seiner Genossen, die mich beim ersten Ritt hierher bis zum Wahnwitzigwerden gepeinigt, nicht eher loszuwerden war, als bis ich das letzte „Bukra"*) mit einem Griff nach der Flinte begleitete. Vor diesem Mittel entwich

*) Eigentlich: „morgen", dann aber das gebräuchliche Wort wenn man eine Bitte oder einen Antrag abweisen will.

der Geist eiligen Fußes. Es war indeß angenehm, daß er uns auf den Fersen blieb. Im Verdruß über seine Zudringlichkeit hatte ich vergessen, daß er uns schon heute einen Dienst leisten konnte. Wir brauchten Wasser, und als er sich, rasch wieder dreist geworden, mir von Neuem zu allerlei Diensten antrug, wurde ihm der Auftrag, einige Gullis herbeizuschaffen. Er ging und brachte in Kurzem das Verlangte, und mit dieser Erfrischung kam auch meine gute Laune wieder. Der Geist verlangte ein Trinkgeld, wurde aber auf den Morgen verwiesen, da der Chowadscha selbst kein Geld bei sich haben wollte, womit jener sich zurückzog und wir aller nächtlichen Besuche von ihm und andern vielleicht weniger friedsamen Geistern des Dorfes von vornherein entledigt waren.

Wir stiegen den sandigen Abhang nach den Pyramiden hinauf und gewahrten bereits die schwarzen Höhlenöffnungen in der Gräberwand, als der Esel erschöpft zusammenbrach. Meine Araber schienen das als ein „bis hierher und nicht weiter" zu betrachten. Emsig lösten sie dem Thiere die Stricke, welche die Last auf seinem Rücken hielten, banten mir ein Bett in den Sand und legten sich, unbekümmert um meine Geberden, mit denen ich ihnen die Gräber droben wies und das Thier wieder zu beladen befahl, neben das Grauchen hin. Mit Gewalt war hier nichts auszurichten, und so versuchte ichs im Weg der Güte, gab jedem ein Brot und eine Orange, ließ sie eine Viertelstunde essen und ausruhen, und wiederholte dann meinen Befehl. Etwas willfähriger gestimmt, gehorchten sie jetzt, weckten den Esel, der mit einem ungeheuren lautschallenden Gähnen auffuhr, beluden ihn und folgten mir die noch übrigen zweihundert Schritte nach den Grüften. In der ersten hatten, wie wir beim Schimmer der Sterne sahen (der Mond war inzwischen in die Wüste hinter den Pyramiden versunken), Reisende gekocht, und der Boden war voll Kohlen. Aber schon die zweite war ganz für meinen Zweck geeignet. Es war eine schöne Doppelhöhle, hoch genug, um darin aufrecht zu stehen, und mit dem feinsten, reinlichsten Sande bestreut. Rasch war die eine Kammer in ein Schlafgemach für mich

verwandelt, in der andern nahm der Esel mit meinen beiden Begleitern Platz. Meister Burrito,*) dem es klar geworden, daß hier für heute seine Noth ein Ende nehmen sollte, stieß ein dankerfülltes Yahaho—o—ho aus, welches von nachbarlich angesiedelten Eulen und Schakalen mit schauerlichem Geheul und Gekreisch beantwortet wurde, und fiel auf die Seite. Die Araber baten noch um einen Trunk Wasser, und schnarchten sich dann gegenseitig in Schlaf.

Ich war ermüdet, aber nicht schläfrig, und so hörte ich noch geraume Zeit das Concert der Käuze und Fledermäuse, welche bei den benachbarten Grabgrotten aus- und einschwirrten, und in deren Piepen und Krächzen bisweilen ein Schakal sein heiseres Geheul mischte. Einmal kam dieses Geheul näher. Ich vernahm, wie etwas vor der Gruft trockne hohle Gegenstände klappernd durcheinanderwarf, und als ich die Decke, die als Vorhang diente, wegschob und hinaustrat, huschte von einer etwa drei Schritt entfernten Erhöhung des Bodens, wie es schien, einem Holzhaufen, ein Etwas wie der Schatten eines kleinen Hundes weg. Die Nacht war bitter kalt geworden, und ich dachte an die Möglichkeit, daß die Gefährten sich in der Nähe befanden und sehnlich nach den Decken verlangten. Eine Weile horchte ich auf ein Signal. Dann beschloß ich einen der Schutthügel über unserm Lager zu besteigen und durch Halloh meine Anwesenheit bemerklich zu machen. Ich ließ es indeß, da nach dem Untergang des Mondes Wolken den Himmel überzogen hatten, und ich mich zu rechter Zeit erinnerte, daß ich in der Finsterniß in einen der tiefen Mumienbrunnen stürzen konnte, deren wir früher in dieser Gegend mehrere angetroffen hatten.

Wieder legte ich mich hin zu einer Art Halbschlummer mit Phantasien, die halb Träume, halb Gedanken waren. Wie ein langsam gedrehtes Rad glitt eine Reihe von Bildern mir durch den Sinn. Sie tauchten auf aus der Tiefe, senkten sich zum Verschwinden und kehrten bald deutlicher, bald nebelhafter wieder. Der Traum

*) Spitzname der Esel bei den Eselsbuben Aegyptens; das arabische Wort ist Chamar.

wies mir die Gefährten unter dem Yataghan Abdurrachmans, des Räubers, vor dem Hassan in Oberägypten gewarnt. Vergebens krachten die sechs Läufe ihrer Revolver. Hohnlachend warf der schwarze Beduine, durch seinen Talisman geschützt, die zwölf Kugeln in die Höhe.

Der Traum führte mich auf die Barke zurück und dann stromaufwärts zu der Sandbank, wo wir die ersten Drachen des Nil erblickt, vor den gelben Tempel von Luksor, vor die grauen Pylonen von Karnak und nach den Ruinen der Insel Elephantine mit dem Blick auf die Katarakten von Assuan. Ueberall suchte ich die Freunde umsonst.

Ich war vor den Grabgrotten von Theben, trat durch eine derselben in das Reich des Osiris, sah den Gott der Unterwelt selbst, ernst, steif, ein Steinbild, wie ich ihn auf den Wänden der Königsgrüfte im Biban El Moluk wirklich gesehen. Da waren die achtundvierzig Todtenrichter und dort die Seelenwage, auf welche eben ein sperberköpfiger Gott ein Herz legte. Niemand naht dem Herrscher der Abgeschiedenen, er sei denn selbst abgeschieden. Mir war, als ob es mein Herz sei, und siehe da, es war das meine. Hassan sagte es, der als getreuer Führer und Dolmetscher dem Chowadscha in das Reich der Todten gefolgt war, und die Achtundvierzig nickten Bestätigung.

Und ich war wieder am Lichte des Tages und stand vor dem klingenden Memnon und fragte nach den Gefährten. Er schwieg, aber von fern stöhnte eine Sakiah, und ich wußte, daß ihre Klage die Antwort auf meine Frage war.

Der Traum entrückte mich aus der Wehmuth, in die ich versunken, und ließ mich wieder auf die Pyramiden zuwandern. Ich feuerte mein Gewehr ab, die Freunde herbeizurufen. Deutlich sah ich den Pulverblitz vor der Mündung des Rohres, aber ein Knall war nicht zu hören. Ich schoß wieder, und abermals ein Blitz ohne Knall. Noch einmal, und jetzt löste sich die Stimme der Büchse, und wie Kanonendonner krachte der Schuß über die Ebene hin.

Es war um die Todten zu wecken, und es hatte die Todten geweckt. Die Sphinx erhob sich auf ihre vier Füße und stieß aus ihrer steinernen Riesenlunge ein rauhes Gebrüll aus. Die drei Pyramiden klafften auseinander und zeigten in ihren Grabkammern goldstrahlende Särge, in denen sich Gekrönte aufrichteten, während der ganze Bau um sie in der Morgensonne wie Eisen im Feuer glühte. Ich blickte hinab nach den Pyramiden von Daschur und Sakkarah, und auch sie glühten von Auferstehungsfeuer. Ich sah wieder nach dem Grabmal König Chufus. Der alte Pharao hatte sich seinen Mumienhüllen entwunden und saß auf seinem Sargdeckel. Vor ihm aber stand — wahnwitzige Komik des Traumgeistes! — unser Romantiker und schenkte der Majestät ein hohes Kelchglas von dem in Giseh gekauften Sect ein. Deutlich hörte ich den Pfropf knallen.

Da wehte ein Windstoß, der den Vorhang der Grabhöhle lüftete, das Wundergespinnst hinweg. Ich rieb mir die Reste des Traumes von den Augen und trat hinaus, um mich vollends zu ermuntern. Es war der lebhafteste Traum gewesen, den ich jemals geträumt. Vielleicht träumt man so nur in Gräbern, in Mumiengrüften, vielleicht hatte der Geist des altägyptischen Hofzauberers oder Hofpoeten, dessen Todtengehänse ich usurpirt, mir den Traum eingegeben. Ich war in Schweiß gebadet, und das fast hörbar klopfende Herz bewies, daß es erst seit wenigen Minuten wieder an der rechten Stelle saß. Draußen war's noch immer kalt, und noch immer führten die Schakale und Eulen ihre gespenstige Symphonie auf.

Ich ging wieder auf mein Lager und versuchte mir die Bilder des Traumes zu fixiren. Es fiel mir ein, daß er weniger als ich anfänglich geglaubt, ein bloßes Gewebe der Phantasie und der Erinnerung gewesen sein könne. Ein Rest von Aberglauben, der sich vermuthlich in Manchem bei ähnlicher Lage geregt haben würde, ließ mich aus dem Bilde des Romantikers vor dem Sarkophag König Chufus schließen, daß die Freunde in der Nähe seien. Der Donnerschuß, den ich nach zweimaligem stillen Feuer gethan, selbst

das Gebrüll des Mannlöwen und das Knallen des Champagnerpfropfens konnte Wirklichkeit gewesen sein: die Gefährten konnten ihren Weg hart an unserm Lager vorbei genommen und dabei wiederholt geschossen haben. So erhob ich mich nochmals, um durch Rufen meine Anwesenheit zu verkünden. Aber mein Halloh wurde vom Winde verweht. Niemand antwortete — es mußte ein bloßer Traum gewesen sein.

Endlich forderte die Natur energisch ihre Rechte, und ich fiel in einen Schlaf, den Phantasie und Gedächtniß mitschliefen und aus dem ich erst erwachte, als die Gelegenheit, die Sonne vom Gipfel der Pyramide aufgehen zu sehen, vorüber war.

Noch war das Abenteuer, in das der Romantiker uns gestürzt, nicht ganz vorüber. Als ich hinaustrat, fand ich, daß wir unser Lager mitten unter Todtengebeinen aufgeschlagen hatten. Die Erhöhung, von der ich des Nachts den Schatten des kleinen Hundes aufgescheucht, war ein Haufen von Menschenknochen und Schädeln, der kleine Hund ein Schakal gewesen.

Unter meinem Kopfkissen und weiter hinten in der Höhlengruft lagen ebenfalls derartige Memento Mori. Es war gut, daß der Mond nicht heller geschienen, mein Traum würde düsterer gewesen sein. Beim Sonnenlicht nahm sich das leichter, und zu Hamletsgedanken hatte ich nicht mehr die Stimmung und noch viel weniger Zeit. Die Freunde mußten sich, wenn sie überhaupt da waren, jetzt finden, und sie fanden sich.

Ich durchstrich die Vertiefungen zwischen den Sandwehen und Schutthaufen der Nachbarschaft, worüber ich bei einem Haar in einen jener Mumienbrunnen gestürzt wäre, deren ich mich zu meinem Glück des Nachts erinnert. Er war mindestens vierzig Schuh tief, und als ich hinabsah, funkelten mir von einem Absatz in der Mitte die unheimlichen gelben Augensterne des Concertmeisters der nächtlichen Musikanten, eines ungeheuren Uhus entgegen. Ich kam in die Nähe des Sphinx, wo ein paar andere Concertgeber der Nacht, zwei graue Schakale aufgejagt wurden.

Da hörte ich deutlich einen Schuß von der großen Pyramide her. Rasch arbeitete ich mich durch Schutt und Steinbrocken dorthin, und als ich den letzten Hügel passirt, erblickte ich, was ich gesucht. Es waren die Freunde, munter und wohlbehalten um ein lustig flackerndes Feuer gelagert und bereits umgeben von den Fellahin, die uns auf die Chufu-Pyramide führen sollten. Ein freudiges Hurrah gab das andere. Dann kam das Warum und um Gottes Willen wie nur nebst dem So und Darum. Die Gefährten hatten nichts mit Abdurrachman und vorläufig auch noch nichts mit König Chufu zu thun gehabt. Auch Ehren Hassan war nicht bei Osiris gewesen. Man hatte sich, wie schon gemeldet, bei dem ersten Dorfe rechts statt links gewendet, und war dann einige Stunden in der Irre herumgeritten, durch Sümpfe, durch Klee- und Gerstenfelder, endlich gerade auf die große Pyramide zu, an deren Nordostecke man gegen zwei Uhr eingetroffen war. Der Donnerschuß meines Traums war ein Schuß gewesen, den der eine der Freunde fast unmittelbar vor meiner Grotte abgefeuert, der Champagnerpfropfen ein anderer, der entfernter gefallen. Mein Schießen hatte man nicht gehört, noch weniger natürlich mein Rufen, und da Hassan nicht gewußt, wo die Felsengräber sich befinden, so hatte die ganze Gesellschaft ohne Betten und Mäntel unter freiem Himmel campirt.

Bei einigen Tassen vom besten Mokka, zu dem Hassan der Weise ein Glas sehr trinkbaren Cognacs kredenzte, wurde das Ungemach der Nacht bald vergessen. Ich erzählte meinen Traum, um den mich der Romantiker natürlich beneidete, und dann machten wir uns in der heitersten Stimmung bereit, die Pyramide zu besteigen. Dieselbe war ursprünglich auf allen vier Seiten mit polirten Kalksteinplatten belegt, von denen man an der zweitgrößten oben noch beträchtliche Reste sieht. Jetzt sind diese Platten von der größten ganz abgefallen, und so präsentiren sich ihre Kanten, aus nicht zu großer Entfernung betrachtet, gezähnt wie eine Säge, ihre Seiten wie nach oben zu schmaler werdende Freitreppen. Die Spitze ist herunterge-

stürzt, oder wie böse Zungen wissen wollen, von großbritannischen Kiselacks, die allenthalben ihren werthen Namen einschneiden oder anpinseln, überall ein Stück Alterthum als Andenken mitnehmen müssen, allmählich abgeschnitzelt worden. Die Procedur, durch welche man in der Regel auf das solchergestalt entstandene kleine Gipfelplateau gelangt, ist dem Verfahren ähnlich, durch welches der Reisende an den Seiten des Aschenkegels des Vesuvs emporbefördert wird. Zwei Fellahin fassen den Chowadscha bei den Händen, steigen voran und ziehen, ein dritter schiebt von hinten, und so geht die Klettertour über die durchschnittlich drei Fuß hohen Steinblöcke mit ziemlicher Schnelligkeit von Statten. Der Weg ist, da die Stufen mehr als fußbreit, und das Material rauher Muschelkalkstein ist, welcher den Sohlen festen Halt bietet, zwar für kurzgespaltene Menschenkinder beschwerlich und ermüdend, aber nichts weniger als gefährlich. Sollen ihn doch wiederholt schon englische Damen ohne Unfall zurückgelegt haben. Ueberaus peinlich dagegen ist die dreiste, durch nichts zurückzuschreckende, nie zufriedenzustellende Bettelhaftigkeit der Führer, die sämmtlich ein wenig französisch und englisch sprechen, und deren bebende Zudringlichkeit ich bereits beim ersten Besuch der Pyramiden schlimmer gefunden hatte, als sie mir beschrieben worden.

Wie damals bedurfte es vor dem Aufbruch nach oben eine reichliche halbe Stunde, ehe wir ihre Ansprüche hinsichtlich des Führerlohnes auf das, was die Gewohnheit als Recht festgestellt hat, das heißt, auf einen Thaler für den Mann herabgehandelt hatten. Wie damals verlangten sie beim ersten Ausruhen auf der Hälfte des Weges erst schmeichelnd, dann ungestüm ein Extrabakschisch, ein Begehren, das sich bei der zweiten Raststelle und ebenso bei der dritten wiederholte. „Was geben Musihr (Monsieur), wenn Araber laufen in fünf Minuten Pyramid auf, Pyramid ab?“ fragte das eine der beiden Rosse, die mich zogen. „Was geben Milur (Mylord), wenn Araber Hurrah schreien für Milur, wenn oben stehen?“ erkundigte sich, den Kopf auf die Seite gelegt, das eine Auge zugekniffen, der

andere Gaul des Gespanns. „Mich nicht vergessen, o Chowadscha, ich armer Mann, o so arm, und du reicher Lord!“ stöhnte kläglich der dritte, dem das Amt des Schiebers zugefallen. Oben wurde das Alles wiederholt. Unbegehrt wurde das angetragne Hurrah für uns ausgebracht und nachdem es honorirt worden, noch eins für jeden einzelnen von uns. Einer bot mir an, auch „das Geheimniß meines Hauses“, d. h. meine Frau mit einem Hurrah zu ehren, ein anderer meinte, ich sollte wenigstens meiner Mutter eins gönnen. Ein Knabe brachte Wasser um Bakschisch, ein zweiter stellte sich, den gleichen Zweck im Auge, mit Hammer und Meißel ein, damit Milnr seinen Namen in den großen Kalender der Kiselacks eintrage, in den die Eitelkeit der Reisenden den Gipfel der Pyramide verwandelt hat. Endlich kam noch ein steinalter Derwisch keuchend heraufgeklettert, der für das Bakschisch, das er beanspruchte, nichts als sein ungewöhnlich verwittertes Aussehen und den Einfall zu bieten hatte, sich auf dieser Höhe ein Almosen zu holen.

Für den Verdruß, den diese Unersättlichkeit verursachte, entschädigte einigermaßen die Aussicht von der Höhe, die man uns endlich, nachdem wir die immer wiederkehrenden Quälgeister jeder wohl ein Dutzend Mal zum Henker geschickt, zu genießen gestattete. Man überblickt im Osten zunächst eine grüne Ebene mit hellgrünen Getreidefeldern, Palmenhainen und grauen Fellahdörfern — das Siegesfeld der Schlacht, in welcher die Soldaten Bonapartes (er selbst war nicht zugegen) am 21. Juli 1798 den glänzenden Triumph erfochten, der das Heer der Mameluken vernichtete. Jenseits des Nils, den man nur in der Zeit der Ueberschwemmung sieht, zieht sich fast geradlinig die gelbe Wand des Mokattamgebirges unter dem Blau des Horizonts hin, zeigt sich neben dem röthlich schimmernden Dschebel Achmar die Citadellenmoschee mit ihren vier Minarets, leuchtet unten mit seinen Thürmen das weiße Kairo. Flußaufwärts, auf diesseitigem Ufer begegnen dem Auge des Rundschauers die dunkeln Palmenhaine der Stätte, wo Memphis stand. Mehr nach Süden erheben sich gleich den Dächern der Thürme einer halb-

versunkenen Stadt von Riesen die Pyramidengruppen von Sakkarah, Abusir und Daschur. Unmittelbar zu unsern Füßen streckt sich die große Trümmerstätte hin, zwischen deren Schutthügeln im Süden Kopf und Rücken der Sphinx, im Südwesten die Pyramide des Chafra, und hinter dieser die des Königs Mencheren*, aufragen, während sich ringsum auf der mit Sand und Geröll bedeckten Felsenplatte und namentlich im Westen der Pyramide die Grabmale der Hofbeamten aneinanderreihen, welche nicht in den nach Osten gefegenen Felsengrüften beigesetzt wurden. Es sind gestreckte, aus mächtigen Quadern zusammengefügte Gebäude mit plattem Dach und pyramidal geneigten Wänden, bald größer, bald kleiner, alle lelderweis geordnet. Weiter nach Westen endlich schweift der Blick über eine in Rostbraun und Gelb gekleidete, von allem Pflanzenwuchs entblößte, hügelige Einöde, den Anfang der großen lybischen Wüste.

Von fern gesehen erscheinen die Pyramiden so ungeheuer, wie sie wirklich sind. Näher kommend und nun gewahrend, daß man zuerst ihre natürliche Unterlage mit veranschlagt hat, die sich etwa hundert Fuß über die Nilebene erhebt, glaubt man sich getäuscht zu haben. Hart vor und noch mehr auf ihnen wird man staunend wieder inne, welche Titanenwerke sie sind. Die genauen Maße mag der geneigte Leser im Conversationslexikon nachschlagen. Hier genüge es, zu bemerken, daß wir, wie man uns gerathen, den Versuch machten, von oben einen Stein nach dem Fuß der Pyramide zu werfen, und daß derselbe, obwohl keiner von uns zu den Schwachen zählte, nicht einmal halb so weit gelangte; daß ferner der Thurm des Straßburger Münsters, in das Innere der Pyramide gesetzt, mit seiner äußersten Spitze noch nicht bis zu dem Plateau gereicht haben würde, auf dem wir standen, und daß die gewaltige Peterskirche Roms im Kern der Pyramide vollkommen Platz fände. Dazu kommt, daß dieser Wunderbau, dessen Grundfläche fast ein Achtel

* So schreiben neuere Forscher den Chephren und den Mykerinos Herodots, bei dem Chufu bekanntlich Cheops heißt.

des Raums einnimmt, welchen die innere Stadt Leipzig bedeckt, nicht hohl (die kleinen Grabkammern und der zu ihnen führende Gang kommen kaum in Betracht), sondern von der Basis bis zum Gipfel massiv ist. Man könnte von den Steinen eine Mauer von dreißig Fuß Höhe und sechs Fuß Dicke um ganz Berlin bauen, und es würde, wenn man dazu nur die äußern Lagen wegnähme, noch immer eine Pyramide übrig bleiben, die mit ihrer Grundfläche drei bis vier preußische Morgen bedeckte.

Das Hinabsteigen war leichter als das Hinaufklimmen, und während ich zur Erreichung des Gipfels elf Minuten bedurft, brauchte ich, um wieder an den Fuß zu gelangen, nur etwas mehr als sechs, der eine der Gefährten sogar nur fünf Minuten.

Nachdem wir ausgeruht und uns mit einem zweiten Frühstück gestärkt, bereiteten wir uns vor, das Innere der Pyramiden zu besuchen. Die mitgebrachten Stearinkerzen wurden ausgepackt und an die Araber, welche vorangehen sollten, vertheilt. Dann brachen wir nach dem in der Mitte der Nordseite befindlichen Eingange auf. Es ist ein pyramidal geneigtes Portal, gedeckt von einem gewaltigen Querblock, über dem sich zwei andere fast ebenso große giebelförmig gegeneinanderstemmen, um die obere Last zu tragen — eine Art Ersatz für die Wölbung, den ich später am Löwenthor von Mykenä und dem sogenannten Schatzhaus der Atriden wiederfand. Die Lichter wurden angezündet, und nun ging es in einen Stollen von etwa fünf Fuße Höhe und vier Fuß Breite hinein, dessen Wände von Kerzen- und Fackelrauch geschwärzt sind, und dessen stark nach einwärts geneigter Fußboden von den Tritten der Reisenden in sehr unbequemer Weise abgeschliffen ist. Nachdem wir auf diesem Wege etwa dreißig Schritt bergab gestiegen waren, begann sich der Schacht links aufwärts zu winden. Wir kletterten, wieder halb gezogen, halb geschoben von den Fellahin, über glatte, unregelmäßige Blöcke weiter, bis sich der schmale, niedrige Gang plötzlich zu der großen, fast dreißig Fuß hohen und klafterbreiten Galerie erweiterte, die in derselben Richtung wie der Stollen unter ihr nach oben führt, wäh-

rend rechts von da, wo sie beginnt, ein wagerecht laufender Gang nach der sogenannten Kammer der Königin abzweigt. Es ist ein mit Granitquadern ausgelegtes Gemach von doppelter Mannshöhe, gegen zwanzig Fuß lang und etwa sechzehn Fuß breit. Die Königin lag nach neuern Forschern nicht darin, sondern es war der Raum, wo der letzte Act der königlichen Leichenfeier spielte. Die Luft fanden wir hier überaus dick und schwül, kaum zum Athmen und überdies mit dem penetranten Duft von Fledermäusen geschwängert, welche sich familienweise hier wie in allen Grüften und Tempeln Aegyptens angesiedelt haben und in einander verbissen oder verkrallt als grenliche Bündel, ungeheuren Trauben vergleichbar, von Schleim tropfend von der Decke herabhingen.

In die Galerie zurückgekehrt, gelangten wir endlich durch eine schmale, niedrige Thür in die Königsgruft. Dieselbe ist beträchtlich länger als die geschilderte, ebenfalls mit Granitblöcken ausgesetzt und ebenfalls voll Fledermausgeruch. Man befindet sich in ihr mehr als 130 Fuß über der Basis der Pyramide. Das Gemach enthält nur den einfachen, sehr zerkratzten Steinsarkophag des Königs Chufu, auf dem sich selbstverständlich wieder eine Unzahl von Schülern Kiselacks verewigt haben.

Den alten Pharao selbst ließ schon das neunte Jahrhundert unserer Zeitrechnung auferstehen. Der Chalif Mamun hatte gehört, daß in der Pyramide ein großer Schatz verborgen sei und befahl nachzugraben. Mit unsäglicher Mühe arbeitete man sich, da der alte Gang zur Königskammer damals noch durch den Mantel von polirten Platten verborgen war, welcher den Bau einst umgab, von einer andern Seite hinein, stieß endlich auf eine hohle Stelle, brach durch und kam in den Stollen, die Galerie und die Kammer, wo der Sarkophag stand. Was man hier gefunden, ist zweifelhaft. Nach Abd El Hokm war darin eine Holzstatue, die einem Menschen glich, und in der Statue (dem hölzernen Mumienkasten) ein Leichnam mit einer goldnen Brustplatte, auf welcher unbekannte Zeichen Hiero-

glyphen standen. Andere Berichterstatter lassen die Brustplatte mit Juwelen besetzt sein. Noch andere erwähnen einer kostbaren Smaragdurne von ausgezeichnet schöner Arbeit. Weniger wunderbar und prächtig, aber glaubwürdiger klingt ein Bericht, nach welchem der Schatzgräber Mamun, das Vorbild aller der Tausende von Leichenräubern, welche sich jetzt den Nil entlang vom Bestehlen der Todten nähren, in dem Sarge gar nichts fand, da die Habgier der Menschen schon früher in die Pyramide gebrochen war und alles Werthvolle mitgenommen hatte. Da das Volk über die Kosten murrte, die es dem Chalifen verursacht, die taube Nuß zu öffnen, so ließ Mamun heimlich eine Summe Geldes in die Pyramide schaffen und dann als werthvollen Fund wieder herausfördern, fügt der Bericht hinzu.

Aehnliche Täuschungen erlebten die, welche die ersten Entdecker der Königsgräber bei Theben zu sein glaubten, und ein noch näheres Beispiel bietet die zweite Pyramide. Lord Munster fand in dieser die Knochen eines Ochsen, die er sorgfältig verpacken und nach England schaffen ließ. Es waren, wie man annahm, die heiligen Reste eines Apis, und vielleicht werden sie noch jetzt in irgend einem Antiquitätenkabinet mit ehrfurchtsvoller Bewunderung vor ihren viertausend Jahren gelegentlich angestaunt. Niemand aber hat bewiesen, daß sie wirklich von einem jener göttlichen Stiere sind. Für den Glauben ist das, wie unsere Reliquienschreine zeigen, gleichgültig; verehrt der doch mit Inbrunst Sprossen der Leiter, die Jakob im Traume sah. Die Archäologie aber nimmt es genauer, wenn auch in ägyptischen Angelegenheiten noch mancherlei Schwindel und noch mehr Selbsttäuschung mit unterlaufen mag. Die Wissenschaft hat sich bei jenen Ochsengebeinen zu fragen, ob sie nicht auch einem modernen und profanen Gliede der Familie Rindvieh angehört haben können, welches, in einem der benachbarten Kleefelder gefallen, von Schakalen und Hyänen fortgetragen und respectwidrig in dem Königssarge, in dem die Bestien Quartier gemacht, geborgen wurde.

Die beiden andern Pyramiden genauer in Augenschein zu nehmen, hatten wir weder Zeit noch Neigung. Sie sind, von der geringeren Größe abgesehen, der des Chufu fast ganz ähnlich. Die zweitgrößte ist gegenwärtig einige zwanzig Fuß höher als jene, da sie ihre Spitze nicht verloren hat. Die dritte ist nicht ganz halb so hoch als die erste. Um einen passenden Platz für sie zu gewinnen, hat man den nach Nordosten abfallenden Felsboden mit riesigen Quadern zur Terrasse umgestalten müssen. Der Sarkophag, der von Oberst Vyse 1837 hier in der Königskammer gefunden wurde, war von braunem Basalt und kunstreich verziert. Neben ihm lag die Mumie Phra Mencherens in Stücke zerrissen. Sie ist jetzt im britischen Museum. Der Sarg aber mußte leider, um das in Noth gerathene Schiff, das ihn nach England bringen sollte, zu erleichtern, über Bord geworfen werden und dient jetzt vermuthlich einem Mittelmeerpolypen, einem stacheligen Rochen oder Klippenfisch zur Wohnung.

Ueber die ursprüngliche Bestimmung der Pyramiden herrscht jetzt wohl kein Zweifel mehr. Früher hielt man sie für Göttertempel, für Sonnenuhren, ja für Wasserschöpfmaschinen. Der Talmudjude sieht in ihnen die Kornspeicher Josephs, der Araber die Schatzhäuser Melik Suleymans, des Geisterkönigs. Die Wissenschaft hat die Ueberzeugung gewonnen, daß diese künstlichen Berge von den Pharaonen aufgethürmt wurden, um damit ihre Mumie und in dieser, dem Glauben der Zeit gemäß, die Fortexistenz ihres Ich zu sichern. Man weiß ferner, daß mit einem kleinen Kern begonnen und dieser immer mit neuen Steinlagen umgeben wurde, bis zuletzt aus einer kleinen Pyramide eine große entstanden war. Im Uebrigen steht nur das Eine fest, daß die Pyramiden um mehr als fünfzehn Jahrhunderte älter als alle beglaubigte Geschichte sind, und daß also General Bonaparte nicht übertrieb, wenn er seinem Heere vor jener Mamelukenschlacht zurief, daß von der Spitze dieser Bauwerke vier Jahrtausende auf sie herabschauten. Was sonst über die drei alten Könige, die Zeit der Erbauung ihrer Grabmäler,

die Kosten des Arbeiterheeres, welches sie zusammentrug, berichtet wird, ist vermuthlich Fabel.

In der Königskammer der Chufu-Pyramide waren unsere Börsen nochmals in Contribution gesetzt worden, indem uns die Araber mit einer „Fantasia" regalirt hatten, einem gurgelnden Gesang, bei dem sie im Kreise hockten, mit den Händen den Takt klatschten und als Finale ein Pistol abschossen. Nachdem dieser Kelch an uns vorüber und der Ausgang wieder erreicht war, füllten wir zunächst die Lungen mit einigen Zügen frischer Luft und machten dann eine Promenade durch die Gräberzeilen bei der großen Pyramide. In mehreren derselben finden sich Abbildungen aus dem Leben Alt-Aegyptens, die im Stil denen in den Tempeln, Palästen und Grüften von Theben vollkommen gleich sind, obwohl sich ein Jahrtausend zwischen diesen und jenen ausdehnt. Es sind dieselben Farben, dieselben ungeheuren Augen, dieselbe falsche Profilstellung, dieselben zu hochstehenden Ohren und dieselbe steife Haltung, wie dort, eine Stabilität der Anschauung und Darstellung, die man nur begreift, wenn man weiß, daß diese Figuren nicht so sehr Bilder als Wort- und Gedankenzeichen, also Schrift waren. Man trifft solche Tableaux, die zum Theil noch deutliche Reste ihrer bunten Färbung zeigen, namentlich häufig in den kleinen Todtenkapellen, die auf der Ostseite der Grabmäler angebracht sind. In erhabener Arbeit erscheint der Bewohner des Grabes an der Wand, vor sich allerlei Opfer, gerupfte Gänse, Ochsenkeulen, Weihrauch u. a. Eine weibliche Gestalt, die hinter ihm steht, und den Arm um ihn schlingt, könnte seine Gemahlin vorstellen sollen. Doch ist sie gelb, er als Aegypter rothbraun von Gestalt. Hieroglyphen, welche der eine Gelehrte so, der zweite anders, der dritte wieder anders und keiner vielleicht richtig liest, mögen seine Würden und Titel oder die bei seiner Bestattung gebrachten Opfer aufzählen. Andere Räume zeigen Scenen aus dem gewerblichen Leben und dem Landbau im Reich der Könige von Memphis. Der Raum, wo die Mumie selbst beigesetzt war, befindet sich stets im Westen

des Grabmals; denn der Todte war zu Osiris eingegangen, dessen Gebiet man sich, durch die Wüste und den Sonnenuntergang darauf gelenkt, im Westen dachte.

Von den Felsengräbern unter dem Plateau der Pyramiden ist das interessanteste das sogenannte Grab der Zahlen. Der Mann, den man hier begrub, scheint nicht zu den Hofräthen und Kammerherren gehört zu haben, sondern ein reicher Landedelmann gewesen zu sein, schwertragende Furchen pflügend und breitwandelnde Rinder hütend. Jedenfalls war er der Viehwirthschaft beflissen; denn sonst hätte er sich wohl nicht umgeben von seinem Heerdenbesitz in seine Gruft meißeln lassen. Er steht auf seinen Stab gelehnt, hat ein Ding wie einen Hund neben sich und läßt seine vierfüßigen Lieblinge, wie es scheint, die Revue passiren. Die Heerden sind in verschiedenen Reihen übereinander sehr klein dargestellt, und gelehrte Männer wollen aus den danebenstehenden Hieroglyphen herausgelesen haben, wie viel Stück eine jede zählt, 834 Ochsen und Kühe, 760 Esel u. s. w.

Andere Gräber, die drei kleinen Pyramiden östlich von der größten, die Reste der Chaussee, auf welcher die Steine zu den Bauten dieser Gegend herbeigeschafft wurden, gewährten nur ein flüchtiges Interesse. Dagegen wurde vor der Sphinx länger verweilt. Auch sie giebt kein Räthsel mehr auf. Man weiß, daß sie ein Bild des Sonnengottes Ra war, man weiß sogar ihren vollen Namen: Ra Ma Schoi, der Sonnengott am abendlichen Horizont. Man glaubt endlich zu wissen, daß Chafra, der Erbauer der zweitgrößten Pyramide, auch der Schöpfer der Sphinx gewesen. Die Schlüsse, die dahin führten, gehören nicht hierher. Auch eine ausführliche Beschreibung des Kolosses möge, da sie nur Bekanntes wiederholen könnte, wegbleiben. Es genüge die Erinnerung, daß das Antlitz des Mannlöwen (die Sphinx hat einen Bart gehabt, und es ist daher eigentlich unrichtig, wenn man ihr den weiblichen Artikel giebt) vom Kinn bis zum Stirnende volle vierzehn Ellen mißt, und daß das ganze Steinbild eine Länge von 172 Fuß hat, daß ferner das Gesicht, jetzt sehr verstümmelt, einst rothbraun be-

malt war, und daß nur der Kopf ein Werk des Meißels, alles Uebrige dagegen natürlicher Fels oder, wie eine griechische Inschrift auf einer von den Tatzen des Ungeheuers besagt, ein Bildwerk der ewigen Götter ist.*)

Eine nicht unwichtige Entdeckung hat im Jahre 1852 der Franzose Mariette gemacht. Derselbe fand, daß der Sand rings um die Sphinx eine große Mauer und mehrere längere und kürzere Gänge bedeckt, welche nach einem vor dem Koloß liegenden Tempel führen. Das Material dieser jetzt wieder verschütteten Bauten besteht aus rosenrothem Granit und Tafeln von gelbem Alabaster, dessen Politur das Licht der Kerzen in zauberhafter Weise abspiegelte. Leider war nirgends eine Inschrift oder ein Bild zu finden, welches über das Alter dieses Prachtbaues Aufschluß gegeben hätte. Das Bewußtsein, auf solchen unterirdischen Geheimnissen zu wandeln, wirkt fast noch mehr als das, was man sieht, auf die Stimmung, die dieser Friedhof mit der Riesenhaftigkeit seiner Grabmonumente und seinen Erinnerungen an das Uralterthum erweckt. Alles so antediluvianisch, so unverständlich vorzeitig. Ein gigantisches Aufthürmen von Wehren und Wällen gegen die Vergänglichkeit, und doch überwunden und zerstoben! Sie kannten einen Gott am Horizont, aber es war der Horizont des Sonnenunterganges. Noch lagert er als steinerner Wächter an den Königsgräbern, aber die Grüfte sind leer, ohne daß ihre Todten auferstanden wären, wie die Todten von Juda und Hellas, und die Araber nennen ihn „Löwe der Nacht".

*) Σον δεμας εκπαγλον τειξαν θεοι αιεν εοντες.

6.

Von Alexandrien nach Jaffa. — Der Ritt nach Jerusalem.

Der Hafen von Alexandrien lag wieder hinter uns. Wir sahen die niedrige Küste von Abukir, dann nichts als Himmel und Wasser, dann wieder ein flaches Gestade mit den Minarets und den Palmenhainen von Rosette. Außer dem Generalconsul und seiner Familie war jetzt von den frühern Reisegefährten niemand mehr an Bord, als zwei alte russische Pilgerinnen und ein zu ihnen gehörender junger Weißbart, ein Araber, der nach Damaskus wollte, und ein Franciskanermönch, den man von Ancona nach Jerusalem geschickt. Ich sah jetzt, daß die Russen fast genau in denselben Stellungen wie die Mohammedaner beteten, sich ebenfalls nach einem Mekka richteten, ebenfalls erst standen, dann knieten, dann mit der Stirn den Boden berührten — in der That, der einzige wesentliche Unterschied schien in der Fülle von Kreuzen zu bestehen, mit denen sie sich beschlugen. Der Mönch, ein baumlanger Gesell und für einen Italiener merkwürdig ungeschlacht, betete niemals — vermuthlich weil er blos Laienbruder war. Er war seines Zeichens ein Tischler. Der Generalconsul, der sich bisweilen mit ihm unterhielt, um ihn zu hänseln, erklärte ihn für einen Ausbund von Dummheit, und wirklich, nie sah ich ein so einfältig verlegenes Grinsen. Jeden Morgen kam er mit einem

solchen auf den Lippen aufs Deck, schritt, scheu das Käppchen vor uns rückend, auf das Compaßgehäuse zu, blickte mit pfiffiger Miene hinein, lächelte vergnügt und entfernte sich wieder. Was er sich dabei gedacht, was er gesehen, weiß der Himmel. Daß ihm Norden und Süden, Curs und Magnetnadel böhmische Dörfer waren, ist ausgemacht, aber vielleicht hielt er den Compaß für die Schiffsuhr.

Wir hatten gegründete Hoffnung, die Strecke zwischen Alexandrien und Jaffa binnen dreißig Stunden zurückzulegen und am Charfreitag gegen vier Uhr am Lande zu sein. Als aber die Zeit kam, wollte sich noch nicht einmal die Küste zeigen, so viel man auch von Bugspriet und Maskorb darnach auslugte. Die Schiffsoffiziere klagten über die schlechten Kohlen, die man in Alexandrien bekommen. Von andrer Seite wurde der Argwohn laut, die Herren hätten sich, da kein Chronometer an Bord, im Curs geirrt. Wie dem auch sei, erst nach sechs Uhr wurde vor uns der gelbe Strand und dahinter der bläuliche Höhenzug sichtbar, der dem Pilger nach Jerusalem das Ende der Meerfahrt verkündigt, und erst eine Stunde später erschien zur Linken der backofenförmige Hügel, auf welchem Jaffa liegt.

Es war bereits dunkle Nacht, als die „Imperatrice" in der Entfernung eines Büchsenschusses von der Stadt Anker warf. Daß türkische Hafenbehörden nach Sonnenuntergang noch arbeiten würden, war nicht zu erwarten, und ein Versuch, Pratica von ihnen zu erlangen, schlug gänzlich fehl. Man wird dem Tenente, der sich zu diesem Zweck ans Land begab, mit dem bekannten Zurückwerfen des Kopfes und dem dazu gehörigen Niesen nach inwendig geantwortet haben, welches auf türkisch: „Seid Ihr bei Trost?" bedeutet, und so mußten wir wohl oder übel noch eine Nacht an Bord bleiben.

Wir erstickten unsern Verdruß in einem guten Souper und machten dann die gewohnte Abendpromenade das Deck entlang. Das gelbe Gestade hatte sich in einen schwarzen Streifen verwandelt. Am Himmel flimmerten die Sterne, auf der Höhe der Stadt die Lichter und Laternen des Ramadan, auf dem Meere die Leuchten

der Schiffe, welche die zurückkehrende Karavane der heiligen Woche erwarteten. Der Mönch, der diesen Tag häufiger wie je auf den Compaß geschaut und vergnügter wie je davon aufgeblickt, sagte, zu mir tretend, mit dem Ton einer erleichterten Brust: „Gott Lob, so wären wir denn in Afrika!“

Die alten Moskowiterinnen, die seit dem Auftauchen der Küste ganz außer sich gewesen, gelacht und geweint, mir gewinkt und Zeichen gemacht, sich nach dem Lande hin verbeugt und mit ihrem Begleiter um die Wette Doppelkreuz auf Doppelkreuz geschlagen, standen in ihren langen weißen Schafpelzen neben ihren Schlafstätten auf dem Deck und beteten mit einer Inbrunst, als ob sich ihnen der Himmel geöffnet hätte. Und warum auch nicht?

Im fernen Slavenland kommt der Engel des Herrn im Traume zu einem Weibe und ruft ihr zu: „Mache dich auf, du Magd Gottes, und suche das Heil deiner Seele.“ Und er weist mit dem Finger in die Ferne und sie blickt auf, da liegt vor ihr die Stadt Christi, die selige Stadt, die heilige Stadt Jerusalem. Sie liegt hinter weiten Ländern, hinter finstern Wäldern, hinter blauen Meeren, hinter hohen Bergen. Und der erste Berg ist der Ararat, und der zweite ist der Tabor, und der dritte Golgatha. Hinter ihnen strahlt die Stadt mit ihren goldnen Kuppeln und ihren Thoren von Smaragden und Rubinen. Und in der Mitte steht ein Tempel von weißem Silber und in dem Tempel ein Thron von reinem Gold, eine Zierde der ganzen Welt, eine Wonne den Christenherzen, eine Qual den bösen Juden. Der Türke geht vorüber und schlägt ein Kreuz, der Heide sieht ihn und neigt sich zur Erde.

Und das Weib bestellt ihr Haus und macht sich auf zu wandern nach dem Heil ihrer Seele. Sie wandert auf der breiten Heerstraße, auf dem schmalen Fußpfade, im dunkeln Walde, über die endlose Steppe, durch tiefen Schnee und über klingendes Eis; unablässig wandert sie.

Ihre Füße sind müde, ihre Schuhe zerrissen; kalte Winde sausen ihr entgegen. Sie fährt auf Strömen, steigt über Gebirge, kommt

in das warme Land. „Sage mir doch, Kukuk, du Vöglein Gottes, wann werde ich zur heiligen Stadt kommen, wann werde ich vor dem Throne, vor dem Erlöser ausruhen, wann wird er meine Füße heilen und mein Seufzen stillen?“

„Warum, o Magd Gottes, betrübst du dich? Gedenke, Pilgerin, deines Heilandes und seines Wandels auf Erden, wie sie ihn mit Dornen krönten, wie sie seine reinen Hände mit Nägeln durchbohrten, wie sie seine theuren Füße an den Kreuzesstamm schlugen, wie die bösen Juden sein heiliges Blut vergossen. Sei eingedenk Christi, o Magd, und betrübe dich nicht, gehe hin in Frieden und suche das Kreuz und den Thron, du wirst dort die Wohnungen des ewigen Lebens finden.“

Und so wandert sie weiter auf der breiten Heerstraße, auf dem schmalen Fußpfade, im dunkeln Walde und über die endlose Steppe, unablässig wandert sie hinab bis an das große Wasser, wo die Pilger zur Schifffahrt sich sammeln. Der Sturm brüllt, die Klippe droht, die Welle schlägt über ihr Lager hin, aber sie denkt nur an die heilige Stadt und den lichten Thron, und als das Schiff endlich am Gestade hält, fühlt sie schon den Vorgeschmack des Paradieses. —

Oder waren sie weniger schwungreich, die Gedanken, die unsere Pilgerinnen so jubeln ließen? Auch dann hatten sie reichliche Ursache sich glücklich zu preisen. War es nicht das Paradies auf Erden, das sie am Morgen betreten sollten, so verbürgte ihnen die Reise hierher das Paradies im Himmel. Die Wallfahrt bewirkt dem orthodoxen Moskowiter vollkommene Vergebung der Sünden, der vergangenen wie der zukünftigen. Sie macht nicht bloß Mord und Blutschande ungeschehen, sondern sogar weit schwerere Vergehungen, z. B. Verletzung der Fasten. Die frommen Wallfahrerinnen wußten ferner, daß sie das Geburtshaus zu Bethlehem und die Stelle, wo der Stern der drei Weisen hingeschienen, den Saal über dem Grabe Czar Davids, wo der Herr das Abendmahl eingesetzt, den Garten Gethsemane und die Grotte, wo er Blut geschwitzt, besuchen, daß sie die wahrhaftige Gruft ihres Heilandes

und die Stelle, wo sein Kreuz gestanden, vor sich haben würden. Sie sollten die Spur seines Fußes küssen auf dem Berge, von dem er gen Himmel gefahren. Eine Fülle von Reliquien mit entsündigender Kraft, von Erinnerungen an heilige Patriarchen und Propheten, Apostel und Eremiten, eine Unzahl von heiligen Häusern und Höhlen, Klöstern, Quellen und Bäumen, von heiligen Knochen, Schädeln und Marterwerkzeugen, jedes von einer besondern Glorie umgeben, leuchtetete ihrem gläubigen Auge entgegen. Und wenn sie das Alles mit andächtiger Verehrung zu ihrer Seelen Seligkeit geschaut, sollten sie hinabwallen zum Ufer des hochgebenedeiten, durch Jesu Leib auf ewige Zeiten geweihten Jordan und, bekleidet mit ihrem dereinstigen Sterbehemd, an derselben Stelle, wo Johannes den Herrn getauft, in die Fluth steigen, durch Untertauchen gleichsam an sich selbst eine zweite Taufe vollziehen und in dem Hemd und dem ihm zur Bekräftigung von den Mönchen Jerusalems aufgedrückten Stempel den sichersten Paß für die Auffahrt aus dem Sarge in den Himmel mit heimnehmen.

Der Talmudjude preist das Land seiner Väter in überschwänglichen Sprüchen. Nach ihm blieben von den zehn Maß Weisheit, die einst auf die Erde ausgeschüttet wurden, neun im gelobten Lande zurück. Wenn einer hier begraben wird, so ist es gleich, als wäre er unter dem Altar bestattet. Wer nur vier Ellen weit in Palästina reist, dem wird „Aulom Habo", ewiges Leben zu Theil. Nur wer hier wohnt, ist als solcher anzusehen, der den wahren Gott hat; er lebt ohne Sünde, und sein Gebet geht geradewegs zum Himmel.

Der Moslem sagt: der heiligste Theil der Welt ist Syrien, der heiligste Kreis von Syrien Palästina, der heiligste Ort von Palästina El Kods*), die heiligste Stätte der heiligen Stadt der Berg**), die heiligste Stelle des Berges die Moschee***), der heiligste Punkt

*) Der arabische Name Jerusalems.
**) Moriah.
***) Die Sakrah- oder Omar-Moschee.

der Moschee die Kapelle*), und im Thale Josaphat wird Mohammed einst die Welt richten.

Die orientalischen Christen ergehen sich in ähnlichen Lobpreisungen. Die römisch-katholische Kirche begnügt sich, allen, welche die Terra Santa betreten, vollkommenen Ablaß in Aussicht zu stellen. Gewisse Schwärmer, die sich Protestanten nennen, erwarten wenigstens, daß Christus hier wieder erscheinen wird, und bezeichnen darum Jerusalem als eine „Stadt der höchsten Berufung". Der echte Protestant ist diesen Illusionen fern. Ihm erscheint ein großer Theil dessen, was jene erbaut, ein sehr wenig erbaulicher Spuk mittelalterlicher Romantik. Jene suchen ihr Heil in einer versunkenen Welt, in Kellergrüften, Schutt und Asche; aber er lobt sich mit Lessing „was über der Erde steht, nicht was unter der Erde verborgen ist"**). Er sieht in dem gelobten Lande nur einen von den ausgebrannten Vulkanen der Weltgeschichte, vielleicht den größten, in den jährlichen Osterwallfahrten dahin nichts Besseres als in den Karavanenzügen der Moslemin nach Mekka, vielleicht Schlimmeres. Und er wagt es, auf die Gefahr hin, ein Heide gescholten zu werden, der Wahrheit die Ehre zu geben und seine Meinung mit der Rückhaltlosigkeit auszusprechen, die sich in solchen Dingen gebührt.

Als es tagte, sah ich Jaffa deutlich vor mir: hart am Ufer eine vom Meer zernagte, moosige Mauer, dahinter gelbgraue Steinhäuser, terrassenartig sich übereinander erhebend, flache Dächer mit einzelnen weißgetünchten Kuppeln, neben denen zu Ehren unseres Generalconsuls Flaggen wehten, ein niedriges Minaret, drei Klöster, das Ganze stattlicher, als ich mirs vorgestellt. Vor der Stadt zieht sich ein Kranz scharfkantiger, mit Moosflocken und Seetang behangener Riffe hin, um welchen Schaum spritzend die hier nie rastende Brandung wogt. Rechts von den letzten Häusern starrt die graue Felswand empor, an welcher Perseus den Meerdrachen

*) In der Mitte der Moschee.

**) Eine Duplik. Lessings gesammelte Werke (Cottasche Ausgabe), 9. Bd. S. 106.

erschlug, der die schöne Andromeda verschlingen sollte. Links erscheinen hinter einem schmalen Sandgestade einzelne Palmen und die berühmten Limonengärten.

Auf dem hohen Meer war es ziemlich ruhig. Dennoch hatten die Barken, die uns abzuholen kamen, hart mit der Brandung zu kämpfen, die um jene Klippen brauste, und als wir durch die schmale Oeffnung fuhren, welche von der Rhede in den Hafen führt, wurde ich wiederholt mit Salzwasser getauft. Am Ufer angelangt, kletterte ich mit Hülfe des Burschen, der meine Koffer tragen sollte, über die Mauer und hatte nun einen raschen Entschluß zu fassen, ob ich im Kloster der Lateiner oder in der jüdischen Locanda Herberge nehmen sollte. Eins war nach den Aeußerungen des Generalconsuls so bedenklich wie das Andere: hier bei den Mönchen tagtäglich Wassersuppen, höchstens in Oel schwimmende Saubohnen, dort bei den Juden polnische Wirthschaft mit obligatem Ungeziefer. Das Orakel der Rockknöpfe, das bisher in schwierigen Lagen immer verständig gerathen, wies mich auf das Gebiet des Alten Testaments. „Fejn saati nemsani?" wo wohnt der deutsche Uhrmacher? sagte ich, beim letzten Knopf angelangt, zu meinem Araber, und er begriff mich sofort.*) Wir stiegen steile, von hohen, fensterlosen Mauern eingeschlossene, bisweilen durch Ueberwölbung höhlenartig dunkele Gassen zum Theil auf Stufen hinauf, bis wir ganz oben auf dem Gipfel des Stadthügels vor einem hübschen zweistöckigen Hause anlangten, zu dessen Thür eine schmale Freitreppe emporführte.

Die Knopfgeister hatten sich auch diesmal nicht geirrt. Ich sah auf den ersten Blick, daß ich hier wohl aufgehoben sein würde, und die Folge bestätigte mein Urtheil. Eine ältliche Jüdin mit gutherzigem Gesichtsausdruck empfing mich im Kreise mehrerer schwarzäugiger Kinder, führte mich in das Speisezimmer, ein weißgetünchtes, ganz erträglich möblirtes, mit Glasfenstern versehenes Kuppelgemach, und präsentirte mir hier in einem Glase Mastir-

*) Der Gastgeber, ein gewisser Blatner, ist zugleich Uhrmacher und als solcher im Orte bekannter wie durch sein Wirthshaus.

branntwein den landesüblichen Willkommen. Meine Frage, ob ich Unterkommen finden könne, wurde bejaht, doch werde, setzte sie hinzu, der Herr sichs gefallen lassen müssen, wenn man ihm heute wegen des „Schabbes“ erst nach Sonnenuntergang mit warmen Speisen und wegen „Ansiern“ (sie meinte Ostern) nur mit ungesäuertem Brot aufwarten könne. Der Herr ließ sich das gefallen, und die Frau brachte ihn dann nach seiner Schlafstube, wo sich ein durchaus reinliches Bett, ein kleines, altmodisches, jedenfalls aus Deutschland eingewandertes Sopha und die nöthigsten Requisiten eines Waschapparats befanden. Was konnte ein Billigdenkender mehr verlangen in dem halbwilden Lande!

Später, beim Frühstück, bei dem nur die ungewohnten Mazzen und der nach Art der Jerusalemer Juden bereitete süßliche Landwein nicht munden wollten, welches aber sonst nichts Wesentliches von dem vermissen ließ, was ein gutgehaltner Gasthof dritten Ranges in Deutschland bietet, stellte sich auch der Wirth ein. Er schien ebenfalls ein rechtschaffener Mensch zu sein, wenn er auch nach Art aller Wirthe für verschiedne Leute verschiedene Gesichter bereit hielt. Er war vor zehn Jahren von Kaschau in Ungarn hier eingewandert, hatte sich anfangs nur von der Uhrmacherei genährt, dann sich mit Beherbergung von Fremden befaßt und stand jetzt im Begriff, für die Herren Consularagenten und andere Honoratioren von Jaffa ein Casino auf Subscription zu eröffnen. Da er außer dem Deutschen englisch und italienisch, sowie ziemlich geläufig arabisch spricht, so pflegt er Reisende, die sich ihm anvertrauen wollen, als Dragoman durch das Land zu begleiten. Zwei erwachsene Söhne, die bei ihm im Hause wohnen, arbeiten in gleicher Weise, und so macht die Familie eine rühmliche Ausnahme von der großen Mehrzahl der in Palästina lebenden Juden, die fast nur von der „Chaluka“, dem Almosen leben, welches ihnen die Glaubensgenossen in Europa schicken.

Und wie die Leute nicht unsauber und nicht träg waren, so schienen sie auch andere Untugenden der hiesigen Israeliten nicht

zu theilen. So zum Beispiel waren sie nicht intolerant, was freilich schon das Gastgebergeschäft verbot. Man war soweit irgend möglich orthodox, aber wohl nur, um die „Chaluka" nicht zu verscherzen, die bloß Altgläubigen zu Gute kommt. Man hatte in der rechten Thürpfoste die „Mesusa", die kleine Glasröhre mit dem Glaubensbekenntniß Israels (Deut. 6, 4—9) eingemauert, die jeder Jude beim Eintritt mit einem Handkuß begrüßt. Man hielt seine „Austern" streng, man arbeitete nicht am Schabbes, brannte zwischen Freitag und Sonntag im Hause kein Feuer, nicht einmal eine Pfeife an, nahm in dieser Zeit kein Geld in die Hand und hätte um alles in der Welt am Ruhetag keine Reise unternommen. Aber man stand auf dem besten Fuß mit den spanischen Juden der Stadt, die den deutschen als halbe Ketzer gelten, ließ Christum im Gespräch als Propheten auftreten, was ein Talmudjude von reinem Wasser nimmermehr thun wird, und hatte sogar die französischen und englischen Bibeln nicht entfernt, welche ein seelenfischender Missionär für die Gäste auf den Spiegeltisch gelegt.

Da es während meiner Anwesenheit in Jaffa gegen die Gewohnheit des hiesigen Himmels wiederholt stark regnete, so hatte ich Gelegenheit, das Haus und seine Bewohner gründlicher kennen zu lernen, als dies sonst vermuthlich der Fall gewesen sein würde. Und ich sah und hörte manches Eigenthümliche. Während wir auf dem rothen Sopha des Hauptzimmers bei einem Nargileh über allerhand Werktägliches sprachen, murmelte draußen auf dem Vorsaal ein alter Rabbi mit wackelndem Bart und baumelnden „Peißen" seine Sabbathsgebete. Am Nachmittag statteten türkische und arabische Nachbarn ihren Besuch ab. Abends kam an der Hand seiner jungen Frau ein blinder Schulmeister, der den jüngeren Sohn des Wirths zu einem Talmudgelehrten heranbilden sollte. Ich fragte, wie das möglich sei, und erfuhr, daß der Blinde, ein Mann von höchstens dreißig Jahren, nicht nur sämmtliche dreiundsechzig Tractate der Mischna, sondern auch — welch ein Gehirn voll Kehricht! — die ganze jerusalemische Gemara Wort für Wort im Kopfe habe,

ungerechnet die Thora und die Nebiim und Ketubim, die er ebenfalls auswendig wissen sollte. Im Laufe des Ostertags löste ein Besuch den andern ab, um zum Feste glückzuwünschen und sich bewirthen zu lassen. Es kamen Sepharedim in Turbanen und bunten Gewändern. Es erschienen Aschkenasim*) in schwarzseidenen Kaftanen und polnischen Pelzmützen, die hier zu Lande viel getragen werden, obwohl sie unbequem heiß sein müssen. Es stellten sich endlich an der offenen Tafel, welche die Familie im Hofe hielt, auch Weiber ein, welche mit den Frauen des Hauses — es war auch eine Schwiegertochter vorhanden, schlank, zart, noch halb Kind und doch schon mit einem eignen Kinde an der Brust — das landesübliche Salihe-Geschrei austauschten, ein langgezogenes, gellendes Aufjauchzen, welches in drei Sätzen von der untersten Stufe der Tonleiter auf die höchste springt, sich, in die Fistel geschnellt, überschlägt, und so plötzlich, wie es gestiegen, wieder unten ankommt, und das ich später in Jerusalem auch von mohammedanischen Frauen bei freudigen und traurigen Anlässen ausstoßen hörte.

Nachdem sich die ersten Wolken verzogen, bestieg ich das platte Dach unsrer Locanda, welches als der höchste Punkt in ganz Jaffa eine schöne Rundsicht gewährt. Im Westen breitete sich das tiefblaue Meer mit den weißen Kämmen seiner Wogen aus. Im Osten weidete sich das Auge an dem Grün von Orangenhainen, zwischen denen zahlreiche weiße Landhäuser hervorblickten, und hinter denen die Gefilde des alten Saron und weiterhin die Gipfel des Gebirges Juda dämmerten. Unmittelbar unter mir lag die Stadt mit ihren tiefen Gassen und Höfen, ihren ungetünchten Kalkquadermauern, ihren warmen Farben und ihren brennenden blendenden Lichtern. Hier und da schwoll eine weiße Kuppel aus dem grauen Würfel heraus, den hier jedes Haus darstellt. Da und dort hingen an den Wänden schrankartige Maschrebijeh, roth oder hellblau angestrichen. In einiger Entfernung war der oberste Stock

*) Sepharedim, spanisch, Aschkenasim, deutsch redende Juden.

eines Hauses zu einer offnen Spitzbogenhalle durchbrochen. In die Brüstungen der platten Dächer sah ich musterartig übereinander gelegte Ziegelröhren, wie unsere Drains, eingelassen, deren Mündungen, Reihen von Dreiecken bildend, den Luftzug vermitteln und zugleich als Taubenwohnungen dienen. Mitten in dem starren Gemäuer erhob sich aus einem Hofe eine Palme mit ihrer grünen schwankenden Federkrone, und aus einigen Wänden wuchs blühendes Strauchwerk hervor.

Auf den Dächern gingen Frauen hin und her, Wäsche zum Trocknen aufzuhängen. Auf dem einen stieg von einem flackernden Kochfeuer eine blaue Rauchsäule empor. Auf einem andern flocht unter einem schwarzen Zelt ein brauner Turbanträger Bastkörbe. Auf einem dritten konnte man die anmuthige Einfalt von Tauben und die Keckheit von Stutzern aus der Familie Sperling studiren. Wieder auf einem andern strich mit leisem Tritt und wedelndem Schwanz eine Katze hin, um den Mäusen aufzulauern, die hier im Mondschein ihre Tänze aufführen.

Aus den Gassen und Höfen in der Tiefe scholl das betäubende Stimmgewirr arabischer Städte herauf: schrilles Kindergeschrei, näselnder Gesang, wildes Aufjauchzen, Gekreisch junger, Gekrächz alter Weiber, rauhtönende Rufe von Männern, dazwischen das Yahoho von geprügelten Eseln, das Wiehern von Hengsten und das weithinschallende Gebrüll ankommender Kameelkaravanen.

Am Nachmittag machte ich einen Ausflug durch und um die Stadt. Jaffa hat über zehntausend Einwohner, die außer den Mönchen der drei Klöster, einigen Familien griechischer und arabischer Christen, einem italienischen Beamten des österreichischen Lloyd und etwa vierhundert Juden sämmtlich Mohammedaner sind. Der Handel ist unbedeutend. Dagegen wirft der Anbau von Citronen- und Orangengärten jährlich beträchtliche Summen ab, und nicht unerheblich soll die Production der hiesigen Gerbereien und Seifenfabriken sein. Der Basar ist ziemlich lebhaft. Um die Landseite laufen Festungswerke, die indeß keinen Sturm aushalten: der

Graben ist trocken, die Mauer zum Theil verfallen, aus den Schießscharten blickt da und dort eine lange schmächtige, mit Grünspan überlaufene Kanone, verlegen, wie wenn sie nicht wüßte, ob sie noch losgehen würde.

Da Jaffa in der Bibel wiederholt erwähnt wird, hat es die Mönchsphantasie auch mit heiligen Alterthümern ausgestattet. In der Kapelle des Franciskanerklosters sehen gläubige Pilger das Haus des Gerbers Simon, bei dem Petrus einmal Herberge fand, in einigen Trümmern östlich von der Stadt die einstige Wohnung der Jüngerin Tabitha, die durch den Apostel von den Todten auferweckt worden. Daß man nicht auch ein paar Gräten des Fisches zeigt, der hier herum den Propheten Jonas verschlang, ist um so unverzeihlicher, als man sie bei der Menge von Haifischen an dieser Küste leicht haben konnte.

Andere Merkwürdigkeiten finden sich in Jaffa nicht; ich müßte denn erwähnen, daß die eine der mohammedanischen Schulen nur des Morgens als Unterrichtsanstalt, des Nachmittags aber als Eselsstall dient. Der Begräbnißplatz, vor dem Thor am Meer gelegen, ist baum- und schattenlos, ein bloßer Sandplatz mit aufgemauerten, durch nichts gezierten Grabmälern. Ueber einigen der Gräber sah ich Pfähle mit Armen wie Galgen errichtet, an denen dreieckige Holzlaternen hingen, über andern eine Art Zeltdecke ausgespannt, unter der weißverhüllte Frauen, vermuthlich Wittwen, saßen und weibliche Arbeiten verrichteten. Hart daneben, eine nicht unpassende Wahl des Ortes, befindet sich das liederliche Viertel Jaffas: ein halbes Dutzend Kothhütten, in denen ägyptische Dirnen hausen. Als ich in einiger Entfernung vorüberging, traten sie in ihren feuerfarbnen Gewändern vor die Thüren, und ich bemerkte hier, daß der Orient von sich ab, statt auf sich zuwinkt, wenn er jemand zu sich ruft. Es giebt hier übrigens nicht bloß Aegypter dieser Gattung, sondern es stehen in den ausgedehnten Gärten hinter Jaffa mehrere Dörfer, Sekenneh genannt, deren Bewohner als fleißige Arbeiter von Mehemed Ali aus dem Nildelta hierher

gebracht wurden, und die jetzt zusammen zehntausend Seelen zählen.

Einen sehr fremdartigen Anblick gewährt dem Neuling im Orient der an den Friedhof stoßende Ramm zwischen dem Stadtthor und den Gärten. Derselbe dient als Viehmarkt und zugleich als Sammelplatz der ankommenden und abziehenden Karavanen, und man sieht hier in der Pilgerzeit sicher mehr als die Hälfte aller Reit- und Lastthiere Palästinas vorübergehen. Neben dem Kaffeehaus, welches den Platz überschaut, stehen Massen reisefertiger Pferde und Maulthiere mit türkischen Sätteln und bunten Schabracken. Auf dem Platze selbst regt sich das bunteste Leben. An der einen Stelle lagert ein Trupp Kameele mit vorgestreckten Hälsen und kauenden Mäulern, an einer andern feilscht ein Ring von Fellahin aus der Nachbarschaft laut schreiend und eifrig gesticulirend um eine Ziege oder ein Schaf mit Fettschwanz, an einer dritten hocken beturbante Verkäufer von Knoblauch und Orangen, Zwiebeln und Gurken, an einer vierten werden Kameele und Esel geschoren, beladen oder abgeladen. Kawassen und Baschibosuks, Neger und Beduinen, kohlschwarze und schneeweiße Gewänder, rothe Tarbusche, weiße, blaue und grüne Turbane, rothe und gelbe Schnabelschuhe und nackte Füße wimmeln durcheinander. Muskarin*) und Pferdeknechte reiten zwischen den Gruppen Miethern oder Käufern ihre Gäule vor, daß Schweif und Mähne fliegen.

Die Beduinen, sonnverbrannte Gesellen mit blitzenden Augen und dünnen schwarzen Bärten, watscheln entweder in plumpen Reitstiefeln und schweren weiß- und braungestreiften Abajen**), die gelb und rothe fransenbesetzte Kuffieh über Kopf und Nacken, schwerfällig hin und her, während ihr Pferd an die in den Boden gesteckte Lanze befestigt ist, oder traben mit festem Sitz und leichtem Schritt, wie mit ihrem Roß zusammengewachsen, durch das Gedränge hin. Die Linke hält den Zaum, der meist nur ein Strick

*) Maulthiertreiber.

**) Kameelhaarmäntel von der Form des ungenähten Rocks in Trier.

ist, die Rechte den Schaft des über die Schulter gelegten Speers. Die Kniee berühren fast den Kamm des Thieres, der Fuß ruht mit seiner ganzen Länge in der Schaufel des Steigbügels, der zugleich als Sporn dient. Die Brust des Pferdes schmückt gewöhnlich ein halsbandartiges Gehänge von farbigen Quasten. Gute Schußwaffen sah ich sie niemals führen; dagegen trug mancher, wenn auch nur an einem groben Hanfstrick, einen schönen Säbel mit kostbarem Griff und sammtner Scheide an der Hüfte. Ihre Pferde waren von Mittelgröße, eher klein und meist sehr mager, aber kaum eins war unter ihnen, welches nicht in seinem Bau und vorzüglich in seinem Kopf edles Blut verrathen hätte.

Alles gesticulirt, schreit, zankt, summt und gurgelt mit semitischer Lebhaftigkeit durcheinander. Händler preisen ihre Waaren an, Bettler murmeln von ihrer Noth dazwischen. Von fern und nah mischen die vierfüßigen Besucher des Marktes ihr Geblök, Gemecker und Gewieher darein. Durch das Ganze aber bewegt sich, wie ein ruhiger Strom durch einen tobenden See, aus der Gartenstraße, die hier mündet, nach dem Thor der Stadt hin der in der Osterzeit fast nie abreißende Zug der Hadschis von Jerusalem. Gelben Staub aufwühlend kommen eins hinter dem andern breithinwandelnde Kameele mit ganzen Familien in plumpen Tragsesseln oder Körben auf dem Rücken. Dahinter Gesellschaften zu Pferd oder zu Esel, daneben andere zu Fuß, bisweilen sogar noch ein Kind auf dem Arm, alle müde, viele aber zugleich mit dem frohen Bewußtsein auf dem Gesicht, das ewige Leben verdient zu haben. Einzelne Züge sind von griechischen Popen oder armenischen Priestern geführt. Alle tragen in Bündeln von Stöcken Andenken vom Jordan, in langen Blechkapseln Heiligenbilder, in den Klöstern von Jerusalem gekauft, einige auch in den verbundenen Köpfen Erinnerungen an die großartige Schlägerei um das heilige Feuer mit sich heim, die zu jedem Osterfest in El Kods wie zu jeder rechtschaffnen Kirmeß in Deutschland gehört, und die, wie noch zu berichten sein wird, auch im Jahr 1859 mit gewohnter Furie

celebrirt wurde. Alle Völker der Levante, alle Inseln und Küsten der östlichen Meere bis weit über Stambul hinauf, sind vertreten in dem Zuge: Araber, Syrer, Kopten und Maroniten, Griechen und Rumänen, Armenier, Bulgaren und Russen, und man schlägt die Zahl der Pilger, welche das Auferstehungsfest alljährlich in Jerusalem versammelt, auf reichlich zehntausend an, ja sie sollte sich 1859 sogar auf vierzehntausend belaufen haben.

Unermeßlich viel Elend und Mühsal begleitet diese Karavanen. In Schiffe verpackt wie Schafherden, von der Sonne gestochen und vom Meere mit Salzwellen übergossen, von Sturm und Brandung hin- und hergeworfen, kommen viele krank an. Hier pfercht man sie gegen dreifache Zahlung dessen, was recht wäre, in Klöster ein, nimmt ihnen für Reit- und Lastthiere das Fünf- und Sechsfache der sonst üblichen Miethe ab und läßt sie, deren Vermögensumstände von der Geistlichkeit daheim, die sie zur Wallfahrt anregt, dem Klerus in Palästina förmlich avisirt werden, überhaupt nichts ohne Geld haben. Brennenden Tagen folgen bitterkalte Nächte auf den Fliesen von Klosterhöfen, auf die beschwerliche Landreise über das Gebirge und durch die Wüste kommt wieder die Meerfahrt mit ihren Entbehrungen und Schrecken. Dennoch wird das Gebet der palästinensischen Mönche um eine gute Pilgerernte jedes Jahr erhört, und unter den Hadschis, die ich sah, waren nicht wenige sogar mit Frau und Kindern erschienen. Wer möchte da noch glauben, daß in der östlichen Welt — die westliche ist bei diesen Wallfahrten verhältnißmäßig wenig betheiligt — das neunzehnte Jahrhundert schon angebrochen sei?

Es war verabredet, daß ich den Generalconsul auf der Tour nach Jerusalem begleiten sollte, und zwar hatten wir den zweiten Tag nach unsrer Ankunft in Jaffa zum Aufbruch bestimmt. Regen aber und Mangel an geeigneten Pferden so wie die Befürchtung, für mich während der Ostertage in Jerusalem kein passendes Unterkommen zu finden, ließen uns mit der Abreise noch vierundzwanzig Stunden länger warten. Ich verbrauchte etwas von dem mitgenom-

menen Sacke mit Geduld und tröstete mich im Uebrigen mit den Schaaren der heimkehrenden Hadschis, die der stärker gewordenen Brandung wegen ebenfalls nicht fortkonnten. Auch ließ sich der Aufschub noch nutzbar anwenden, da wir in der Zwischenzeit einen Besuch in einem der Landhäuser in den Gärten machten, der mich in den Kreis einer arabischen Familie einführte.

Der Besuch galt dem arabischen Christen Antoni Aynb, der damals in Ramleh den Posten eines österreichischen Consularagenten bekleidete, bei unsrer Ankunft aber in der Nähe von Jaffa wohnte, wo er beträchtlichen Landbesitz hatte. Unsere Gesellschaft bestand aus dem Generalconsul, dem Beamten des Triester Lloyd in Jaffa, einem böhmischen Architekten, welcher den Ausbau des neuen österreichischen Hospizes in Jerusalem leitete, und einem Armenier, der bei dem Generalconsulat als Dolmetscher angestellt war. Wir waren, da das Spazierengehen hier zu Lande der Hitze wegen unbequem und überdies für einen Consul schon unpassend, für einen Herrn Generalconsul aber geradezu unanständig ist, sämmtlich beritten, auch zogen uns die beiden Kawassen Pizzamanos in prächtiger türkischer Gala, die blitzenden, silberbeschlagenen Portiersstäbe, ihr Amtszeichen, in die Steigbügel gestemmt, als Herolde voran. Unser Weg führte durch die Gärten, die mit ihrer üppigen Vegetation bewiesen, daß das gelobte Land da, wo Gewässer die erforderliche Feuchtigkeit spenden, heute noch zu den fruchtbarsten und anmuthigsten Strichen des Orients gehört. Die Wege sind mit riesigem, gelbblühenden Kaktus eingehegt. In den Gärten sah ich Granatbäume in voller, reicher Blüthe, mächtige Feigenbäume, hier und dort eine alte Sykomore, an der ein Weinstock mit seinen Reben emporkletterte, bisweilen eine Palme, vor Allem aber Haine von Orangen- und Citronenbäumen, von denen einige schon in der Fülle goldner Früchte prangten, während andere noch mit den weißen Blüthen bedeckt waren. Der Duft, den die letztern ausströmten, war an manchen Stellen förmlich betäubend.

Das Haus, dem unser Besuch bestimmt war, liegt links von

der Straße nach Jerusalem, am äußersten südöstlichen Ende der Gärten, die wir somit ihrer ganzen Breite nach durchschnitten. Als wir nach ihm abbogen, kamen uns die Kawassen des Consularagenten, zwei riesenhafte Mulatten in feuerfarbener mit Tressen benähter Türkentracht, mit ihren Silberstäben gravitätisch entgegenmarschirt, um uns, nachdem wir abgestiegen, in den Hof zu geleiten. Hier empfing uns der Hausherr und auf der Freitreppe zur Terrasse, an die sich die Wohnzimmer schließen, die Hausfrau. Sie sprachen beide nur arabisch, und da Herr von Pizzamano dieser Sprache unkundig war, so mußte der Armenier die Unterhaltung vermitteln. Ich figurirte bei der Vorstellung als einfacher „Chowadscha nemsani", als deutscher Herr. Unser Wirth war mit Ausnahme des Tarbusch in europäischer Kleidung. Seine Frau dagegen trug den Anzug der hiesigen arabischen Damen: einen dunkelgrünen, an den Säumen und Aermelaufschlägen mit Goldfäden gestickten Seidenspencer, der vorn offen war, so daß er die „Rebzwillinge, so unter den Rosen weiden" vollständig sehen ließ, einen lichtgrünen, blumigen Rock, ein blaues, mit Kreuzchen von Perlen und Diamanten besetztes Sammetkäppchen, einen Halsschmuck von mehreren Reihen kleiner Perlen, an denen eine silberne Sonne und an dieser wieder ein silbernes von Diamanten blitzendes Kreuz herabhing, und Armbänder von goldnen Ketten, welche ein blaues Schloß zusammenhielt. Ihr schwarzes Haar, lose über den Rücken herabfallend, war mit mehr als hundert linsengroßen Goldmünzen durchflochten. An den Füßen trug sie Stelzenschuhe, etwa von der Form unserer Fußbänkchen, die sie nicht ungeschickt handhabte, welche jedoch ihre Gestalt zu schlank erscheinen ließen. Sie war jedenfalls sehr schön gewesen und noch jetzt eine angenehme Frau, obwohl sie durch ihren ältesten Sohn, der uns sammt seiner Gattin später vorgestellt wurde, bereits Großmutter war.

Man führte uns nach einem Staatszimmer mit halb fränkischer, halb morgenländischer Einrichtung. Die Decke endigte in eine Kuppel, in den einfach weiß getünchten Wänden öffneten sich Nischen, die

als Wandschränke dienten; die Fenster hatten Glasscheiben, neben dem Divan, der zwei Seiten des Gemachs einnahm, standen europäische Strohsessel und zwei amerikanische Schaukelstühle. Die Mitte nahm ein runder Tisch mit einer Marmorplatte ein. Dem Divan gegenüber befand sich ein großer Wandspiegel, über welchem in schwarzen Rahmen zwei grüne Löwen hingen, deren Umrisse von arabischen Schriftzügen in Goldfarbe gebildet wurden. Der Grund dieser seltsamen Schriftbilder war rosa. Was sie bedeuteten, wußte man mir nicht genügend zu erklären, doch vermuthe ich, daß sie ein christliches Seitenstück zu den mohammedanischen Maschallahs waren.*)

Bald nachdem wir Platz genommen, stellten sich andere Glieder der Familie und auch ein Pope der unirten Griechen ein, dem alle Eintretenden die Hand küßten. Man brachte dann dem Generalconsul eine lange Ehrenpfeife mit dicker Bernsteinspitze, während die Kawassen vor uns anderen Nargilehs hinstellten. Auch die ältere der beiden anwesenden Damen rauchte aus einer solchen Dampfkühlmaschine und entlockte derselben mit uns um die Wette das bekannte Gurgeln. Zur Pfeife wurde in Porzellantäßchen Kaffee gereicht. Dann folgte, für den Generalconsul in einer schönen Silberschale, für den übrigen Besuch in grünen und blauen Glasbechern Orangenwasser, und hierauf wurde in geschliffenen Gläschen Mastixliqueur und auf einem schönen silbernen Theebrett Stückchen eines gelben Gelés servirt, das man sich mit niedlichen Silbergäbelchen nahm. Zuletzt erschienen Früchte des Gartens hinter dem Hause: Orangen von der Größe eines Kinderkopfes, die indeß, da die größten Exemplare dieser Obstart bekanntlich nicht die besten sind, nur als Tafelschmuck dienen zu sollen schienen.

Das Gespräch drehte sich um die neuesten Vorgänge im Lande. Man berichtete, daß im Gebirge sich wieder Räuber gezeigt, und

*) Die Worte Masch allah, d. h. wie Gott will, trifft man nicht selten (etwa wie unsere in Schnörkelzügen geschriebenen Vaterunser) in moslemischen Häusern unter Glas und Rahmen aufgehangen, und zwar dienen sie als Amulete.

daß eine Bande von sechs Mann einem Boten die Mühe erspart, einige tausend Piaster, mit denen er nach Jaffa unterwegs gewesen, weiter zu tragen. Man erzählte, daß Prinz Alfred von England, der vor einigen Tagen in Jerusalem gewesen, dem Pascha ein Pferd todtgeritten habe. Der Priester sprach seine Befriedigung über das andächtige Jahr aus, das den Klöstern so zahlreiche Hadschis zugeführt. Die Frauen begnügten sich mit unaufhörlichem Lächeln.

Die Damen lächelten noch, die Nargilehs dampften und gurgelten noch, als die Gemüthlichkeit plötzlich durch einen wüthenden Zank vor der Thür unterbrochen wurde, der sich bald ins Zimmer hereinzog. Hossejn, der eine Kawaß des Generalconsuls, hatte gegen den türkischen Gartenarbeiter eines Nachbars Aynbs, unsres Wirths, seinen Amtsstab gebraucht, wie es schien, ohne genügenden Grund, jedenfalls ohne dazu verpflichtet zu sein und selbstverständlich mit der rohen Rücksichtslosigkeit dieser orientalischen Polizei, die jede Gelegenheit, den Prügel zu schwingen, nur zu gern und zu energisch ergreift. Der Brotherr des Gemißhandelten, auch ein Christ, kam, seinen Knecht zu rächen, und als er des Besuchs ansichtig wurde, trug er, in seiner Aufregung bald italienisch, bald arabisch sprechend, mit geläufigster Zunge und beredtestem Geberdenspiel dem Generalconsul seine Klage vor. Der Kawaß vertheidigte sich nicht minder lebhaft. Der Wirth half ihm. Der Consul und der Dragoman suchten die Streitenden zu beschwichtigen. Alles schrie und focht durcheinander. Zuletzt kam der Türke selbst herein, kniete vor dem Herrn von Pizzamano nieder, küßte ihm den Saum des Rockes und vermehrte, indem er winselnd seinen Arm und Rücken entblößte und seine Striemen wies, den Tumult um ein Beträchtliches. Vergebens bot der zum Richter aufgerufene Generalconsul endlich allen Parteien Ruhe. Immer brach der wüthende Nachbar von Neuem in Schimpfworte und Drohungen aus, und selbst als wir, des Gezänks überdrüssig, uns in den Garten begaben, folgte er uns nach und erfüllte die Luft mit Toben und Schelten gegen

unsern Wirth, den er jetzt für die Prügelsucht des Kawassen verantwortlich machen zu wollen schien.

Ein letzter Versuch, die Zankenden zu beruhigen, wurde von dem Popen unternommen, und es war, als sollte er von Erfolg sein. Die Parteien umarmten und küßten sich. Aber schon im nächsten Augenblick runzelte Chowadscha Issa — so hieß der zornmüthige Nachbar*) — von Neuem die Stirn, und wir entgingen einem neuen Gewitter seines Grimmes nur dadurch, daß wir uns rasch zu Pferde setzten und das Gehöft verließen.

Als wir nach Hause ritten, wehte der Wind mit großer Heftigkeit vom Meere her, und die Brandung tobte an den Riffen mit solcher Gewalt, daß sämmtliche Fahrzeuge auf der Rhede die Anker zu lichten und das hohe Meer zu suchen genöthigt waren. Tausende von Pilgern, die sich, zur Einschiffung bereit, am Landungsplatz versammelt hatten, wurden dadurch gezwungen, die Nacht auf der Straße zuzubringen, wo die Regenschauer, die gegen Morgen herabrauschten, ihnen den Aufenthalt unangenehm genug gemacht haben werden.

Am nächsten Vormittag war es noch ungewiß, ob wir die erforderlichen Thiere zur Reise bekommen würden, und ich begann jetzt ernstlich ungeduldig zu werden. Der Orient ist die Welt der Unpünktlichkeit, der Lässigkeit und Ungewißheit. Stets hat man zu befürchten, daß man sein Ziel aus kleinlichen Ursachen nicht erreicht. Daß Zeit verlieren ein wirklicher Verlust ist, begreift ein Araber niemals. So begrüßte ich die Meldung, daß die Pferde und Kameele für uns endlich eingetroffen seien, als Erlösungsbotschaft, eilte nach dem Sammelplatz unsrer Karavane, bestieg meinen Gaul und war, nachdem ich mit den Uebrigen glücklich durch die knietiefen Kothlachen des Basars gelangt, endlich wirklich und wahrhaftig auf dem Wege nach Jerusalem.

*) In Palästina setzen die christlichen Eingebornen ihrem Namen den Titel Chowadscha vor, wie die Griechen Kyrios, die Italiener Signor. Chowadscha Issa hieß wörtlich: Herr Jesus. Der reisende Franke erhält hier vom arabischen Volke den Titel Hadschi, d. i. Pilger.

Unsere Reisegesellschaft glich der vom vorigen Nachmittag, nur war sie um ein Maulthier, welches in einem mit buntem Kattun überspannten Doppeltragsessel die Gemahlin, das Kindermädchen und die Tochter des Herrn von Pizzamano trug, und um ein Eselein, auf dem die Schwester saß, vermehrt. Voran ritten die Kawassen mit den obligaten Silberstäben, dann ein Theil der Herren von gestern, mit Flinten und Pistolen bewaffnet, hierauf die Damen, zuletzt als Nachtrab die übrigen Männer. Als wir über die Gärten hinaus waren, schloß sich uns Chowadscha Ayub, unser Wirth vom vergangenen Tage, mit seinen beiden rothen Mulatten an. Die Kameele mit dem Gepäck hatten einen weiteren, aber bequemeren Weg eingeschlagen.

Noch im Bereich der Gartenregion passirten wir ein Grabmal von weißem Marmor mit mehreren kleinen Kuppeln, und weiterhin trafen wir auf ein zweites älteres, welches die Gebeine des Pascha Abu Nabut einschließt und mit einem Brunnen lebendigen Wassers, der aus seiner Seite springt, an die liebenswürdige Sitte des Sarazenenlandes erinnert, auch im Tode dem Wanderer gastfrei und hülfreich zu sein. Dann betraten wir die große Ebene Saron, die sich sanft gewellt und bisweilen von einem kleinen Hügel unterbrochen, etwa dritthalb Meilen breit nach dem Gebirge hinaufzieht. Von den alttestamentlichen Rosen war nichts zu erblicken. Dagegen war das Land, da es in diesem Frühjahr nicht an Regen gefehlt hatte, allenthalben grün. Felder mit Gerste bestellt wechselten mit brachliegenden Strichen, auf denen Gras und einzelne blühende Kräuter, namentlich Mohn und Kamillen, wuchsen. Auf den Hügeln zeigten sich rechts und links Dörfer in Wäldchen von Kaktussträuchern, Oliven- und Feigenbäumen: zuerst Jasur, dann Bet Dedschen, dann dicht am Wege Serfend, alle mehr oder minder armselige Geniste von erdfahlen ruinenartigen Lehmziegelhäusern, neben denen sich die kegelförmigen Haufen von Düngerziegeln erhoben, welche hier allenthalben als Brennmaterial dienen müssen. Hin und wieder begegneten uns bunte Pilgerzüge, gelegentlich ein

beladenes Kameel. Bisweilen sahen wir einen Fellah mit lanzenartigem Treibstachel hinter dem einfachen Holzhaken herschreiten, mit dem man hier wie vor dreitausend Jahren seinen Acker pflügt. Die meisten hatten Ochsen vorgespannt, kleine dürftige Thiere von rother Farbe. Einer ackerte mit einem Kameel. Ein Anderer ließ sich den Pflug von einer Kuh und einer verschleierten Frau ziehen.

Große Unruhe verursachten unserem tapferen Architekten die schwarzen Punkte, die weiter nach den Bergen hin rechts und links von der Straße hier und da sichtbar wurden, und noch unbequemer schien er sich im Sattel zu fühlen, als bald nachher ein ganzer Trupp solcher Punkte am Abhange eines Hügels erschien. Die Punkte waren Beduinenzelte, der Trupp ein ganzes Lager dieser raublustigen Nomaden, die jetzt in der Graszeit von der Wüste am Jordan bis ans Meer herabgezogen waren, um die Brachen abzuweiden, in Ermangelung von Gras sich an das Getreide zu halten und nebenbei wohl auch ein Dorf oder eine Karavane auszuplündern. Die Unruhe unsers Gefährten erreichte den Gipfel, als wiederholt Haufen dieser wilden Gesellen an uns vorübersprengten, hinter uns, vor uns hielten und die Köpfe zusammensteckten, dann plötzlich im Galopp in eine Senkung der Ebene hineinsprengten und nach einer Weile auf der Höhe dahinter erschienen, als ob sie uns beobachten wollten. Wir schlossen uns enger zusammen, und die, welche Schießzeug hatten, machten sich fertig. Es war indeß schwerlich Gefahr vorhanden, und die Herren der Wüste werden bei ihren verdächtigen Bewegungen wohl nur von der Verwunderung getrieben worden sein, die ihnen die prächtigen Kawassen und der buntüberdachte Tachtermn*) einflößten, in welchem unsere gnädige Frau Generalconsulin sich nach Jerusalem schaukeln ließ. Auf alle Fälle blieben wir unbehelligt, was mir um so mehr zur Befriedigung gereichte, als ich meinen Revolver im Koffer gelassen hatte.

*) So heißen die Maulthierpalankine, in denen hier die Damen zu reisen pflegen.

Es dämmerte bereits, und die Berge vor uns warfen lange Schatten, als wir der weißen Minarets von Ramleh, unserm Ziel für diesen Tag, über grünen Bodenerhebungen ansichtig wurden. Es fing an kühl zu werden, und die Feuchtigkeit des Abends begann unsere Kleider zu nässen. Gethier der Nacht ließ auf den Fluren seine schwermüthige Stimme vernehmen. Mitunter trabte in einem grauen Schakal ein Urenkel der Füchse über das Gefilde, mit denen Simson, der Philistertödter, einst die Saaten dieser Aecker verbrannte. Schon war es ganz dunkel, und wir sahen von Ramleh, welches auf dem Wege bald verschwunden, bald wieder aufgetaucht war, nur noch die von den Lampen des Ramadan strahlenden Thürme, als wir vor einer langen, hohen Mauer hielten, neben der sich rechts und links schwarzes Gezweig und Gebüsch von dem blaßblauen Nachthimmel abhob. Es war das Kloster, das uns Herberge geben sollte. Die Kawassen riefen und pochten an der Pforte. Ueber der Mauer fragte eine Stimme herab nach den Einlaßbegehrenden. Dann wurde Licht hinter dem Thorweg sichtbar. Ein schwerer Riegel schob sich weg, und die Karavane passirte in den Vorderhof des Klosters, wo zwei langbärtige Mönche in braunen Kutten uns empfingen.

Man brachte uns in ein gut eingerichtetes Zimmer im Erdgeschoß, wo wir jeder eins jener breiten, italienischen Betten fanden, auf die man sich, wenn es beliebte, der Quer legen könnte. Von dort zum Abendessen abgeholt, trafen wir im Refectorium mehrere andere fränkische Reisende, darunter einen deutschen Doctor, der von Jerusalem zurückkehrte. Bei Tische gab es nur Fastenspeisen, eine Wassersuppe, weiche Eier, Salat, eingemachte Oliven und zum Schluß einen Pfannenkuchen — eine Speisekarte, die in den Klöstern Palästinas, gleichviel ob Fastenzeit ist oder nicht, die Regel zu bilden scheint, über die sich aber nur der Unbillige beklagt, da nichts dafür verlangt, wenn auch etwas dafür erwartet wird. Der Wein war hier wie überall in diesen geistlichen Gasthäusern des Landes das rothe, bitterlich-süß schmeckende Rebenblut von Cypern. Geschirr

und Tafeltuch waren sauber, fast elegant, und wir erfreuten uns sogar des Luxus von Servietten und silbernen Löffeln, ja der galante Mönch, der uns aufwartete, hatte vor die Damen selbst eine Glasvase mit Blumen hingestellt. War der wackere Frater Aufwärter nach der Gewandtheit zu schließen, mit der er hin und hersprang, Teller und Bestecke wechselte und dabei noch Zeit fand, in den Augen der Damen etwa aufsteigende Wünsche nach Verbesserungen des Soupers zu errathen, sicher einst Hotelkellner gewesen, so hätte ich in dem Priester, mit dem wir uns nach dem Thee im Nebenzimmer unterhielten, den ehemaligen Diplomaten errathen mögen. Die Art, wie er sich über die italienische Frage ausließ die geschickten Wendungen, mit denen er uns unter den Fuß gab, daß er viele Arme zu unterstützen hätte und daß sein Kloster nicht die Mittel dazu besäße, ganz besonders aber die Manier, in der er seine Prisen nahm und seine Dose präsentirte, konnte er sich unmöglich anderswo als in den Cirkeln von Gesandten, Botschaftern und Legationsräthen angewöhnt haben.

Im Uebrigen waren die Mönche, mit denen wir verkehrten, sammt und sonders freundliche, flinke und joviale Bursche, immer zu kleinen Scherzen aufgelegt und nur durch Bart und Kutte dem Bilde ähnlich, daß ich mir früher von den Söhnen des heiligen Franz von Assisi gemacht. Indeß vermuthe ich, daß man für den Verkehr mit der Welt die heitersten Gemüther herausgesucht hat; denn als ich am Morgen den langen Pfeilergang des Klosters durchschritt, den der wunderreiche Lebenslauf des Ordensstifters schmückt, begegneten mir verschiedene Gesichter mit dem Ausdruck mürrischer Jammerthalsromantik, den ich auf allen erwartet.

Am nächsten Tage sollte schon früh drei Uhr aufgebrochen werden. Indeß kamen wir nicht vor sechs Uhr fort, da unsere Mukarin wie gewöhnlich zu rechter Zeit bereit zu sein versäumten, und so hatte ich Gelegenheit, den hohen Quaderthurm zu besteigen, der ungefähr eine Viertelstunde westlich von Ramleh steht, und von dem man eine weite Aussicht über die Ebene hat. Ramleh selbst

ist ein ärmlicher Ort von etwa dreitausend Einwohnern. Im Mittelalter, wo die Nachbarschaft weit besser angebaut war, hatte es mehr Wohlstand und die vier- oder fünffache Zahl von Bewohnern, wofür schon die großen Moscheen zeugen, welche jetzt halb verfallen und mit Gras und Gesträuch bewachsen, sich in dem Städtchen befinden. Ob es das biblische Arimathia ist, bleibe der Entscheidung der Archäologen überlassen; dagegen ist unzweifelhaft, daß jener Thurm im Westen von Sultan Kalaun als Madneh, d. h. als Minaret, für eine sechzig Jahre früher von dem berühmten Bibars erbaute, jetzt in Ruinen liegende Moschee aufgeführt worden ist.

Ramleh steht unter einem vom Sultan eingesetzten Stadthauptmann, der indeß seine Gewalt gleich dem Mutesselim in Jaffa und dem Pascha in Jerusalem wohl oder übel mit den Consuln und deren Agenten zu theilen hat. Ein Beispiel der Anarchie, die dabei herauskommt, wurde mir auf dem Wege erzählt und mag hier als palästinensisches Sittenbild folgen:

Ein Theil der Dörfer in der Ebne von Saron wird von Araberstämmen bewohnt, die sich erst seit Kurzem aus wandernden Beduinen in seßhafte Fellahin verwandelt und so verschiedne Gewohnheiten ihrer früheren Existenz, unter andern die Blutrache beibehalten haben. Nun gerieth ein Jahr vor meinem Besuch dieser Gegenden eines jener Dörfer mit einem benachbarten in Streit, man griff auf beiden Seiten zu Yataghan und Flinte und lieferte sich mehrere kleine Treffen. Da auf diesem Wege zu keiner Entscheidung zu gelangen war, so suchten beide Theile sich Hülfe bei den wandernden Stämmen, die einen bei den Beni Saker, welche auf der Ebene Esdrelom zwischen Samaria und Galiläa umherziehen, die andern bei den Beduinen von Gazah. Es kam zu einem förmlichen Bürgerkrieg, der damit endigte, daß die Beni Saker das Feld behaupteten und das Dorf der Gegner ihrer Bundesgenossen ausplünderten. Darauf rückte die türkische Landgendarmerie — Baschibosuks — gegen die Sieger aus, wurde jedoch ebenfalls geschlagen, und der Feldherr der Beduinen, ein schwarzer Sklave ihres Schechs,

tödtete dabei mit eigner Hand fünf der Angreifer, worauf man sich türkischerseits zu beruhigen schien.

Im Vertrauen hierauf kam jener Schwarze eines Tags auf den Markt von Ramleh. Hier erkannte ihn der Anführer der Baschibosuks, nahm ihn fest, führte ihn vor die Behörde und drohte ihn auf der Stelle niederzustechen, falls man ihn nicht noch am selben Tage in Ketten nach Jerusalem schicke. Nothgedrungen fügte sich der Stadthauptmann diesem Verlangen, und der Bursche wurde in sichern Gewahrsam gebracht. Die Beni Saker aber hatten nicht sobald hiervon erfahren, als sie sich an das französische Consulat wendeten, um ihren Feldhauptmann wieder zu bekommen, und dieses war sofort bereit, gegen ein Honorar von 21,000 Piastern (ungefähr 1170 Thaler) dem Verbrecher Straflosigkeit zu vermitteln. Der Mohr, hieß es, habe Reue gezeigt, den Gürtel des Consuls von Frankreich angefaßt und Besserung gelobt, also möge man ihn loslassen. Der Pascha, der den Einfluß des Consuls fürchtete und dem überdies ein Antheil an jenem Honorar zugesagt gewesen sein mag, wollte nachgeben. Die Mitglieder des Gerichtshofes aber zeigten sich, vermuthlich nur, weil sie nichts bei dem Handel verdienen sollten, nicht so respectvoll gegen den consularischen Gürtel. Sie erklärten rundweg, der Mohr müsse geköpft werden, mindestens sei die Sache nach Stambul zu berichten, und wenn der Pascha dem Franzosen gefällig sein wolle, so möge ers auf seine Verantwortung sein; sie wüschen ihre Hände in Unschuld. Der Pascha besann sich einen Augenblick, dann gab er Befehl, den Schwarzen aus der Haft zu entlassen.

Nun hatten aber die Beduinen von der Summe, für die sie ihn losgehandelt, nur 10,000 Piaster bereit. Den Rest nahmen sie, da der Kanzler des Consuls keinen Kredit geben wollte, bei Bethlehemiten auf, und zwar unter dem Versprechen, das Geld binnen sechs Monaten zurückzuzahlen, inzwischen aber jede Woche mit einem Sack Korn zu verzinsen. Da die Beduinen nicht säen, nicht ernten und auch nicht in die Scheuern zu sammeln pflegen,

so konnte man sich über ihr Versprechen wundern; indeß säen und ernten in Palästina andere Leute, zum Beispiel die Bethlehemiten, und da die Zinsen von den Beni Saker richtig abgeführt wurden, so ist es nicht unmöglich, daß die Darleiher der zehntausend Piaster sich jenen Wochenzins von ihren eignen Aeckern zahlen lassen mußten.

Sehr übel kam der pflichtgetreue Hauptmann der Baschibosuks weg. Die Beni Saker stellten ihm so eifrig nach, daß er sich nicht aus Ramleh entfernen durfte, wenn er seines Lebens sicher sein wollte, und endlich erreichte ihn die Rache mitten in der Stadt selbst. Der Mohr traf ihn hier unvermuthet auf der Straße und schlug ihm auf der Stelle mit dem Flintenkolben eine Reihe Zähne ein, und der schwerverwundete Mann wurde nur dadurch vor Ermordung geschützt, daß man ihn heimlich nach Jerusalem schaffte, wo er noch jetzt mit seinem geschändeten Gesicht umhergeht, während der Schützling der französischen Flagge Gelegenheit hat, seine Leute zu neuen Beutezügen und Mordthaten zu führen.

Von Ramleh nach Jerusalem reitet man im gewöhnlichen Karavanenschritt ungefähr neun Stunden. Der Weg führt zunächst noch über ebenes Land, das jedoch hier schon von tiefen Senkungen durchschnitten wird und nicht mehr so gut angebaut ist, wie im Westen. Ich war den Uebrigen vorausgeritten und betrachtete eben die Formen des vor mir sich erhebenden Gebirges, welches noch in der Pracht des Morgens leuchtete, als ich an einem Hohlweg, der in eine jener Senkungen hinabführte, ein Beduinenzelt und vor demselben mehrere Bewaffnete in Beduinentracht gewahr wurde, die einem unten im Thal lagernden Trupp Zeichen gaben, worauf sie sich zu Pferde setzten und zu beiden Seiten des Defilés Stellung nahmen.

Unwillkürlich dachte ich an die Befürchtungen des Architekten von gestern, an den Mohren und die Beni Saker. Die Bursche am Hohlweg konnten einen Angriff beabsichtigen, uns in die Senkung hinabreiten lassen und uns dort in den Rücken fallen, während ihre Kameraden in der Tiefe uns von vorn attakirten. Sie waren uns

an Zahl mindestens um das Dreifache überlegen, gut beritten und mit Lanzen und langen Flinten bewaffnet. Von Widerstand hätte trotz unserer Revolver schon der Damen halber nicht wohl die Rede sein können. Umkehren mochte ich nicht, und so ritt ich mit der Gelassenheit, die sich dem Unvermeidlichen gegenüber ziemt, auf den Hohlweg zu. Als ich noch etwa einen Flintenschuß von den Beduinen entfernt war, vernahm ich ein Kommando, worauf sich ein Ton hören ließ, der Aehnlichkeit mit den taktmäßigen Hammerschlägen einer Schmiede hatte, in der etwa ein Hufeisen geschmiedet wird — vielleicht das Signal sich fertig zu machen. Als ich durch die wilden Gesellen hindurch ritt, geschah nichts, als daß der Panker — ein solcher nämlich war der Urheber des klimpernden Tones — seine kleinen straffgespannten Lärminstrumente kräftiger bearbeitete. Ein Stück in das Thal hinabgekommen, blickte ich mich um und sah, daß der Rest der Gesellschaft gleichfalls unbelästigt durchgelassen worden war. Indeß breiteten sich die Beduinen jetzt halbmondförmig hinter der Karavane aus, wie wenn sie uns, im Verein mit den vor uns haltenden Reitern, zu umzingeln gedächten. Allein ich ritt auch durch diese letztern unaufgehalten hindurch, und jetzt löste sich das Räthsel auf angenehme Weise.

Die vermeintlichen Beduinen waren Baschibosuks, zum Schutz der Straße hier aufgestellt. Ihre Manöver hatten keinen andern Zweck, als den Generalconsul zu ehren, ihm ihre Reiterkünste zu zeigen und ihm eine Strecke Weges das Geleit zu geben. Während der Panker, dessen Kesselpauken höchstens den Durchmesser einer von unsern Untertassen hatten, ohne Unterlaß fortklimperte, führten die Uebrigen, zusammen einige zwanzig Mann, allerlei Schwenkungen aus. Zuerst stürmte der Halbmond hinter uns in voller Carriere die Höhe in unserm Rücken herab, um sich mit den vor uns Stehenden zu vereinigen, dann theilten sie sich wieder in zwei Parteien, die sich mit Lanzen und Säbeln ein Scheintreffen lieferten, wobei sich vorzüglich zwei Schwarze und der in grünen Sammet gekleidete Anführer durch große Gewandtheit auszeichneten. Dann wieder ritten

sie in regelmäßige Züge geordnet vor oder neben uns her, um sich bald darauf abermals in fechtende Gruppen aufzulösen.

Die Bilder, die dieses lebendige Kaleidoskop mit seinen galoppirenden Pferden, seinen fliegenden Mänteln und Kopftüchern, seinen blitzenden Lanzenspitzen und seinen feuersprühenden Pistolen und Karabinern vor uns vorübereilen ließ, waren Wouvermanns ins Sarazenische übersetzt, denen sich um so befriedigter zuschauen ließ, als die erste Figur, die sie dargestellt, eine solche Verwandlung eines Räuberhaufens in friedliche Kunstreiter nicht hatte ahnen lassen.

Sie begleiteten uns bis zu einer Stelle am Eingang in die Berge, wo von der steinigen Höhe zur Linken der Straße das Dörfchen Kubab herabsieht. Natürlich erwarteten sie dafür ein Bakschisch, und ich hoffe, daß es ihnen gereicht worden ist.

Die Beschwerlichkeiten des Weges über das Gebirge sind von Manchen sehr übertrieben worden. Von einer eigentlichen Straße ist allerdings hier nicht mehr die Rede, und häufig ist der Pfad, der bisweilen an Abgründen hinführt, bald steile Rücken erklettert, bald im trockenen Bett eines Regenbachs hinläuft, wo Felsgeröll und Wurzelwerk die Schritte hemmen, ein bloßer schmaler Ziegensteig. Gefahr aber ist, da die Pferde und Maulthiere von klein auf an solche Kletterpartien gewöhnt sind, nirgend vorhanden. Da die Berge aus Kalkstein bestehen, so ist der Charakter der Landschaft dem von Attika und den östlichen Theilen des Peloponnes ähnlich, nur sind die Höhen weit geringer, auch schienen mir die einzelnen Kuppen und Kämme mehr gerundet, und seltner als dort sah ich schroffe Wände. Die vorherrschende Farbe ist ein fahles Grau. Die spärliche Vegetation besteht aus Büschen von Stacheleichen und Stachelspargel, der fast wie Wachholder aussieht, einigen Johannisbrot- und Erdbeersträuchern und da, wo Dörfer in der Nähe sind, Hainen von Olivenbäumen.

Recht gut nahmen sich in dieser fast einfarbigen Bergwüste die bunten Pilgerkaravanen aus, die sich uns auch diesen Tag wiederholt entgegenschlängelten. Seltsam überrascht wurde ich, als ein

türkisch gekleideter Dragoman, der, ein Kameel reitend, zwei ebenso berittene Engländer von Kairo nach Jerusalem führte, mich beim Vorüberziehen plötzlich in gutem Deutsch fragte, ob die Straße jetzt völlig sicher sei. Nicht lange darauf aber trafen wir mit einem ganzen Zug von Pilgern zusammen, welche die Sprache der Heimath redeten. Es war die österreichische Osterkaravane, welche, neunzehn Mann stark und meist aus Böhmen bestehend, von einer Tour durch das heilige Land zurückkehrte. Sie zählte unter ihren Mitgliedern einen Major von der Kavallerie, einige wohlhabende Handwerker, vorzüglich aber war darin der geistliche Hadschi vertreten, der sich mit seiner Tonsur, seinem langschößigen schwarzen Rock und seinen kanonischen Steifstiefeln in dieser Wildniß und neben den orientalischen Trachten seiner Dragomane und Mukarin fast possierlich ausnahm. Wir lagerten uns mit ihnen unter alten Oelbäumen in der Nachbarschaft der Wasserscheide zwischen Jordan und Mittelmeer, wo wir eine schöne Aussicht auf die Ebene von Saron genossen.

Durch den Kanzler des Generalconsuls und einen dritten Kawaß, die hier ihren Chef begrüßten, sowie durch zwei deutsche Mönche von Jerusalem verstärkt, brachen wir um Mittag zur Weiterreise auf und waren nach einer starken Stunde in dem tiefen Thal, in welchem rechts von der Straße an die Bergwand gelehnt mit seinen stattlichen gelben Steinhäusern, seiner großen Moschee und seinen Feigen- und Olivengärten das hübsche Städtchen Kurjet El Enab liegt. Die Mönche meinten, der Ort sei das alttestamentliche Anathot. Andere wollen darin das Kirjat Jearim finden, wohin die Leute der Grenzstadt Bethsemes einst die Bundeslade brachten. Der Volksmund aber nennt die Stadt Abu Gosch, nach einem Räuberhauptmann dieses Namens, der hier vor einigen Jahren die Reisenden plünderte, zuletzt aber eingefangen und nach Widdin in die Verbannung geschickt wurde.

Hier erwarteten den Generalconsul die Glückwünsche einer Deputation der Sepharedim von Jerusalem, die sich uns dann anschloß

und durch ihre Turbane und ihre bunten Gewänder, ihre orientalischen Physiognomien und ihre Patriarchenbärte unserm Zuge schon ein vorwaltend morgenländisches Aussehen gab. Im nächsten Thal, bei den Gärten, die sich unter dem Dorfe Kulonieh hinziehen, harrte unser eine zweite Gesandtschaft der Kinder Israel, die von den deutschredenden Aschkenasim ausgegangen war, und nun überwog in unsrer Karavane das jüdische Idiom und die jüdische Nase so vollständig, daß ich mich, um die Harmonie und Symmetrie nicht zu stören, eine Strecke zurückzubleiben entschloß.

Weiterhin wurde die Gegend wilder und kahler. Bald war kein Baum, kein größerer Strauch und kaum ein Halm mehr an den Bergrücken zu sehen, die sich jetzt steiler und in rascherer Aufeinanderfolge quer über den Weg lagerten. Wir stiegen in das Terebinthenthal hinab, das, wie es scheint, seinen Namen davon hat, daß es keine Terebinthen besitzt, sahen in der Ferne den hohen Kegelberg sich erheben, auf dem das Grabmal des Nebbi Samwil, des Propheten Samuel, steht, und gelangten endlich auf eine steinbesäete Hochfläche, wo ich zuerst ein Stück und bald nachher die ganze Breite der Westseite von Jerusalem vor mir sah.

Hier empfing uns ein Detachement türkischer Reiter, geführt von einem Offizier mit vollen Epauletten, und wieder begann ein Panker vor uns her zu klimpern. Der preußische Consul hatte seinen Dragoman sammt einem Kawassen zur Begrüßung herausgeschickt. Andere Bekannte oder Untergebene, darunter wieder mehrere Juden, warteten mit ihnen, um durch Anschluß an unsere Karavane den Einzug des Vertreters Oesterreichs, des Gesandten des „Königs von Jerusalem", zu verherrlichen. Keiner der Hebräer versäumte, dem Gefeierten die Hand zu küssen.

Die Gesellschaft war auf diese Weise bis auf etwa sechzig Köpfe angewachsen, und nachdem sie sich mehr geordnet, bewegte sie sich mit gebührender Feierlichkeit über das Plateau auf die Stadt zu, die sich hier als eine lange, graue, mit Zinnen gekrönte Mauer darstellt, über welche einige weiße Minarets und Kuppeln blicken.

Voran ritten mit ihren blitzenden Amtsstäben vier Kawassen, dann folgten die türkischen Reiter mit ihrem Pauker, sodann der Generalconsul, um den sich die Vornehmsten der Juden geschaart, hierauf die Sänfte seiner Gemahlin und die Schwester, endlich geringere Ritter orientalischen Geblüts, die beiden Mönche, von denen der eine ein Jesuit, und ich germanisches Menschenkind. Als wir uns dem Jaffathor näherten, wurden wir von dreißig bis vierzig schwarzäugigen Judenkindern empfangen, die, von einem taktschlagenden Lehrer in Kaftan und polnischer Zobelmütze geleitet, mit quäkender Nasenstimme eine hebräische Uebersetzung von „Gott erhalte Franz den Kaiser" absangen. Die dabeistehenden Männer schrien Vivat, die Weiber ließen das gellende Salihegeschrei erschallen. Dazu klimperte der unermüdliche Pauker, und von der Mauer knallten zwei oder drei Flintenschüsse. Neben dem Zuge rannten stolpernd, sich stoßend, mit fliegenden Rockschößen Massen junger Hebräer hin, um sich wieder und immer wieder die Freude zu verschaffen, ihre Rabbiner neben dem großen Herrn aus Aschkenas reiten zu sehen. Ueber uns und um uns schwebte eine dichte röthliche Staubwolke.

Die alten Pilger pflegten, vor Jerusalem angekommen, vom Pferde zu steigen und mit bloßem Haupt und nackten Füßen in die heilige Stadt einzuziehen. Neuere ahmten ihnen wenigstens insoweit nach, daß sie den Sattel verließen und zu Fuß durchs Thor gingen. Ich armer müder, sonnendurchglühter, halbverdursteter Wallfahrer hatte weder Neigung noch Vermögen, desgleichen zu thun. Wer kann dafür, wenn ihm keine romantische Ader zu Theil geworden. Wenn jene alten Enthusiasten beim Anblick der Stadt in Verzückung geriethen, beteten, dankten und Lobgesänge anstimmten auf

„Jerusalem, die selig' Stadt,
So ihren schönen Namen hat
Vom Angesicht des Friedens",

so war mir die Illusion, daß der friedliche Name den friedlichen Charakter ausdrücke, längst abhanden gekommen. Lebhafter als an

andere Seligkeiten Jerusalems dachte ich an die Seligkeit eines kühlen Glases Wasser, das es mir reichen sollte, und als wir zwischen den Schutt- und Unrathhügeln vor dem Damaskusthor in die Stadt hinabritten, zu meiner Rechten eine Franciskanerkutte, zu meiner Linken ein Rabbinerkaftan, drängte sich in den Raum, den der Wunsch nach einem frischen Trunk in meiner Seele übrig gelassen — es ist sehr frivol, aber ich hoffe, der Himmel wirds in Anbetracht der Umstände verzeihen — die Erinnerung an Heines Gedicht „Der Rabbi und der Mönch", und ich mußte lächeln. Selbst den Geruch der „braunen Knoblauchssauce" meinte ich zu spüren.

Jene Begleitung zum Thor hinein aber war ein Omen, ein Symbol dessen, was mich erwartete. Das heutige Jerusalem hat, soweit der fränkische Hadschi mit ihm in Berührung kommt, zwei Gesichter. Das eine ist ein Mönch, das andere ein Talmudjude. Was darüber ist, das ist vom Uebel und gehört nach der Meinung der Mönche und Juden nicht hinein.

7.

Das preußische Hospiz. — Die Stadt und ihre Alterthümer.

Als ich mich vom Herrn von Pizzamano verabschiedete, hatte ich die Wahl, ob ich im lateinischen Kloster, in einem der beiden Gasthöfe der Stadt oder im preußischen Hospiz absteigen wollte. Das Kloster drohte mit Fastenspeisen, gegen die mein protestantisch erzogener Magen einen entschiedenen Widerwillen empfand, mit Handwerksburschengesellschaft und für den Fall, daß ich krank wurde, mit Bekehrungsversuchen und der letzten Oelung. Die Gasthöfe — es sind gegenwärtig zwei vorhanden — sollten nach dem Verhältniß dessen, was sie verlangen, zu dem, was sie bieten, die theuersten im ganzen Morgenland sein. So blieb nur das preußische Pilgerhaus übrig, wohin den evangelischen Norddeutschen überdies schon die Flagge wies, die neben ihm wehte. Ich klopfte an, fand Platz und war in wenigen Stunden wie zu Haus. Gute Gesellschaft, ein gefälliger Wirth, deutsche Sitte und Kost, ein genießbares Glas Rebensaft von den hiesigen Bergen, der beste Kaffee, den ich, Aegypten ausgenommen, jemals im Orient getrunken*),

* Der Enthusiasmus, mit dem manche Reisende das garstige Product der türkischen und sprischen Kaffeewirthe preisen, ist unbegreiflich. Ich habe bei ihnen nur höchst selten andern Kaffee als den bittern ranzigen Brasil unsrer Dorfschenken bekommen, und ich urtheile nicht nach zweien oder dreien.

rechtschaffener Thee, reinliche Zimmer und Betten, endlich ein Preis für das alles, der nur als eine Beihülfe zum Bestehen der Anstalt gelten kann, lassen der königlichen Munificenz, welche das Hospitz schuf, und dem Consul, der es beaufsichtigt, aufrichtig danken.

Das Gebäude, neben dem preußischen Consulat gelegen, nicht fern von der Kirche des heiligen Grabes und den Basars, gehörte bis vor einigen Jahren einem Muselmann. Ein Effrit aber ging in dem Hause um und tödtete dem Besitzer kurz nach einander zwei Frauen. So ward ihm sein Eigenthum feil, und als ihm das Consulat achtzigtausend Piaster — etwa ein Drittel dessen, was es jetzt werth ist — dafür bot, schlug er ein, und Preußen hatte sich, damals hier glücklicher als in Deutschland, wieder um ein schönes Stück Boden abgerundet. Der Effrit blieb weg, vielleicht weil er ein alter Christ war, der nur die Türken haßte, vielleicht aus Scheu vor dem Johanniterkreuz, welches ein Jahr darauf, wo die Herren vom Johanniterorden die Anstalt übernahmen, über der Thür angebracht wurde. Man fand einen passenden Pilgerpfleger, schaffte das nöthigste Geräth und Geschirr an und konnte, während das Hospiz ursprünglich nur für arme Reisende, namentlich für Handwerksburschen, bestimmt gewesen, jetzt auch Wallfahrern besserer Stände ein passendes Asyl bieten. Die drei Zimmer, welche für diese eingerichtet sind, haben seitdem verschiedenen Gelehrten von Ruf zur Wohnung gedient, und wurden sie nicht von Männern der Wissenschaft beansprucht, so standen sie andern, zunächst Preußen und Protestanten, dann Deutschen überhaupt, auch Katholiken, offen, und man nahm, wenn Platz war, selbst Nichtdeutsche gastlich auf. Bei meiner Ankunft bestanden die Gäste, außer einem halben Dutzend wandernder Handwerker, die für sich wohnten und aßen, in einem katholischen Doctor der Medicin aus Schlesien, der, angeblich um den Aussatz zu studiren, in den Orient gekommen war, einem ebenfalls katholischen Steuerbeamten aus der Gegend von Erfurt, den ein Gelübde hierhergeführt hatte, und einem Maler, welcher, aus Nordbayern gebürtig, aber seit Jahren in London an-

säßig, im Auftrag der Königin von England Aegypten und Syrien bereiste. Später kamen ein preußischer Ulanenlieutenant, ein Uhrenhändler aus der Schweiz und ein junger Amerikaner, der auf der großen Tour durch die alte Welt war, hinzu.

Die Einrichtung des Hauses ist, wenn man von den neuhinzugekommenen Glasfenstern absieht, die frühere landesübliche geblieben. Einen kleinen mit Steinplatten gepflasterten Hof, unter dem sich eine große Cisterne befindet, umschließen Gebäude von verschiedener Höhe, die mit Kuppeln endigen. Zwischen den Häusern liegen Terrassen, nach welchen steinerne Freitreppen führen, und von deren höchster man einen beträchtlichen Theil der Stadt, das ganze Tyropäon, die Hügel Akra und Moriah sowie den Oelberg überschaut. Die Fußböden der Zimmer sind mit Steinen getäfelt, die Wände meist einfach getüncht. Das, welches ich bewohnte, scheint das Hauptgemach des Hauses gewesen zu sein. Die Decke schließt oben mit zwei Kuppeln, die Wände, mit Resten türkischer Fresken bedeckt, welche in grellen Farben und ohne Berücksichtigung der Perspective die beiden Moscheen des Haramplatzes, Vögel, Früchte, darunter einen Kürbiß, in dem ein Dolch steckt, und Aehnliches darstellen, sind mit zahlreichen großen und kleinen Nischen durchbrochen. Den Fußboden ziert eine Art Mosaik von schwarzen und rothen Sternen. Von den vier Fenstern gehen zwei auf den Hof und zwei andre auf die enge Straße hinaus, welche von hier in das Tyropäon hinabführt.

Von den Gästen des Hospizes schloß sich mir zunächst besonders der Steuerbeamte aus Thüringen an, der später mein Zimmergenoß und dann mein Begleiter auf der Reise nach Galiläa und Phönicien wurde. Erst Husarenwachtmeister, dann Steueraufseher gewesen, war er wegen einer Brustkrankheit pensionirt worden. Von seinem Uebel geheilt und im Besitz eines nicht unbedeutenden Vermögens, hatte er, vermuthlich um sich beim Himmel für seine Rettung am passendsten Orte zu bedanken, als guter Katholik eine Wallfahrt nach Rom beschlossen und, vielleicht um das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, wahrscheinlicher aber, weil er

damit die nächste Straße einzuschlagen meinte, seinen Weg über Paris genommen. Da er keiner andern Sprache als der deutschen mächtig war, so hatte es schon bis dahin nicht an Verlegenheiten gefehlt. Noch übler war es ihm in Marseille, wo er sich nach Civitavecchia eingeschifft, und am allerschlimmsten auf der See gegangen. Da auf seinem Dampfer keine Seele deutsch verstand, so war er überall geprellt, oft hart angelassen, gehänselt und gehudelt worden, an der italienischen Küste mehrmals in Gefahr gewesen, am unrechten Orte ans Land gesetzt zu werden, und endlich durch Mißverständnisse, die ihn ohne Unterlaß verfolgten, hart an Rom vorbei nach Neapel gerathen — ein Mißgeschick, das er mit naivster Gelassenheit erzählte. Seine gute Laune war dadurch nicht getrübt, wohl aber war sein Entschluß, nach Rom zu pilgern, erschüttert worden. Am Vesuv hatte er die Bekanntschaft eines Amerikaners gemacht, der nach Syrien wollte und sich ihm dadurch empfahl, daß er ein paar Dutzend Sätze Deutsch auswendig wußte und, wenn diese nicht ausreichten, auf besonders verständliche Weise mit den Füßen stampfte. Mit diesem war er nach Malta und schließlich nach Jerusalem gelangt, wo er, ohne mit anderer Gesellschaft als mit den Gästen des Hospizes zu verkehren, sich bei meinem Eintreffen schon acht Wochen aufhielt, jeden Morgen pünktlich die Messe besuchte, den Tag über den verschiedenen heiligen Orten seine Reverenz bezeigte, die übrige Zeit sich mit Wirth und Wirthin nebst deren Kindern unterhielt und nebenbei sich nach Gelegenheit umsah, das „gute Werk" zu thun, welches er daheim gelobt hatte.

Diese Gelegenheit fand sich endlich. Ein deutsches Dienstmädchen des preußischen Consuls hatte Heimweh bekommen und ihre Stelle aufgegeben, um sich als Nätherin rascher das Geld zur Rückreise zu verdienen. Sie hatte im Hospiz geklagt, daß dies nicht schnell genug gehen wolle, und daß es doch schön wäre, wenn der liebe Gott ein Einsehen mit einer armen Person hätte und jemand schickte, der ihr die fehlenden paar hundert Thaler schenkte. Und siehe da, nicht sobald war der bescheidene Wunsch ausgesprochen, als er —

sie muß in der That ein Wunder drin gesehen haben — Erhörung fand. Unser wunderlicher Pilgersmann aus dem Erfurtischen hatte ihre Klage belauscht, und ohne Verzug ging er auf seine Stube, holte die gewünschte Summe, rief das Mädchen bei Seite und zahlte ihr dieselbe in blanken Napoleons in die Schürze. Argwöhnische Gemüther hatten, da die Person hübsch und leichtsinnig war, an unchristliche Nebenabsichten gedacht. Sie hatten Unrecht. Es war das reine „gute Werk" des Katholiken, sehr unüberlegt zwar, sehr originell und, da die Beschenkte in Jerusalem blieb und sich später für die Summe statt eines Billets für den Dampfer vermuthlich einen schmucken Handwerker zum Mann kaufte, nicht einmal recht zweckentsprechend angebracht, aber ohne irgend welche Hintergedanken, als den Himmel. Der Wohlthäter sah fortan das Mädchen kaum an. Sie war ihm nur der Altar gewesen, an dem er sein Gelübde gelöst hatte.

Das grenzt, da unser Freund zwar bemittelt, aber keineswegs reich war, nahe an Wahnwitz. Wachtmeisterchen war aber nicht bloß ein guter Katholik, sondern zugleich ein guter Mensch, dessen Wunderlichkeiten man über seiner grundehrlichen Denkart, seiner milden, fast kindlichen Weise zu urtheilen und seiner stets dienstbereiten Gefälligkeit sehr bald vergaß. In der That, er wäre zu gut für diese Welt gewesen, wenn er nicht bisweilen gegen den gesunden Menschenverstand gesündigt hätte.

Der Schweizer war ein lieber Bekannter von Kairo und dem ersten Ausflug nach der Chufu-Pyramide her, auf deren Gipfel wir zwei Jahre vorher zusammen auf das Wohl Deutschlands und der Eidgenossenschaft angestoßen hatten, und von dem ich mir, als ich ihn später als Meßfremden in Leipzig begrüßt, nicht hätte träumen lassen, daß ich seinem ehrlichen, breiten Gesicht und seinem schnarchenden Aargauer Deutsch auf dem Zion wieder begegnen würde. Der Amerikaner kam aus Ostkentucky und zwar aus einer Gegend, in der ich ebenfalls gewesen, und so fand sich auch bei ihm Gelegenheit, Reiseerinnerungen aufzufrischen. Der Lieutenant endlich wurde

mein getreuer Reisebegleiter von Jerusalem nach Konstantinopel und zurück nach der Heimath.

Mit dem Pensionär als Führer begann ich am Morgen nach meiner Ankunft meine Streifzüge durch die Stadt und ihre unmittelbare Umgebung, wobei er die katholische Mönchsüberlieferung, ich die protestantische Kritik vertrat. Empfehlungsbriefe vermittelten andere werthvolle Bekanntschaften. Einladungen zum preußischen Consul, zu Herrn von Pizzamano und zu den Soiréen des evangelischen Bischofs führten in die vornehme Gesellschaft Jerusalems ein. Die neuen Freunde zeigten, was Anfangs übersehn worden, erklärten, was zuerst unverständlich geblieben war, und so entstand allmählich aus dem Gewirr von Einzelheiten, welches die ersten Gänge durch die Stadt und die ersten Beobachtungen von Zuständen und Persönlichkeiten im Gedächtniß aufhäuften, ein deutlicheres und geordnetes Bild des Ganzen.

Jerusalem liegt ungefähr dritthalbtausend Fuß über dem Spiegel des Mittelmeers, von dessen Rande es etwas mehr als sechs deutsche Meilen entfernt ist. Auf den bekannten vier Hügeln Zion, Moriah, Akra und Bezetha erbaut, ist es mit einer hohen, wohlerhaltenen, von Zinnen überragten Mauer umgeben, von der sich das Terrain im Süden und Südwesten nach dem Thale des Baches Gihon, im Osten nach dem Thal des Kidron hinabsenkt. Jenes wird in seinem südlichen tieferen Theil das Thal Hinnom, dieses das Thal Josaphat genannt. Von dem Punkte, wo beide zusammentreffen, zieht sich von Süden nach Norden eine dritte weniger bemerkbare Bodensenkung, das Tyropäon oder Käsemacherthal in die Stadt hinein und zwischen Zion und Moriah hindurch. Ueber dem Gihon erhebt sich dem Zion gegenüber der Berg des Bösen Rathes, über dem Kidron im Süden der Berg des Aergernisses und im Osten der ungemein edelgeformte Oelberg, der mit seinem höhern Mittelpunkt und seinen beiden Nebengipfeln wie ein Adler mit ausgebreiteten Schwingen auf die Stadt herniederschaut. Die Thäler sind tief, ihre Wände ziemlich steil, die Berge über ihnen von ge-

rundeter Gestalt, hin und wieder tritt an ihren Seiten der Fels zu Tage. In der unmittelbaren Nachbarschaft Jerusalems sind sie mit einzelnen Olivenbäumen bepflanzt. An einigen Stellen bemerkt man Maulbeerplantagen mit Wipfeln von frischerem Grün, hier und dort auch zwischen dem Gestein ein Stückchen Gerstenfeld, einen Weingarten oder ein Gemüsebeet. Weiter hinaus aber bekleidet die Höhen fast nur dürftiges Gestrüpp, und wenn das ganze Landschaftsbild jetzt nicht völlig mehr die Schilderungen rechtfertigt, nach denen man sich's als Ausschnitt einer staubfarbnen durstigen Gebirgseinöde vorzustellen hatte, so überwiegt doch noch immer die graue Farbe, die Kahlheit und Dürre und der Mangel an Wasser und fruchtbarem Erdreich alle andern Eindrücke.

Die Stadt selbst übertraf, namentlich vom Oelberg gesehen, die Erwartungen, die ich von ihr hegte. Die hohe Mauer mit der Zinnenkante läßt sie als feste Burg erscheinen. Eine Anzahl hochgewölbter Kuppeln und schlanker Minarets bringt in das Einerlei der dicht aneinander sich abstufenden Häuser malerische Abwechslung. Die fünf oder sechs Palmen, welche sich in weiter Entfernung von einander innerhalb der Mauergrenze erheben, die zehn oder zwölf Cypressen, die hier und da die Gebäude überragen, mischen dem monotonen Grau und Weiß der Wände, der Terrassen und der zahllosen kleinen Kuppeln, die jedes Zimmer überwölben, wenigstens etwas Grün bei. Der Haramplatz endlich mit seinen beiden stolzen Moscheen, die im bunten Farbenschmuck glänzen, seinen Brunnenpavillons und Grabmälern, seinen Grasflächen, Cypressen und Olivenbäumen setzt dem Gemälde eine Ecke ein, auf welcher das Auge mit wirklichem Wohlgefallen ruht.

Bei weitem weniger anmuthig ist, wie in allen Städten des Südens, das Innere. Die Straßen sind eng, abschüssig und vielfach gebrochen, schlecht oder gar nicht gepflastert, voll Unrath und schäbiger Hunde. Häufig geht man durch dunkle, dumpfige Kellergewölbe, oft an Trümmern einstiger Prachtbauten vorüber, auf denen Gras, Gesträuch und plumper Kaktus wuchern. Statt unsrer hellen

Fensterscheiben sehen aus den Mauern die unregelmäßig vertheilten Gitterkasten der Maschrebijeh herab, welche die Häuser wie Gefängnisse erscheinen lassen. Schmale niedrige Thüren machen den Eindruck des Gedrückten und Gebückten. Verräucherte Kaffeeschenken, düstre Basars und Sackgassen, stallartige Erdgeschosse, in denen melancholische Pferdemühlen knarren oder Kinderschulen ihre Lection murmeln, der Mangel an geräumigen Plätzen, die Einsamkeit der Straßen, welche nicht zu den Hauptdurchgängen gehören, vollenden das trübselige Bild der Stadt, die ohnedies, wie alle diese Städte mit ungetünchten Mauern und flachen Dächern, auf das abendländische Auge wie eine große Ruine wirkt.

Noch übler als dem Auge, welches über die fahle Farbe und die unschöne Gestalt der Wohnungen durch die bunte Tracht, das wimmelnde Roth, Weiß, Blau und Braun des Gedränges auf den belebteren Gassen getröstet wird, ergeht es dem Geruchssinn. Nimm einen Pferdestall, an den ein Ziegenstall stößt, und an dem ein langsamer Wind die Gerüche eines Gewürzkrams vorbeiweht, wirf ein Dutzend Orangen, einen Korb voll alte Wäsche und einen verendeten Hund oder Esel hinzu, klüre das Gebräu mit einem Orhoft von Knoblauchsgeist ab und blase zum Schluß eine Oellampe darüber aus, so hast du Eau de Jerusalem. Eine Dosis Kellerdumpfheit und der Odem eines alten Röhrtrogs machen's noch natürlicher.

Es ist wahr, der Schutt und Kehricht wird gelegentlich weggeschafft, aber nur wenn ein ausdrücklicher Befehl des Paschas unter Androhung eines Piasters Strafe für jedes Pfund Unrath, welches die Kawassen finden, dies befiehlt, und Pascha Sureyah ist auch nur ein Orientale ohne Geruchsnerven und Ordnungssinn. Er befiehlt es, wie man sagt, nur dann, wenn er Strafgelder braucht.

Im Innern der Häuser sieht es besser aus. Das orientalische Haus ist eine in sich gekehrte Natur, schon des Haremsgeheimnisses wegen. Man trifft in den Höfen bisweilen noch Spuren des alt-

sarazenischen Wohlgefallens an architektonischem Schmuck, hübsche Säulen und Nischen. Die kleinen freundlichen Gärten mit Lauben und Springbrunnen aber, welche im Rücken der Häuser von Kairo grünen, sucht man hier, da es am nöthigen Wasser fehlt, vergeblich. Nur der preußische Consul hat die Mühe und die Kosten nicht gescheut, welche die Pflege solcher Anlagen erfordert. Dafür lohnten ihm aber auch die Dryaden mit Granatblüthen, Orangenduft, zwei stattlichen Cypressen und einer Fülle von Blumen und Trauben.

Die belebtesten Gassen sind die Suks oder Basare, welche meist überwölbt sind, dann die, welche zum Damaskusthor führt, und die Christenstraße, welche, die Stadt etwa in der Mitte von Westen nach Osten durchschneidend, in ziemlich gerader Richtung vom Jaffathor nach dem Haram hinläuft. Jerusalem zerfällt in vier Haret oder Quartiere, die nach den Confessionen benannt werden, indeß ohne daß jetzt die Bekenner des einen Glaubens noch gehindert wären, sich im Bereich der Andersgläubigen anzusiedeln. Diese Quartiere sind: das mohammedanische, welches die ganze Osthälfte Jerusalems umfaßt, in dem aber auch viele Christen und Juden wohnen; das Christenviertel, welches die nordwestliche Ecke der Stadt einnimmt; ferner das armenische Quartier im Südwesten, endlich das Haret El Jahud, im Süden zwischen den Armeniern und den Mohammedanern. Im mohammedanischen Viertel liegen: der alte Tempelplatz, jetzt Haram Esch Scherif, das fürstliche Heiligthum, genannt, die sogenannte Via Dolorosa, der Teich Bethesda und die Kaserne, neben welcher der Pascha seine Amtswohnung hat; im christlichen: die Grabeskirche, der Hiskiasteich, die Wohnungen des evangelischen Bischofs, des lateinischen und des griechischen Patriarchen und das Salvatorkloster; im armenischen die Citadelle, eine zweite Kaserne, die protestantische Kirche und das Jakobskloster, in welchem der Bischof der Armenier residirt. Das Judenquartier zeichnet sich durch eine große schöne Synagoge, die indeß noch unvollendet ist, und, wie zu erwarten, durch besonders penetranten Gossen- und Knoblauchsduft aus.

Thore besitzt Jerusalem sieben, doch sind davon gegenwärtig nur vier offen. Das Jaffathor, aus dem man nach Bethlehem geht, befindet sich an der Westseite, hart neben der Citadelle. Da man vor ihm die beste Gelegenheit hat, sich von dem im Sommer fast alle Nachmittage wehenden Westwind kühlen zu lassen, so geht die fränkische Welt hier viel spazieren, und so ist hier auch ein Kaffeehaus entstanden, in dem man sitzen kann, ohne sich ekeln zu müssen. Die Araber nennen es Bab El Chalil, das Thor des Freundes, das heißt zunächst Abrahams, in welchem der Koran wie die Bibel den speciellen Freund Gottes erblickt, dann aber bedeutet El Chalil zugleich die Stadt Hebron, wo der Patriarch Israels begraben sein soll, und wohin man über Bethlehem zu reisen pflegt. Einige hundert Schritt nördlich von diesem Ausgang öffnet sich das Damaskusthor, ein stattlicher Spitzbogen, der nach den kleinen Säulen, von deren Kapitälern er sich erhebt, arabisch Bab El Amud, Säulenthor, genannt wird. Nicht fern von der Nordostecke der Stadt folgt das kleine jetzt verschlossene Herodesthor, welches die Eingebornen mit dem Namen Bab Es Sahira, d. i. Thor der Wächterin, bezeichnen. Auf der Ostseite befindet sich zunächst das Stephansthor, welches bei den Mohammedanern Bab Es Sebat, Thor der Stämme, bei den arabischen Christen aber, weil von hier die Pfade nach dem angeblichen Grabe der Jungfrau Maria hinabführen, Bab Es Sitti Mirjam heißt. Seine Außenseite schmücken vier steinerne Löwen in Hautrelief, weshalb einige ihm auch den Namen Löwenthor geben. Geht man von hier weiter nach Süden, so gelangt man nach etwa 150 Schritten an das Goldthor, arabisch Bab Er Rachmeh, Thor der Barmherzigkeit, einen byzantinischen Doppelbogen mit schönen Säulen, dessen Oeffnung jetzt vermauert ist, da es direct auf den alten Tempelplatz führt und die Moslemin die Sage fürchten, es werde durch dasselbe einst ein König einziehen, welcher die Stadt und von hier aus die ganze Welt zu beherrschen bestimmt sei — wohl ein zum Mythus gewordener Nachhall des Gebrauchs der Kreuzfahrerkönige, nach welchem durch dieses Thor die all-

jährliche Palmsonntagsprocession in die Stadt zog. Auf der Südseite der Mauer befindet sich das jetzt gewöhnlich verschlossene Misthor, an der Südwestecke endlich das Zionsthor, welches nach dem sogenannten Grabe Davids führt und darum von den Arabern Bab En Nebbi Dand, Thor des Propheten David, genannt wird.

Erwähnenswerthe öffentliche Gebäude weltlicher Art hat Jerusalem mit Ausnahme des neuen österreichischen Pilgerhauses, von dem später zu sprechen sein wird, und der Citadelle nicht aufzuweisen. Letztere zeigt, namentlich an dem dicken viereckigen Hauptthurm, in gewaltigen Quadern Spuren hohen Alterthums und ist sehr wahrscheinlich der Thurm Hippicus des Josephus. Die Mönche sehen in ihr den „Thurm Davids" und wissen sogar von einem der Gemächer, daß es jenes ist, wo der Anblick der badenden Bathseba den alten lüsternen Sultan zu dem bekannten Schurkenstreich gegen Uria veranlaßte.

Die Hütten der Aussätzigen, die hier erwähnt werden mögen, befinden sich an der inneren Seite der Stadtmauer zwischen dem Zions- und dem Misthor. Es sind etwa fünfzehn niedrige, aus Mörtel und Steinbrocken zusammengeklebte Geniste ohne Fenster und kaum hoch genug, um darin aufrecht stehen zu können. Sie waren bei meiner Anwesenheit von ungefähr dreißig Kranken bewohnt, die nur von milden Gaben lebten. Eine Absperrung findet nicht statt, da ihre Krankheit nicht der Aussatz des Alterthums, sondern — so behauptete wenigstens unser schlesischer Doctor, der nach einem lateinischen Zeugniß des katholischen Patriarchen mehrere mit Erfolg behandelt hätte — nur eine besonders grauenvolle tertiäre Syphilis ist, und so sieht man sie nicht bloß vor ihren Behausungen, sondern auch in anderen Gegenden der Stadt, namentlich an dem Wege, der nach Gethsemane hinabführt, und vor dem Jaffathor ihre gräßlichen Wunden und ihre verstümmelten Glieder zeigen.

Wenn ich jetzt das geistliche Gebiet, das romantische Jerusalem, die Legendenorte betrete, welche die Mehrzahl der Reisenden hierher ziehen, so muß ich um Entschuldigung bitten, wenn ich nicht voll-

ständig bin. Der Wust unsinniger Einfälle, der sich um die einzig feststehenden Alterthümer der heiligen Geschichte, den Oelberg und den Tempelplatz, im Lauf der Jahrhunderte abgelagert hat, ist zu abgeschmackt, als daß er hier ganz abgebildet werden könnte. Man weiß, daß die Urchristen noch nicht dahin gelangt waren, Abgötterei mit Holz und Stein zu treiben, daß das Aufsuchen der heiligen Orte und die Legendenbildung erst mit der Wallfahrt der Mutter Konstantins begann, daß die meisten Traditionen sogar erst im fünfzehnten Jahrhundert, manche erst im sechzehnten auftauchten. Dazu kommt, daß sehr viele dieser Ueberlieferungen sich an kleinliche Dinge hängen, daß man mit ihrer Erfindung log, nur um dem Pilger alles zeigen zu können, wonach zu fragen ihn etwa gelüsten möchte. Möglich, daß dazu noch Hallucinationen aufrichtiger Schwärmer traten, keineswegs undenkbar, daß man mehr und mehr heilige Stätten schuf, um mehr und mehr Geld herauszuschlagen.

Der moralische Geruch von El Kods in dieser Hinsicht verlangt, um ohne Uebelkeit vertragen zu werden, noch stärkere Nerven als der physische. Nimm die plumpe Einfalt eines lateinischen, die maßlose Geldgier eines griechischen Mönchs, die Leichtgläubigkeit eines levantinischen Pilgers, die Jesuitenpolitik der hiesigen Patriarchen und Bischöfe, setze eine römische Ablaßbulle hinzu, destillir's über der Gluth des frommen Feuerwerks, welches die griechische Kirche jeden Ostersonnabend am heiligen Grabe abbrennt, rühre das Gebräu mit einem der Bankbeine um, mit denen sich bei dieser Gelegenheit die rechtgläubigen Hadschis zu prügeln pflegen, und schütte, wenn es siedet, Chateaubriandsche Poésie des tortures und Lamartinesche Empfindsamkeit hinzu, so hast du das Bouquet dieser Wunderwelt.

Man würde darüber keine Worte verlieren, wenn nicht auch Protestanten von Ruf und Ansehen, wie Strauß und Schubert, sich an diesem Bouquet erfreut hätten. Einem Herrn v. Prokesch vergiebt man mit mancher andern seltsamen Bemerkung seiner vielbelobten Reisebeschreibungen auch die, wo es heißt, der Glaube

thue hierin das Meiste, und einige Klaftern zur Rechten oder Linken wollten nichts bedeuten; es sei „höchst wahrscheinlich, daß die Nachweisung der heiligen Stellen von den ersten Christen ihren Kindern überliefert wurde.“ Er darf als guter Katholik und Oesterreicher selbst die Tradition glauben, nach welcher der Jünger Johannes der Mutter Gottes alle Morgen auf dem Zion die Messe las. Einem Protestanten sind Ausbrüche einer Begeisterung, die auf ähnlicher Auffassung der Verhältnisse ruht, nicht zu vergeben. Er hat an die Aeußerlichkeiten das Maß der Kritik zu legen und sich im Uebrigen an das Innere, als das allein Wesentliche und Nützliche, zu halten. Wer dafür eine Autorität braucht, der höre, was Doctor Luther von der größten der Jerusalemer Reliquien sagt:

„Was können wir für ein ander heilig Grab verstehen, denn die heilige Schrift, darinnen die Wahrheit Christi, durch die Papisten getödtet, ist begraben gelegen, welches die Böttel (Bettelorden) und Ketzermeister behüt' und bewahrt haben, daß kein Jünger Christi komme und stehle sie? Denn nach dem Grab, da der Herr eingelegen hat, welches die Sarazen inne haben, fragt Gott gleich so viel als nach allen Kühen von Schweiz.“

Wir werden uns ähnlich ausdrücken. Das wahre Grab Christi ist dem Protestanten das Mittelalter, seine wahre Auferstehung die Reformation. Das heilige Grab in Jerusalem hat für ihn keine höhere Bedeutung als das Grab Mohammeds in Medina, ja dem letzteren kommt sogar der Vorzug größerer Echtheit zu.

Ich sehe von den auch für den gläubigen Pilger wenig wichtigen Legendenorten ab und erwähne nur, daß man außer den Häusern verschiedener Apostel, mehrerer heiliger Weiber der Evangelien, der Hohenpriester Kaiphas und Annas, außer dem Bad der Bathseba, der Ecke, wo Jesus am ersten Palmsonntag vom Esel stieg, der Stätte, wo Jacobus enthauptet wurde, auch den Ort, wo Maria bei ihrer Himmelfahrt den Gürtel fallen ließ, das Haus des reichen Mannes im Gleichniß und — sicher ein schlechter Witz, der sich im Lauf der Zeiten buchstäblich petrificirte — einen

jener Steine zeigt, die schreien sollten, falls die Menschen schwiegen. Wahrhaftig, man muß sich wundern, daß nicht auch noch der Materialwaarenladen, wo die fünf klugen Jungfrauen der Parabel ihr Oel besorgten, und der Stall des Kalbes, welches dem verlorenen Sohne bei seiner Rückkehr geschlachtet wurde, vorhanden sind und von andächtigen Pilgern auf den Knieen umrutscht und geküßt werden.

Der Mittelpunkt aller dieser Raritäten ist die sogenannte Via Dolorosa mit ihrem Endpunkte, dem Orte, wo Christus starb und begraben ward, oder wie Freund Wachtmeisterchen aus dem Hospiz sich allmählich zu sagen gewöhnte, gestorben und begraben worden sein soll. Die Via Dolorosa ist eine Straße, die an der Kaserne, bei welcher der Pascha seine Amtswohnung hat, beginnend in ziemlich gerader Richtung nach der Grabeskirche hinanläuft. Die Kaserne bezeichnet die Stelle des Richthauses, wo das erste „Kreuzige ihn!" ertönte. Weiterhin zeigen die Mönche den Ort, wo man Jesu das Kreuz auflegte. Dann folgt eine kleine Kapelle der Lateiner, die auf der Stätte erbaut ist, an der ihn die Kriegsknechte geißelten. Ein Stück weiter überwölbt die Straße ein Spitzbogen, mit einem winzigen Häuschen, nach der Legende die Stelle, wo der Pilatus der Vulgata das „Ecce Homo!" ausrief. Dann kommen: der Ort, an welchem Jesus, unter der Last des Kreuzes zusammenbrechend, sich an ein Haus lehnte und hier — selbstverständlich für eine Mönchsphantasie — den Eindruck seiner Schulterblätter zurückließ; der Ort, wo ihm, dem abermals Fallenden, Sancta Veronica ihr Taschentuch reichte, damit er sich den Schweiß abtrockne, bei welcher Gelegenheit bekanntlich ein Abbild von ihm auf dem Tuche zurückblieb, endlich der Ort, wo er zu den weinenden Frauen sagte: „Weinet nicht über mich, sondern über euch und euere Kinder." Alle diese Punkte sind von der Andacht der Hadschis mit Millionen von Küssen bedeckt, einige dadurch förmlich ausgetieft worden.

Die Grabeskirche ist um vieles schöner und großartiger, als ich mir sie vorgestellt. Sie besteht aus drei Hauptabtheilungen, von denen die erste das Grab, die zweite die Kreuzigungsstätte

Christi, die dritte den Ort, wo Helena die Kreuze gefunden, umschließt. Vor dem Thor befindet sich ein mit gelblichen Steinplatten gepflasterter Platz, der rechts und links von den Mauern der Klöster eingefaßt ist, welche an die Kirche stoßen, und auf dem Händler mit Wachslichtern, Jerichorosen, Rosenkränzen und allerlei Perlmutterschnitzwerk — Nachkommen der Handelsleute, welche Jesus aus dem Tempel jagte — ihre Waaren anzupreisen pflegen. Zwei Portale, von denen das eine jetzt vermauert ist, und über denen sich zwei gleich große und gleich geformte, jetzt ebenfalls mit Steinen geschlossene Fenster befinden, schmücken mit ihren von kleinen Säulen getragenen Rundbogen die Façade. Das flache Dach überragt eine große und weiter zurück eine kleinere und spitzer zulaufende Kuppel, während sich zur Linken ein halb eingefallener Glockenthurm und ganz im Hintergrunde das Minaret einer Moschee erhebt. Die Pforte der Kirche wird jeden Tag auf einige Stunden geöffnet, der Eintritt ist gegenwärtig frei. Das Wächteramt an der Thür versehen mohammedanische Stadtbürger aus gewissen Familien, die in einer großen Nische links vom Eingang zu sitzen pflegen, ihren Tschibbuk rauchen, Kaffee trinken oder sich mit einem Brettspiel unterhalten.

Einige Schritte von hier steht man vor der ersten Reliquie dieses größten Reliquienschreins der christlichen Welt. Es ist eine röthliche Marmorplatte, auf welcher die Salbung des Gekreuzigten durch Joseph von Arimathia stattgefunden haben soll. Leuchter mit dicken Wachskerzen und acht Hängelampen werfen ihr Licht auf den Stein. Wenden wir uns von hier zur Rechten, so gelangen wir an eine Treppe, welche auf den Hügel Golgatha führt, wenden wir uns zur Linken, so kommen wir an das heilige Grab. Der Gipfel des Golgatha ist überbaut und in eine Kirche verwandelt, die durch weiße Marmorsäulen in zwei Hälften geschieden wird. Die nördliche Hälfte umfaßt die Stelle, wo man Jesus ans Kreuz heftete, die südliche den Ort, wo die drei Kreuze aufgestellt wurden. In beiden Abtheilungen brennen an hundert Kerzen und Ampeln.

Ueber der Vertiefung, in welcher das Kreuz Christi stand, hat man eine Silberplatte mit der griechischen Inschrift: „Hier bewirkte Gott, unser König, vor Jahrhunderten das Heil im Mittelpunkt der Erde" befestigt. Zu beiden Seiten erblickt man die Löcher, wo die Kreuze der Schächer sich befanden, und dahinter schimmert ein mit Silberblech beschlagener Altar. Nicht fern von dem Punkt, an welchem das Kreuz des linken Schächers eingelassen war, macht der Mönch, der dem Pilger als Cicerone dient, auf den beim Verscheiden Jesu entstandenen Riß aufmerksam, der bis zum Centrum des Erdballs hinabgeht und die Bestimmung hat, beim jüngsten Gericht die Lämmer von den Böcken zu scheiden. Der Raum unter der Kreuzigungskirche ist ebenfalls durch eine Scheidewand in eine südliche und eine nördliche Hälfte getrennt, von denen die erstere zu einer Art Sakristei für die griechischen Geistlichen eingerichtet ist, welche hier den Dienst versehen. Die andere Abtheilung ist eine Kapelle des Evangelisten Johannes. Hier stand, so versichert unser Frater, das Grab Melchisedeks, des Priesterkönigs von Salem, und hier wurde von einem glücklichen Reliquiensucher der Schädel Adams gefunden. Vor der Kapelle aber lagen einst in ihren Steinsärgen die Kreuzfahrerkönige Gottfried von Bouillon und Balduin der Erste. Bei der Eroberung Jerusalems durch die Chowaresmier wurden die Sarkophage zerstört, und jetzt sind nicht einmal die Grabschriften mehr vorhanden.

Betritt man durch das Pförtchen neben der Treppe zur Kreuzigungskirche den halbrunden dunklen Gang, der die Ostseite des innern Kirchenbaues umgiebt, so öffnet sich nach einigen Schritten rechts eine Kapelle, in welcher unter dem Altar ein Stück der Säule steht, an der man dem Heiland die Dornenkrone aufsetzte. Ihr Material ist grauer, schwarzgesprenkelter Marmor. Eine kleine Strecke weiter führt, ebenfalls auf der rechten Seite des Ganges, eine Thür auf eine Treppe von dreißig Stufen, auf denen man in eine ziemlich geräumige Felsengrotte hinabsteigt. Eine Kapelle bezeichnet hier die Stelle, wo die heilige Helena betete, als ihre Leute nach dem

Kreuz Christi suchten, und rechts von da, noch elf Stufen tiefer, steht ein Altar über dem Ort, wo jenes kostbare Kleinod sammt den Kreuzen der beiden Schächer, der Dornenkrone, den Nägeln u. s. w. endlich gefunden wurde. Ein hier aufgehangenes Kreuz hat die genaue Größe des wirklichen, welches letztere von Helena nach Konstantinopel gesandt wurde und dort verloren gegangen ist.

Die Treppe empor auf den Rundgang zurückgekehrt, trifft man, immer zur Rechten, die kleinen Kapellen der Kleidertheilung und des Kriegsknechtes Longinus, der die Seite Christi mit dem Speer durchstach und, später bekehrt, hier Jahre lang als Büßer lebte. Alle diese Kapellen und Kapellchen sind, je nach der Wichtigkeit, die sie in der Legende einnehmen, mit einer größern oder geringern Zahl Lampen, die meisten auch mit Bildern ausgestattet, von denen indeß keines irgend welchen Kunstwerth hat, wie denn die Malerei in diesem ganzen Complex von Kirchen auffallend übel vertreten ist.

Steigen wir, um zum innern Hauptbau zu gelangen, in der Mitte des Hufeisens, welches der Rundgang bildet, die halbzirkelförmigen Stufen empor, die der Kapelle der Kleidertheilung gegenüberliegen, so kommen wir in das sogenannte Katholikon oder Griechenchor, den prächtigsten Theil des ganzen Baues, und zwar in den Raum, wo hinter der Ikonostasis der Altar steht. Zwei Thüren führen rechts und links von jener Wand in das Schiff, in dessen Mitte ein auf dem Boden angebrachter Stern von farbigen Steinen den Nabel der Erde bezeichnet. Die Zierrathen der Wände sind ein Gemisch von byzantinischem Stil und sarazenischen und altklassischen Mustern. Gold und Silber, Bronze und Marmor sind bis zur Ueberladung verwendet. Schnitzwerk und schöngemusterte Gitterthüren, zahlreiche Ampeln, überreich verzierte Riesenleuchter mit Kerzen von Mannsdicke, Rundbogen auf Pilastern mit korinthischen Kapitälern, Bündel gestreifter Säulen, lange Galerien bunter Heiligenbilder mit strahlenden Glorien um die dunkelbraunen Mumiengesichter, Reihen von Muscheln und Adlern, ein mächtiger moderner Kronleuchter, Evangelienpulte, rechts und links an den Wänden geschnitzte Stühle

für den Klerus, zwei hochragende Throne für die obersten Würdenträger desselben, zierlich durchbrochen und neugothischen Anspuz mit dem massivern Grundbau im italienischen Stil verbindend, lassen das Ganze eher wie den Thronsaal eines Königspalastes als wie eine Kirche erscheinen.

Durch drei hohe Portale tritt man an der Westseite dieser Abtheilung in die große Rotunde der Grabeskirche. Sechzehn Pfeiler bilden die Rippen des Rundbaus und haben zwischen sich siebzehn Arkaden, welche sich in einer Galerie darüber wiederholen und sich oberhalb der Hohlkehle als Nischen fortsetzen. Auf den Zwischenwänden der letztern ruht die in decorirte Felder abgetheilte, schon seit mehreren Jahren schadhafte Kuppel, die in der höchsten Mitte durch eine kreuzförmige Oeffnung das Tageslicht hereinfallen läßt. Unmittelbar unter dieser Oeffnung befindet sich die Kapelle, welche das heilige Grab umschließt: ein längliches Viereck, das mit röthlich weißem Marmor überkleidet, ringsum mit Pilastern und andern Zierrathen im Rokokostil geschmückt und oben mit einer durchbrochenen Brüstung versehen ist, hinter welcher eine kleine Kuppel herausschwillt. Die ganze Kapelle hat etwa fünfzig Schritt im Umfang und ungefähr fünfundzwanzig Fuß Höhe, sieht aber troz dieser Größe in der mächtigen Rotunde fast wie ein Schränkchen aus. Der Eingang, zu welchem Stufen emporführen, und vor welchem rechts und links Steinbänke angebracht sind, ist auf der Ostseite, dem Griechenchor zugekehrt. An der Westseite ist ein Altar angebaut, welcher den Kopten gehört und durch seine Aermlichkeit sehr gegen den Reichthum der Façade absticht. Vor der Thür der Kapelle hängen Reihen von Ampeln, stehen sechs hohe Silberkandelaber. Ueber der Kuppel schweben zwei schiefhängende Seidenpaniere von blauer Farbe, auf welche weiße Sterne gestickt sind.

Das Innere der Kapelle, deren Wände mehr als zehn Fuß Dicke haben, ist in zwei Kämmerchen geschieden, von denen die vordere die Stelle umfaßt, wo der Engel den heiligen Frauen erschien und ihnen zurief: „Warum suchet ihr den Lebendigen bei den Todten?“ —

Worte, die er noch jetzt jedem Protestanten zuruft, der sich hier erbauen will, und die ich als Inschrift über die Thür der Kapelle setzen würde, wenn ich hier zu befehlen hätte. Hier bereiten sich die Pilger, indem sie den Abdruck küssen, den das Hintertheil des Gottesboten auf einem Felsblock zurückgelassen, auf den Eintritt in die zweite Abtheilung vor, welche das Grab enthält. Dieses ist ein längliches Viereck von ungefähr sieben Fuß Länge und sechs Fuß Breite, welches fast zur Hälfte von einem weißen Marmorsarkophag eingenommen wird, sodaß daneben nicht mehr als vier bis fünf Menschen Platz haben. Ueber dem Steinsarg, der in der Mitte einen Riß hat, stehen auf einer Art Sims goldne und silberne Leuchter mit geweihten Kerzen, sowie Vasen mit Blumen, und über dem Sims wieder hängt ein durch vergoldetes Gitterwerk vor Berührung geschütztes Gemälde der Auferstehung, welches von einem Maler der spanischen Schule zu sein scheint. Von der Decke des Gemachs schweben achtundvierzig Ampeln von edlem Metall, durch die Wappen Oesterreichs, Spaniens und andrer katholischer Mächte als Geschenke des Abendlandes bezeichnet und immer brennend erhalten, an Ketten bis auf Mannshöhe herab. Alle Eintretenden werden von dem diensthuenden Priester mit Weihwasser besprengt, die Griechen und die übrigen orientalischen Christen ziehen vor der Thür die Schuhe aus, befestigen auf dem Sargdeckel kleine Opferkerzen und bedecken das Grab mit Küssen.

Geht man von der Grabeskapelle durch die Arkaden des nördlichen Theils der Rotunde, so gelangt man in eine den Franciskanern gehörende dunkle Kapelle, welche eine Orgel besitzt, und auf deren Fußboden ein grauer Marmorstern die Stelle angiebt, wo der Auferstandene der Maria von Magdala als Gärtner erschien. Gleich daneben befindet sich, drei Stufen höher, der Ort, wo er seiner trauernden Mutter erschien. Außerdem wird hier hinter einem Gitter die andere Hälfte der Säule verwahrt, an der Christus gegeißelt wurde. Neben dem Gitter steht ein Stock, mit dessen silbernem Knopf die Pilger durch ein Loch die Säule berühren, worauf sie den Knopf

küssen. Nicht weit von hier endlich trifft man die Nische, welche das Gefängniß des Herrn genannt wird, da man ihn hier so lange in Verwahrung hielt, bis das Loch zur Aufstellung des Kreuzes gegraben war.

Damit ist das Kirchen- und Kapellenconglomerat der Grabeskirche noch lange nicht erschöpft; denn es sind noch eine beträchtliche Anzahl von Heiligthümern zweiten und dritten Ranges außen an die Mauern gebaut, darunter eine Kapelle, wo Maria und Johannes der Kreuzigung zusahen, eine Jacobskapelle, eine Kapelle der vierzig Märtyrer und sogar eine Kapelle über der Stelle, wo Abraham den Isaak opfern wollte. Man sieht, die Mönche haben nichts vergessen, was zu der Passions- und Auferstehungsgeschichte in irgend welcher näheren oder entfernteren Beziehung steht. Nur das Wichtigste haben sie nicht bedacht: daß nämlich die Lage nicht die echte sein kann, da die Kirche an einem Punkte steht, der von der zweiten Mauer des Josephus eingeschlossen wurde, Kreuzigungsstätte und Grab Christi aber sowohl nach dem Referat des Matthäus- als nach dem Johannesevangelium sich außerhalb der Stadt befanden.

Wäre dies aber auch zu widerlegen, so müßte immer noch entweder die Kreuzigungsstätte oder die des heiligen Grabes unecht sein. Beide liegen hart neben einander, unter einem und demselben Dache, die erstere auf dem Golgathahügel, die andere am Fuß desselben. Joseph von Arimathia aber kann unmöglich sein Erbbegräbniß unmittelbar unter der Schädelstätte Jerusalems haben ausbauen lassen. Oder legte etwa einer der vornehmen frommen Freunde derer, die heutzutage noch für die Echtheit beider Orte schwärmen, seine Familiengruft unter dem Rabenstein, ja auch nur in der Nähe desselben an?

Gleich mißlich wie mit der Echtheitsfrage steht es mit der Beantwortung der Frage nach dem sittlichen Einfluß dieser versteinerten Passionsgeschichte auf die Pilgerschaaren, die alljährlich hier Ostern halten. Gewiß übt der Ort auf die Phantasie und das Gefühl des Rechtgläubigen eine starke Wirkung. Uns Andern

erscheint er nur als ein gutes Bild des romantischen Geistes. Mystisches Halbdunkel, eine Menge heiliger Winkel und Winkelchen, ein Durcheinander von allerlei Baustilen, eine unendliche Fülle von Ampeln, Lampen und Leuchtern, Thronen, Altären, Grotten, großer Reichthum an edlen Metallen, Armuth an wirklichen Kunstwerken, Hervorhebung von Blut und Martern, der Länge nach auf den Boden hingestreckte Beter, Weihrauchswolken, Kerzen tragende, Kyrie singende Mönchsprocessionen, die stereotyp andächtigen Gesichter der langhaarigen bärtigen Popen und Diakonen, die in schweren Brokat gehüllten Bischöfe und Patriarchen, das unablässige Hymnengenäsel, das Weihwasserwedeln und Hosianna, das Halleluja und Amen der verschiedenen Religionsparteien — in der That, lauter Züge einer Zeit, die in unserm Norden längst verschwunden ist. Betrachten wir sie als ein Ueberwundenes, so empfindet der Hadschi des Ostens noch lebhaft ihre Magie. Für ihn geschehen noch Wunder, ihm wird das Heil noch heute wie auf der Schüssel entgegengebracht, er wird noch durch das bloße Anschauen des Zeugnisses von der Erlösung selig. Auf sein Gewissen aber hat dieser Zauber nicht den leisesten Einfluß.

Jedes Osterfest ist davon Zeuge. Die griechische und armenische Geistlichkeit vermiethet in dieser Zeit die ihr gehörigen Plätze in der Kirche*) an die Pilger zur Nachtherberge, und so sind in den Ostertagen alle ihre Kapellen, Arkaden, Gänge und Emporkirchen mit Betten und Schlafteppichen, liegenden und kauernden Menschengruppen, Männer, Frauen und Kinder durcheinander, bedeckt. Die Ursache davon ist nicht sowohl im Mangel an Raum

* Den Lateinern gehören: der größte Theil der Rotunde des heiligen Grabes, die Kapellen der Maria und der Maria Magdalena, der Salbungsstein, die Kapelle der Kreuzfindung und die, wo Jesus mit Dornen gekrönt wurde. Griechischer Besitz sind das Katholikon und die Orte, wo Christus vor der Kreuzigung verweilte, armenischer eine Galerie der Rotunde, die Helenenkapelle und die Stätte der Kleiderverlosung. Die Syrer besitzen eine kleine Kapelle unter der westlichen Galerie der Rotunde, die Kopten nur den erwähnten dürftigen Altar an der Westmauer der Kapelle des heiligen Grabes, welche letztere allen Confessionen gehört.

in den Klöstern und andern Herbergen, als vielmehr in dem Glauben zu suchen, daß der Schlaf an der heiligen Stätte einen besonders wohlthätigen Einfluß auf die Naturen habe, daß er z. B. — unfruchtbaren Ehen zu Kindern verhelfe. Ich enthalte mich, näher zu bezeichnen, was der Aberglaube der Pilger in Folge dessen hier für erlaubt, ja gerathen hält.

Ein anderes Motiv, die Nacht in der Kirche zuzubringen, ist, daß man sich bei Zeiten eines guten Platzes versichern will, wenn zu Ende der Osterceremonien das heilige Feuer erscheint.

Die Feierlichkeiten der Charwoche beginnen mit dem Palmsonntag, wo alle Confessionen, grüne Palmenzweige in den Händen, sich in der Kirche versammeln, um sich von ihren Priestern den Segen spenden zu lassen. Dann folgt am Gründonnerstag die Fußwaschung, die auf einer Tribüne vor der Kirche von der hohen Geistlichkeit an zwölf Greisen vollzogen wird. Tags darauf feiern die Lateiner ihr Hauptfest. In großer Procession ziehen sie durch den ganzen Bau, auch durch die den Griechen gehörenden Heiligthümer, singen vor dem Grabe die Lamentationen und das Miserere, halten an jeder der Kapellen des Rundgangs, um eine der Predigten zu hören, die an diesem Tage in sieben Sprachen die Passion schildern, und führen zuletzt auf dem Golgatha die Kreuzigung auf, wobei eine hölzerne Gliederpuppe ans Kreuz geschlagen, wieder abgenommen, auf den Salbungsstein gelegt und zum Schluß in das heilige Grab gebracht wird. Da die Griechen dieses Schauspiel gewöhnlich zu stören suchen, so schickt der Pascha eine Abtheilung seiner Soldaten zum Schutz der Procession, aber trotzdem kommt es in der Regel zu Zank und Schlägereien. Der große Tag der orientalischen Kirchen, der Griechen, Armenier, Syrier und Kopten ist der Ostersonnabend mit der Posse des heiligen Feuers.

Die Legende erzählt darüber Folgendes: Der Bischof Narcissus in Jerusalem befahl einst am Ostersamstag seinem Diakon alle Lampen in der Grabeskirche auszulöschen, weil sie später von himmlischen Flammen wieder entzündet werden sollten. Als jener ent-

gegnete, es sei kein Oel in den Lampen, gebot ihm der Bischof, Wasser hineinzugießen. Dies geschah. In der Nacht aber wurde das Wasser zu Oel, und die Dochte entzündeten sich von selbst an Blitzen, die durch die Decke hereinzuckten. Dieses Wunder erneuerte sich bis auf die Kreuzzüge alljährlich, blieb aber dann wiederholt längere Zeit und zuletzt ganz aus. Da hierdurch ein Reiz zum Besuch des heiligen Grabes wegfiel, so machte man das Wunder fortan mit Schwefelhölzchen und bengalischen Flammen, und noch jetzt schlägt es jeden Ostersonnabend gegen zwei Uhr zu großer Erbauung der Rechtgläubigen aus den Löchern in den Wänden der Engelskammer heraus. In der Regel entzündet es dann nicht bloß die Kerzen, welche die Pilger daran halten, sondern auch die Köpfe derselben, und es giebt eine Prügelei, die an Furie ihres Gleichen sucht.

Auch das Jahr 1859 war keine Ausnahme von der Regel. Die Kirche war, wie mir erzählt wurde, zum Ersticken voll von Hadschis. Jeder hielt wie gewöhnlich sein Bündel gelber Wachskerzen in der Hand, des Augenblicks gewärtig, wo das Feuer sich zeigen sollte. Einzelne Gruppen schrien gen Himmel um baldige Herabsendung der heiligen Gluth, andere, prosaischere Gemüther, wendeten sich mit ungeduldigem „ἀρχενίσω, γόθια", — fang' an, Feuer! an die richtigere Adresse, den Bischof, der den Patriarchen vertrat. Weiber lagen in Ekstase auf dem Boden, andere tanzten, bankweise schlug man seine Doppelkreuze, jauchzte und klatschte im Takt mit den Händen. Jeder einigermaßen Robuste hoffte der erste mit Anzündung seines Kerzenbündels zu sein, da man glaubt, daß ein solcher lange lebe und nach dem Tode nicht verdammt werden könne, weshalb man sich auch mit dem Feuer Kreuze auf Leinwand sengt, aus welcher dann Sterbehemden gemacht werden.

Alles war in gespannter Erwartung, als plötzlich an einem Pfeiler der Rotunde ein heftiger Wortwechsel losbrach. Es war der Pfeiler, der den Griechen und Armeniern zugleich gehört. Man hatte hier wie an den andern ein Bret angebracht, das einer ge-

wissen Anzahl von Pilgern zum Sitzen vermiethet wurde. Als gemeinschaftliches Eigenthum der beiden Kirchen sollte es nach Uebereinkunft mit ebensoviel Griechen als Armeniern besetzt werden. Die Griechen aber hatten einen Mann mehr darauf gebracht, und als die Armenier sich darüber beschwerten, wurde ihnen erst mit Schimpfreden, dann mit Faustschlägen geantwortet. Sie blieben die Erwiderung nicht schuldig. Nebenstehende nahmen für sie, andere für die Gegner Partei, und bald hallte die ganze Kirche von mächtigen Flüchen und Hieben wieder. Man schlug sich mit zerbrochenen Bretern, mit Bankbeinen, die aus der Kapelle der Magdalena geholt wurden, dem Gerüchte nach sogar mit Altarleuchtern. Mehrere wurden schwer, einer tödtlich verwundet, und nicht eher nahm die Rauferei ein Ende, als bis türkisches Militär in die Kirche drang. Die Soldaten verfuhren anfangs schonend, indem sie nur die Rotunde zu räumen suchten. Als aber ein wüthender Grieche ihren Offizier mit seinem Knüttel traf, gebrauchten sie Kolben und Bayonnet, und so gab es noch verschiedene schwere Verwundungen.

Dieser Vorfall wurde mir von Wachtmeisterchen erzählt, als wir uns eben dem Ausgang wieder näherten, wo das steinerne Sopha für die mohammedanischen Wächter steht. Ich hatte ihnen beim Eintritt einen ziemlich vornehmen Blick zugeworfen. Jetzt hätte ich lieber die Augen niederschlagen mögen. In ihrer Kaabah fällt kein heiliges Feuer, raufen sich keine Secten, treibt man keine Possen mit Gliederpuppen. Sie haben nach ihrer Erfahrung Recht, wenn sie, von uns redend, sich des Ausdrucks bedienen: „Adschallak Nusrani" — mit Verlaub zu sagen, ein Christ! Und man wird ihnen nicht zu sehr zürnen dürfen, wenn sie für diese „Keniset El Kijame" (Kirche der Auferstehung) die Bezeichnung „Keniset El Kumame" (Kirche des Unraths) passender finden.

Die Geistlichkeit, welche in den verschiedenen Abtheilungen der Grabeskirche functionirt, wohnt in zwölf Klöstern, unter denen das lateinische Franciskanerkloster St. Salvator, das große griechische, in welchem der Patriarch mit fünf Bischöfen, zehn Archi-

mandriten und etwa hundertdreißig andern Klerikern seinen Sitz hat, und das den Armeniern gehörige Jakobskloster, welches das größte der Levante ist, den ersten Rang einnehmen. Frauenklöster haben nur die Lateiner, die Armenier und die Griechen, und zwar besitzen die letztern sechs dieser Anstalten in der Stadt.

Die Juden haben außer der erwähnten großen Synagoge eine Anzahl kleiner, in denen jeden Tag viermal Gottesdienst gehalten und in der Zwischenzeit fleißig Talmud studirt wird. Die Mohammedaner besitzen sechs große und drei kleine Moscheen, von denen mehrere einst Kirchen waren. Mit der einen, der Manlanijeh, ist ein Derwischkloster verbunden, welches indeß bei meiner Anwesenheit nur noch einen Bewohner hatte. Die beiden größten und schönsten, die Sakrah und Aksa, befinden sich auf dem Haramplatz, der Stelle, wo der Tempel stand, und sind Juden und Christen in der Regel unzugänglich. Ein günstiger Zufall erlaubte mir, sie zu besuchen, und so werde ich sie in einem spätern Kapitel schildern.

Reste aus den Tagen der Kreuzfahrer sind in der Ruine der Annenkirche, sowie in den Trümmern des Johanniterkonvents vorhanden. Die Annenkirche liegt auf Bezetha und ist eine kleine Basilika mit Thüren und Fenstern in Spitzbogenform. Sie gehörte bis 1856, wo sie die Franzosen dem Sultan abdrangen, der mohammedanischen Secte der Schafeiten. Der Johanniterkonvent befindet sich nicht fern von der Grabeskirche und besteht aus einem jetzt vermauerten Rundbogenportal und Resten von palastartigen Gebäuden, die einen mit Kaktusstauden und Unkraut bewachsenen Hof umgeben.

Echte Alterthümer aus Christi Zeit glaubt man mit mehr oder minder Recht in den Mauern, welche den Haramplatz einschließen, und in einigen Wasserbehältern sehen zu dürfen. Daß das längliche Viereck des genannten Platzes die Area des alten Tempels darstellt, leidet keinen Zweifel. Die Maße entsprechen im Allgemeinen denen des Josephus, und einzelne Theile der Umfassungsmauer, die im Osten und Süden zugleich Stadtmauer ist,

lassen sowohl durch die Größe ihrer Quadern, wie durch die Art, in der sie behauen sind, d. h. durch die Fugenränderung ihrer vier Seiten, vielleicht sogar auf einen Bau schließen, der über Herodes hinausliegt. Ich sah auf der Ostseite, in der Nähe der Südecke solche Quadern von reichlich drei Klaftern, einen selbst von mehr als vierundzwanzig Fuß Länge und über fünf Fuß Höhe. Nicht viel weniger große Steine zeigt die Südseite; denn man trifft hier, und zwar bis in die achte und neunte Quaderlage hinauf, deren von neunzehn Fuß Länge. Noch ungeheurer sind einzelne dieser behauenen Felsblöcke auf der Westseite, wo man unter andern einen Eckstein sieht, der in der Länge fast volle dreißig Schuh mißt. Weder der Islam noch das christliche Mittelalter verwendete bei seinen Bauten solche kolossale Quadern. Sie finden ihr Seitenstück nur in den Mauern des Tempels von Baalbek.

Andere Argumente der Archäologen gehören nicht hierher. Die Säule Mohammeds, die aus der Ostmauer nicht fern vom Goldthor wie ein Kanonenrohr aus einer Schießscharte herausstehen, und auf welcher er — eine eigenthümliche Vorstellung! — reiten wird, wenn er die Welt richtet, ist ein Beweis, daß auch der Islam den Ort für einen besonders heiligen hält. Noch wichtiger aber ist die Meinung der Juden über diese Stätte. Sie sind fest überzeugt, daß die Mauer aus Salomo's Zeit datirt, und da sie zu allen Zeiten ein Geschlecht waren, das ein zähes Gedächtniß für Aeußerlichkeiten hatte, da der Tempel überdies ihr höchstes Heiligthum war und blieb, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß ihre Tradition echt ist.

Da ihnen der Eintritt in das Innere versagt wird, so haben sie sich auf der Westseite, da wo mehrere aus der Mauer hervorstehende Steine den Bogen der alten Brücke vermuthen lassen, welche vom Moriahügel nach der Terrasse vor dem Hasmonäerpalast in der Unterstadt führte, einen Ort ersehen, wo sie sich alle Freitage des Nachmittags versammeln, um über den Fall Jerusalems zu klagen und die verheißene Zukunft, den Messias und die Wiederaufrichtung des Reichs Davids herbeizubeten.

Als ich sie besuchte, waren etwa dreißig Männer und vielleicht eben so viele Frauen dort versammelt. Jene trugen mit Ausnahme von zweien, welche arabisch gekleidet waren, die Tracht der polnischen Juden, mit Kaftan, Pelzmütze oder Spitzhut und langen Schläfenlocken. Die Weiber waren in weite Mäntel von weißem Baumwollenstoff gehüllt, welche die ganze Gestalt und einen Theil des Gesichts verbargen. Die Männer standen in Gruppen längs der Mauer, die Frauen kauerten ein Stück davon auf dem Erdboden. Alle hatten die Schuhe ausgezogen. Namentlich das weibliche Geschlecht soll bei dieser Gelegenheit bisweilen die wildesten, erschütterndsten Wehklagen ausstoßen. Diesmal aber verhielten sie sich still, und auch die Männer unterschieden sich nicht wesentlich von einer unserer Judenschulen in voller Gebetsarbeit. Man hörte das gewöhnliche Murmeln, die bekannten Kehl- und Gurgellaute, den üblichen zitternden Gesang, und nur dann und wann unterbrach ein besonders Ergriffener den Chor mit einem Wimmern durch die Nase oder einem gellenden Aufschrei. Einige hatten die Stirn an die heiligen Steine gelegt, andere lasen oder sangen, taktmäßig mit dem rechten Fuß vor- und wieder zurücktretend und sich verbeugend, ihre Gebete ab.

Ich blickte dem einen über die Schulter und fand, daß die hebräische Schrift in seinem Buch mit Punktation versehen war. Er fragte, ob ichs lesen könnte, und als ich dies bejahte, entspann sich ein Gespräch, an dem bald mehrere andere theilnahmen. Ein junger Talmudgelehrter mit verschwommenen Augen und einem verwüsteten blassen Gesicht, neben dem ihm fußlange röthlich-blonde Peißen herabhingen, und ein wohlgenährter Schwarzbart aus Brody zeigten sich besonders redselig, aber leider verstand ich ihr Hebräisch-Deutsch nur halb. Wir erfuhren, daß hier „Mokem Kodesch", heiliger Grund, sei, daß der Tempel nicht lange mehr Ruine bleiben werde, daß „nach den Büchern" in ungefähr dreihundert Jahren der „Meschiach" kommen und die Herrlichkeit Jeruschalajims wieder aufrichten, auch alle „Gojim" zu Mosis Lehre bekehren solle. Alle

großen Herren und Fürsten von „Chuzeleorez" (Ausland, Nicht-palästina), selbst der Kaiser in Wien und die Königin von England werden dann Juden werden. Ich fragte, wie aber, wenn Einer oder der Andere nicht möchte? Ob sie ihn dann mit Gewalt dazu bringen würden? — Nein, antworteten sie, ein solcher Fall könnte gar nicht eintreten; denn der Geist Gottes würde Alle erfüllen. Ich erkundigte mich, was sie von Jesus hielten, ob er ein Prophet gewesen? Sie erwiderten, ja, aber ein falscher; denn er hätte alle Gebote übertreten. Welche zum Beispiel, fragte ich. Sie besannen sich, und wußten dann nur vorzubringen, daß er den Schabbes nicht gehalten. Offenbar sahen sie in uns Missionäre, die gekommen seien, unter ihnen Seelen zu fischen.

Von den verschiedenen alten Wasserbehältern innerhalb der Stadtmauer ist zunächst der sogenannte Hiskiasteich zu erwähnen, der rings von hohen Häusern eingefaßt, etwa 250 Fuß lang und 150 Fuß breit, nicht fern vom heiligen Grabe hinter der Christengasse liegt. Er soll im Sommer austrocknen. Als ich ihn von der Terrasse der Wohnung des Bischofs sah, schien er noch mindestens sechs Fuß Wasser zu haben. Ein anderes vielgenanntes Becken der Art ist der Teich Bethesda, der sich in der Nähe des Stephansthores an der Nordmauer des Tempelplatzes befindet. Seine Länge beträgt ungefähr 350, seine Breite etwa 120 Fuß. Wie tief er ursprünglich gewesen, ist nicht wohl zu sagen, da von der Nordseite herab Schutt in ihn gerollt ist, welcher, mit Gebüsch und Unkraut überwachsen, einen großen Theil des Bodens bedeckt. Als ich ihn besuchte, standen nur einige Regenpfützen darin. Das Ganze hat mehr Aehnlichkeit mit einem Festungsgraben, als mit einem Teich; ob es wirklich der Bethesda ist, muß dahin gestellt bleiben. Robinson fand diesen bekanntlich in der im Kidronthal gelegenen Marienquelle.

Außerhalb der Stadt, namentlich im Thal des Kidron und auf dem Oelberg, wiederholt sich die Häufung von Legendenorten, die innerhalb der Mauern den gefühlvollen gläubigen Hadschi in

fortwährender Rührung erhält. Man weiß nicht nur genau bis auf den Zoll die Stelle, von wo der Herr Jesus gen Himmel gefahren, sondern auch, wo er das Vaterunser gelehrt, wo er über Jerusalem geweint, ja sogar, wo die Apostel das Credo verfaßt. Tritt der Pilger aus dem Stephansthor, um in das genannte Thal hinabzusteigen, so trifft er links am Wege einen kleinen Teich, in dem sich die Jungfrau Maria zu baden pflegte. Einige Schritte davon ist der Platz, wo man den heiligen Stephanus steinigte, wieder ein Stück weiter ein Stein, auf dem die Mutter Gottes der Hinrichtung des Märtyrers zuschaute, ganz unten endlich auf der Sohle des Thales das Grabmal der Allerseligsten, eine Kellerkirche, in welche achtundvierzig Stufen hinabführen, und in der sich zugleich die Grabstätten der Eltern Marias sowie das ihres Gatten, des heiligen Joseph befinden. Eine Menge von Hängelampen, Straußeneiern an Fäden, Leuchtern und ähnlichen Geräthen schmücken auch diese Kirche, in der jeden Morgen schon bei Sonnenaufgang von verschiedenen Religionsparteien Messen gelesen, Hymnen gesungen und Weihrauchsopfer dargebracht werden.

Nicht weit von hier ist die Grotte, in welcher Jesus in der Nacht seiner Gefangennehmung Blut schwitzte. Sie ist jetzt in eine kleine Kapelle mit drei Altären verwandelt, in welcher die Franciskaner des Salvatorklosters allmorgens Messe lesen. Hart daneben liegt der Garten Gethsemane, ein Stück Land, welches die Lateiner, denen es gehört, mit einer Mauer umgeben haben, und auf dem sich Beete mit Rosen, Rosmarin und andern Blumen, sowie mehrere alte Olivenbäume befinden. Einige Schritte von der Gartenthür werden die Steine gezeigt, an denen Jesus die Jünger zurückließ, als er sich zum Gebet in die Grotte begab, ein Stück höher den Berg hinauf die Höhle, in der er sie bei seiner Zurückkunft eingeschlafen fand, wieder eine kleine Strecke von hier die Stelle, wo Judas ihm den Verrätherkuß gab. Deutlich sieht man, wie die Inbrunst der Pilger von den Felsblöcken hier das Moos abgeküßt hat.

Wir sind hier unten am Fuß des Oelbergs, zu dessen Spitze mehrere vielgewundene Pfade emporführen. Die Seite des Berges ist mit einzelnen Olivenbäumen und an den weniger steinigen Stellen mit Gerstenfeldern bedeckt. Auf dem Gipfel befindet sich ein Dorf von etwa zwanzig ärmlichen Hütten, eine Moschee, das Grab eines mohammedanischen Heiligen, und eine Kirche, in welcher man den Stein zeigt, von welchem sich Christus in den Himmel aufschwang. Wer daran zweifelt, die Stelle etwa, der Bibel folgend, nach Bethanien verlegen möchte, der wird sich eines Bessern belehrt finden, wenn ihm die Mönche vom Salvatorkloster, dem die Kirche gehört, auf den Eindruck aufmerksam machen, den der eine Fuß des Herrn hier zurückgelassen hat. Bei dem Dorfe hat man Gärten mit Feigen- und Granatbäumen angelegt.

Die Aussicht vom Oelberg, der sich ungefähr fünfhundert Fuß über die Sohle des Thales erhebt, ist umfassend. Im Westen sehen wir in klaren Farben und Umrissen die weißgraue Stadt mit ihren Kuppeln und Minarets und mit den beiden buntschimmernden Moscheen des Haramplatzes vor uns, während weiter hinaus das Terebinthenthal und der Spitzberg mit Samuels Grab sich zeigt. Im Norden erblicken wir die Gebirge Samarias. Im Osten und Süden erscheinen über den grauen Wüstenhügeln des Vordergrundes die schroffen Felsenkämme des Moabiterlandes, des Morgens rosenroth überhaucht mit lichtblauen Schatten, am Tage in das einfache Graublau aller Ferne gekleidet. In der tiefen, weiten Senkung unter ihnen aber zieht sich durch das gelbe Land fast in gerader Linie der dunkelgrüne Streif der Jordanufer hin, glänzt weiter südlich der blaue Spiegel des Todten Meeres.

Die nächste Höhe, welche nach Süden hin das Kidronthal einschließt, ist der Berg des Aergernisses, so benannt von der Sage, die hier Salomo dem Kamosch opfern läßt. Seine Nordflanke trägt das Dorf Silwan, mit seinen gelbgrauen, von den benachbarten Felsen kaum zu unterscheidenden Steinhäusern, deren Gesammtheit man aus einiger Entfernung für eine große Burgruine halten kann.

Weiterhin taucht über diesen Schluchten der Berg des Bösen Rathes auf, wo einige Trümmer von Gebäuden den Legendengläubigen die Villa des Kaiphas andeuten, in welcher die Juden den Untergang Jesu beriethen.

Die Südwestseite des Oelbergs bedecken die zahllosen kleinen Grabsteine eines Judenfriedhofs, der, wie die großen Monumente unter ihm in der Thalschlucht, und die Mythe, daß hier, im Thal Josaphat, das Todtengericht des jüngsten Tages gehalten werden solle, vermuthen lassen, deshalb an dieser Stelle angelegt wurde, weil sich hier schon die Nekropole des alten Jerusalem befand. Steigen wir in diesen tiefen Grund hinab, so treffen wir außer einer Anzahl künstlicher und natürlicher Felsenhöhlen, die man als Gräber der Propheten bezeichnet, mehrere Denkmäler und Grabgrotten, deren Stil, ein Gemisch griechischer und ägyptischer Formen, den Archäologen zu rathen aufgegeben hat. Einige haben sie bis auf die Zeit vor dem Exil zurückführen wollen. Wahrscheinlicher ist, daß sie von den Herodianern herrühren, welche in Petra die Muster solcher Arbeiten vor sich hatten.

Das größte dieser Monumente heißt das Grab Absaloms. Es ist ein aus dem Felsen der Bergwand herausgemeißelter Würfel von ungefähr dreißig Fuß Höhe, dessen senkrechte Seiten jede mit zwei Halbsäulen und zwei Viertelsäulen jonischer Ordnung geschmückt sind, die einen mit Rosen und Tropfen verzierten Fries tragen. Auf dem Würfel erhebt sich ein trichterförmiges spitzes Thürmchen aus Mauerwerk. Das Ganze könnte, auch wenn es älter wäre, als hier angenommen wurde, nur ein Gedächtnißmal des ehrgeizigen Königssohnes sein; denn er selbst lag auf dem Schlachtfeld im Walde Ephraim, wo ihn die drei Spieße Joabs durchbohrt, unter dem Haufen von Steinen, den die Verachtung Israels auf ihn warf. Das zweite Denkmal, jenem ähnlich, nur daß den Würfel statt des Trichters eine kleine Pyramide krönt, soll dem Andenken des zwischen Tempel und Altar getödteten jüdischen Märtyrers Zacharias geweiht sein, auf welches Jesus anzuspielen scheint,

wenn er die Heuchelei der Phariſäer tadelt, mit der ſie den todten Propheten prächtige Gräber errichteten, die lebenden verfolgten. Zwei andere Bauwerke dieſer Gruppe, von denen das eine nach dem Apoſtel Jacobus, das andere nach dem frommen und ſiegreichen König Joſaphat benannt iſt, ſind bloße Grotten mit Kammern. Die doriſchen Säulen, welche das Portal des erſteren zieren, erinnerten mich lebhaft an die, welche ich an der einen von den Höhlengrüften von Beni Haſſan in Oberägypten geſehen.

Gehen wir in unſrer Wanderung um die Stadt weiter nach Süden, ſo gelangen wir da, wo das Thal des Kidron ſich mit dem des Gihon vereinigt, in eine ziemlich waſſerreiche und theilweiſe gutangebaute Gegend, in der man die Stätte der Königsgärten des Jeremias erblickt. Wir begegnen hier dem tiefen Nehemiasbrunnen, den die Araber nach Hiob benennen, während die gelehrte Forſchung in ihm den Rogel des Alten Teſtaments vermuthet. Wir treffen hier ferner in einer Vertiefung des Felſengrundes, zu welcher einige dreißig Stufen hinabführen, die Marienquelle, wo die Mutter Gottes, wie noch jetzt die Frauen von Siluan, ihre Windeln gewaſchen hat, und ungefähr fünfhundert Schritt davon den Teich Siloah, der mit jener Quelle durch einen unterirdiſchen Kanal in Verbindung ſteht. Eigenthümlich iſt das periodiſche Steigen und Fallen des Teiches. Das Volk erklärt ſich die Erſcheinung mit einem in der Quelle liegenden Drachen, der wachend das Waſſer wegtrinke, ſchlafend es fließen laſſe. Andere ſuchen den Grund im Bau des Kanals, wieder andere in vulkaniſchen Vorgängen. Quelle und Teich ſtehen ſowohl bei Chriſten als Mohammedanern in hoher Achtung. Dieſe erinnern ſich, daß ihr Prophet geſagt hat, das Waſſer tränke im Verein mit dem heiligen Semſem bei Mekka die Gärten des Paradieſes. Jene denken an die Windeln des Jeſuskindes und die Blindenheilung, die hier ſtattfand.

In der weſtlichen Umgebung der Stadt ſind von echten Alterthümern nur einige Grabhöhlen, die Waſſerleitung des Pilatus,

die, vom Berg des Bösen Rathes herabkommend, den Zion in weitem Bogen umgiebt, und die beiden Gihonteiche zu erwähnen, von denen der untere eine Länge von beinahe dreihundert Schritten hat, die indeß jetzt nur während und kurz nach der Regenzeit Wasser enthalten. Das auf einem Bergvorsprung über dem Gihon gelegene, mit mehreren Kuppeln gekrönte Gebäude, in welchem die Bekenner des Islam das Grab Davids und die Christen das Haus erblicken, wo Jesus das Abendmahl einsetzte, stammt vielleicht aus der Zeit der Kreuzzüge, sicher aus keiner viel älteren. Etwa gleichviel Anspruch auf Richtigkeit ihrer Bezeichnung hat die etliche hundert Schritt östlich vom Damaskusthor befindliche Jeremiasgrotte, in welcher der Prophet seine Klagelieder geschrieben haben soll. Unzweifelhaft sehr alt dagegen sind die eine Viertelstunde weiter nördlich, hinter dem Exercirplatz der Garnison an zwei Stellen gelegenen Felsengrüfte, von denen man die einen ohne historischen Grund als Gräber der Richter, die andern sogar gegen die Geschichte als Gräber der Könige bezeichnet. Die letzteren sind die interessanteren. Sie befinden sich in einer Bodenvertiefung, welche, dem Anschein nach, künstlich entstanden, entweder ein alter Steinbruch oder ein Vorhof zu der Gruft ist, und bestehen in Katakomben, in welche eine Vorhalle führt. Die Säulen und Pfeiler, welche die Façade derselben schmückten, sind weggebrochen. Nur der Felsendachstuhl, den sie stützten, ist geblieben und läßt mit seinem Skulpturschmuck von Triglyphen, Traubenbündeln, Palmenkronen und Blumenkränzen allerdings schließen, daß das Innere einst vornehme Leichen barg. Ein Pförtchen in der linken Seitenwand bringt in eine Kammer hinab, aus welcher andere niedrige Thüren in Nebenräume führen, an deren Wänden sich Steinbänke hinziehen und Nischen öffnen. Hier standen einst die Sarkophage. Frevlerhände haben sie in unbekannter Zeit zerschlagen. Einiges von ihren Trümmern bewahrt das Louvre in Paris. Ob, wie man behauptet hat, der Bau das Grabmal der Königin Helena von Adiabene ist, welche unter Kaiser Claudius vom obern Tigris nach Jerusalem kam und zum Juden-

thum übertrat, ist eine Frage, die noch unentschieden ist und vermuthlich unentschieden bleiben wird.

Wenn wir die vor diesem Moment beschlossene Wanderung durch die Thäler und über die Höhen in der nächsten Umgebung Jerusalems mit dem Ruf des Muedding zum Morgengebet begannen, so wird jetzt schon längst der Nachmittagswind wehen und vielleicht schon die Abendsonne die drei Gipfel des Oelbergs röthen. Dann aber ist es hohe Zeit, durch das jetzt allein noch offen gebliebene Jaffathor in die Stadt zurückzukehren; denn auch dieses wird geschlossen, ehe die Dämmerung zur Dunkelheit wird, und es ist Gefahr im Verzug, da die Wächter nicht leicht wieder öffnen, und die Nacht vor den Thoren Jerusalems das Wort, daß sie keines Menschen Freund ist, auch in den letzten Jahren wiederholt bestätigt hat.

8.

Sitten und Zustände Jerusalems. — Die Religionsparteien. — Die fränkische Gesellschaft.

Wie viele Einwohner Jerusalem hat, ist mit Genauigkeit noch nicht festgestellt. Während Einige herausrechnen wollen, daß die Zahl derselben nicht unter 24,000 beträgt, äußerte sich Consul Rosen dahin, daß man nicht mehr als 16,000 annehmen dürfe. Die Christen sollen etwas über vierthalbtausend, die Juden über fünftausend Köpfe stark sein. Der Rest gehört dem Islam an. Die Hauptsprache ist wie in allen syrischen Orten die arabische. Nächst dieser hört man am häufigsten italienisch und neugriechisch sprechen, außerdem französisch, englisch, deutsch und russisch, sowie türkisch, letzteres vorzüglich von der Umgebung des Pascha und Armeniern. Die lateinischen Mönche gehören fast ohne Ausnahme den romanischen Nationen an. Ich traf unter ihnen nur zwei Deutsche. Die Zahl der Einwohner, welche nicht Unterthanen des Sultans sind, sondern unter dem Schutze der Consulate leben, beläuft sich auf circa zweitausend. Die Hauptmasse derselben besteht aus österreichischen und russischen Juden.

Die Sitten der Eingebornen sind im Allgemeinen denen in den übrigen von Arabern bewohnten Städten gleich, nur scheint hier weniger Liederlichkeit zu herrschen als in Aegypten, dem Lande der

Gawassi, ein Verhältniß, welches sich dem mittelalterlichen Jerusalem nicht nachsagen ließ. Auch Betrunkene trifft man selten, und dann sind es russische Pilger oder deutsche Handwerksburschen. Im Uebrigen stehen die Jerusalemer eben nicht in vorzüglich gutem Ruf; denn sie gelten für lügenhaft, träge und feig. Als Bewohner der heiligen Stadt halten die Bekenner aller Religionen strenger als ihre Glaubensgenossen in andern Ländern auf die Beobachtung der kirchlichen Gebräuche. Ein Mohammedaner, der Wein trinkt, ein Jude, der sich nicht genau an die Vorschriften des Talmud hält, ein Katholik, der nur gelegentlich die Messe besucht, ein Protestant, der sich bloß zum Vormittagsgottesdienst, nicht auch Nachmittags in der Kirche einstellt, gilt hier schon für einen halben Ungläubigen. Die junge Türkei mit ihrem fränkischen Rockschnitt, ihrer Kravatte, ihren Hosenstegen und Lackstiefelchen ist in El Kods kaum vertreten, und ebensowenig haben Reformjuden sich zur Geltung zu bringen vermocht. Es darf hier nichts geändert werden, bis Meschiach kommt war die Antwort, die ihnen das alte Jeruschalajim auch auf verständige und heilsame Anträge gab.

Schlimmer als die obengenannten Fehler der Bewohner Jerusalems ist der Geist der Streitsucht und das bis zur Wuth ausartende Streben, sich einander den Rang abzulaufen, welches die einzelnen Sekten mit Ausnahme der Moslemin erfüllt und die Sekten wieder nach Nationen, ja nach Persönlichkeiten spaltet. Stritte man sich um Glaubenssachen, so wäre doch einiger Verstand dabei. So aber wird ein Grieche oder Armenier, nach dem Unterschied seiner Kirche und den andern gefragt, nur anzuführen wissen, daß die Fasten andere seien oder das Kreuz anders geschlagen werde, und so ist es die reine Bestialität, welche die Köpfe erhitzt, und höchstens noch der Ehrgeiz, die erste Rolle am heiligen Grabe zu spielen, und die Begier, es mit den dazu gestifteten Pfründen ganz allein zu besitzen. Es ist, als ob ein Fluch auf dieser Stätte läge, der aus dem Boden fortwährend neue Gegenstände der Eifersucht, neue Gelegenheit zu Reibungen hervorwachsen ließe, und ich möchte nach

meinen Erkundigungen annehmen, daß es auf Erden keine Stadt von gleicher Größe giebt, in welcher der Baum der Zankäpfel so wohl gedeiht, in der mit solcher Erbitterung, solcher Unversöhnlichkeit und solchen schmachvollen Mitteln gestritten wird, als in dieser, die man mit so viel Emphase in allen Zungen die heilige nennt.

In der That, es geht Jerusalem wie den Jerichorosen, die es den Pilgern verkauft. Wie diese holzige dürre Siliquose ihren Namen davon hat, daß sie nicht in Jericho, sondern wenigstens hundert Meilen von dort wächst und eher allen andern Pflanzen zwischen den beiden Polen der Erdkugel als der Rose gleicht, genau so paßt der Name Friedensstadt, mit dem man Jerusalem zu übersetzen beliebt hat.

Beweise für dieses Urtheil, Beispiele der Art, in der man sich bekämpft, werden später folgen. Hier nur so viel, daß, abgesehen von der großen Spaltung zwischen Griechen und Lateinern und von den erwähnten Knüppelschlachten, welche sich die orthodoxe und die lateinische oder die armenische Kirche alljährlich im Angesicht des heiligen Grabes liefern, die Partei der Römisch-Katholischen in eine Fraction der Mönche und eine Fraction des Patriarchen, in eine österreichische und eine französische zerfällt, daß die Bekenner der rechtgläubigen morgenländischen Kirche sich in einer griechischen und einer russischen Partei gegenüberstehen, unter den Russen wieder eine geistliche und eine sehr weltlich gesinnte Schule um den Vorrang streitet, daß ferner die Protestanten in Anhänger des Bischofs und Anhänger des englischen Consuls geschieden sind, die sich ebenfalls aufs gründlichste hassen, aufs lebhafteste verleumden und anfeinden, und daß endlich das Volk Israel in mehr als ein halbes Dutzend streng von einander geschiedene, fortwährend mit einander Krieg führende Sekten gespalten ist.

Die Moslemin kennen unter sich keinen solchen Zank. Der Islam weiß jetzt mit Ausnahme der beiden großen Parteien der Sunniten und Schiiten nur von Schulen, nicht von sich wechselseitig verketzernden Sekten. Ueber die „Wurzeln“ des Glaubens herrscht

vollkommene Uebereinstimmung. Nur in Betreff der „Zweige", d. h. einiger Rechtssätze, welche die Scholastiker der mohammedanischen Welt aus dem Koran und andern normgebenden Ueberlieferungen abgeleitet haben, sowie einiger Ritualvorschriften gehen die Meinungen auseinander. Daraus entwickelten sich die Schulen oder Riten der Chanafiten, der Schafeiten, der Hambaliten und der Malikiten. Die Chanafiten, davon benannt, daß sie die religiöse Waschung nur in fließendem Wasser vollziehen zu dürfen glauben, weshalb sich in ihren Moscheen stets eine Chanafijeh, d. h. ein hochstehender Wasserbehälter mit Röhren, aus denen das flüssige Element herabfällt, befindet, sind jetzt wie in der ganzen europäischen Türkei und in Kleinasien so auch in Jerusalem bei weitem die zahlreichsten. Die Schafeiten, welche früher in El Kods fast allein herrschten, haben gegenwärtig hier nur noch wenige Anhänger. Ihr Gebiet beschränkt sich auf Kairo, einzelne Theile des Nildeltas und Arabien, während die Malikiten ihren Sitz in Oberägypten haben. Die Hambaliten zählen bloß noch einige Gemeinden im westlichen Nordafrika zu den Ihrigen. Beobachten die Mohammedaner Jerusalems gewissenhafter die Vorschriften ihres Glaubens, so ist nach mancherlei Zeichen anzunehmen, daß der alte religiöse Geist auch unter ihnen nicht mehr lebt, und so vermochte die Aufregung, die in Folge der Revolution in Indien durch die ganze mohammedanische Welt ging, in ihnen auch nur den alten Christenhaß wieder zu entzünden.*) Sie kennen aber die Macht der Franken zu gut, um sich Thätlichkeiten zu erlauben, wie sie früher vorkamen, und wie sie in dem der abendländischen Civilisation ferner liegenden und fanatischeren Damaskus erst neuerdings sich wiederholten. Wenn türkische Würdenträger zusammen sind, sagte mir eine verläßliche

*) Woher Pastor Wolf die Behauptung hat, der Koran sei „das Lesebuch der Mohammedaner jeden Standes in den Tagen der Kindheit und des Mannesalters", ist räthselhaft: denn von den Türken und Arabern Jerusalems können, wie ich aus bester Quelle weiß, keine dreihundert lesen. Noch unverantwortlicher aber ist es, wenn derselbe Reisende meint, der Moslem sei vielleicht der empfänglichste Mensch für das Christenthum. Er ist nächst dem Hindu sicher der unempfänglichste.

Autorität, so ist das Thema ihrer Unterhaltung beinahe stets der Untergang des Sultanreiches, und selten findet sich einer, der nicht fürchtet, denselben erleben zu müssen.

Man kann aber auch nach dem, was in Jerusalem geschieht, nur wünschen, daß die Katastrophe bald eintrete. Die Geschäfte werden von den Beamten nur dann mit Eifer gefördert, wenn für den Verwalter oder Richter ein Vortheil dabei herausspringt, und schreiende Willkür, dreiste Bestechlichkeit, grobe Pflichtverletzung sind von den Kreisen des Paschas Sureyah herab bis zu den untersten an der Tagesordnung. Nur mit den Soldaten scheint man eine Ausnahme zu machen. Sie stecken zwar im gröbsten Tuch, und ihre Fußbekleidung erweckt tiefes Mitleid mit ihren Sohlen und Zehen. Ihre Bewaffnung aber — sie besteht zum Theil aus Miniébüchsen — ist vortrefflich, die Kasernen sind reinlich, die Verpflegung mit Lebensmitteln soll tadellos sein; auch werden sie auf dem Exercierplatz in dem Olivenwäldchen am Herodesthor fleißig im Bayonnetfechten und Manövriren geübt. Alle übrigen Unterthanen des Padischah, etliche Effendis (Patricierfamilien) ausgenommen, sind für die Beamten nur eine Heerde, die man scheert und melkt, wo sich irgend Gelegenheit findet.

Bei Criminaluntersuchungen steckt man möglichst viele Verdächtige ein, nicht sowohl um dem Verbrechen auf die Spur zu kommen, als um viel Geld für Loslassung einzukassiren. Der reiche Uebelthäter hat, wie man sagt, immer die Straflosigkeit im Beutel. Bei Civilsachen ist es ebenso. Niemand, der plötzlich Besitz von Vermögen verräth, ist sicher, daß die Beamten ihm nicht eine Falle stellen, die ihnen einen Antheil am Glückswechsel des Betreffenden verschafft. Wünscht z. B. jemand zu bauen, so hat er allerdings innerhalb seines Grundes und Bodens das Recht hierzu, nur muß er sich natürlich in Acht nehmen, nicht ein Recht des Nachbars damit zu verletzen. Aus dieser billigen Beschränkung gehen nun die ärgsten Hudeleien der Baulustigen hervor. Sobald die ersten Steine herbeigeschafft sind, melden sich die Blutsauger. Der Basch-

kiatib (Schreiber des Kadi, Stadtsekretär) hetzt einen Anwohner auf, gegen den Bau Einspruch zu thun, da er ihm den Luftzug verderbe, ihm ein Gewölbe beschwere oder sonstwie seinen Besitz beeinträchtige. Kaum ist die Klage bei demselben Baschkiatib angebracht, so wird sofort, gleichviel ob sie begründet ist oder nicht, der Bau gehindert, die Bauleute in das Gefängniß geschleppt, das Material mit Beschlag belegt. Vergebens remonstrirt der Bauherr, umsonst bittet er, die Sache untersuchen zu lassen. Man hat keine Zeit dazu, und so bleibt dem Armen nichts übrig, als den Beamten bei Seite zu nehmen und sich mit ihm über die Summe zu verständigen, für die der Weiterbau gestattet wird. Dann geht alles ohne Verzug seinen natürlichen Gang, den Bauleuten werden die Gefängnißthüren aufgethan, und von dem Recht des Nachbars, den der Baschkiatib mit einem Theil der erpreßten Summe belohnt, ist weiter keine Rede.

Ebenso verfahren die Behörden in andern Beziehungen, um Geld wird allenthalben das Recht gebeugt, für Geld kauft man in allen Beziehungen werthvolle Gunst, der Kleinbürger und der Bauer steuert fast bei jeder Gelegenheit außer der Regierung zugleich dem Säckel der höhern und niedern Beamten. Auch die Accise an den Thoren wird zu Erpressungen benutzt.

Doch greifen hier gelegentlich die Consuln ein. Als Herr von Pizzamano erst kurze Zeit hier war, verweigerte der Mauthbeamte am Jaffathor, vermuthlich im Glauben, der Consul kenne die Verhältnisse noch nicht, mit Trauben für österreichische Unterthanen beladene Kameele einzulassen, bevor der gesetzliche Zoll erlegt sei. Der Consul ließ ihm sagen, aus den Trauben solle Wein für den Hausbedarf gepreßt werden, und für solche sei freie Einfuhr ausbedungen. Der Zöllner wollte davon nichts wissen, und von Pizzamano wendete sich nun an die Behörde, indem er sich auf die Verträge berief. Sehr höfliche Antwort, man habe davon keine Kenntniß, indeß wolle man deshalb an die Oberbehörde in Beyrut schreiben. Erwiderung des Consuls, das werde seinen Schutzbefohlenen nichts

nützen, da die Trauben inzwischen verderben müßten. Umsonst, die Antwort blieb dieselbe: man könne nicht wider den Zollbeamten. Da resolvirte der Consul sich kurz und gebot seinem Kawassen, sich an die Spitze der Kameele zu stellen, sie hereinzuführen, und wenn der Manthner sich widersetze, zu thun, was ihm nützlich scheine. Dies geschah: der Mann im Thor wollte einschreiten, da riß der Kawaß sein Pistol aus dem Gürtel und drohte ihm eine Kugel durch den Kopf zu jagen, und siehe da, jetzt zogen die Kameele ungehindert ein. Am andern Tage aber erschienen die türkischen Behörden beim Consul und baten um Entschuldigung des Mißverständnisses. Es war in Wirklichkeit eins gewesen, aber kein Mißverständniß der Sache, sondern der Person, mit der man es zu thun gehabt.

Eine Probe der Gerechtigkeitsliebe des Paschas ist im vorigen Capitel mitgetheilt. Er gilt für einen geschickten Diplomaten, der besser als sein Vorgänger zwischen den Ansprüchen der verschiedenen Consulate auf Mitregierung zu laviren versteht. Im Uebrigen hat er ein ziemlich verlebtes Aussehen, obwohl er nicht viel über die Vierzig hinaus ist, und man sagt ihm nach, daß er — bei Orientalen eine Seltenheit — entweder aus Schwäche oder aus Feigheit nicht gern zu Pferde steige. Für den Fall einer Abberufung hat er wie sein Vorfahr nach Kräften gesammelt, und so wird er sicher keine Noth zu leiden haben.

Wissenschaftliche Bildung, Sinn für Kunst und Poesie ist unter den Moslemin von El Kods sehr dünn gesäet. Der Mufti der Schafeiten, Schech Mohammed Assad Effendi, gilt für einen großen Gelehrten und Dichter. Sein Wissen aber beschränkt sich auf eine gute Bekanntschaft mit dem Koran und seinen morgenländischen Auslegern sowie mit einigen arabischen Poeten wie Motenebbi und Amr El Kais, und seine Poesien erheben sich nach der Kassîde, die mir vorliegt, zu urtheilen, nicht über die Mittelmäßigkeit.

Ich gehe zu den Juden über, die nach dem Obigen ungefähr den dritten Theil der Einwohnerschaft Jerusalems repräsentiren,

und von denen nahezu anderthalbtausend österreichische Schützlinge sind. Sie zerfallen ihrer Herkunft und Sprache nach in Sepharedim und Aschkenasim, ihrer religiösen Richtung nach in Peruschim, Chassidim und Karaim.

Die Sepharedim sind, wie oben schon kurz bemerkt, spanische Juden, und zwar Abkömmlinge derer, welche, von Isabella der Katholischen vertrieben, sich vorzüglich in den Ländern der Levante ansiedelten. Sie sollen hier in Jerusalem über dreitausend Köpfe zählen und sind sämmtlich türkische Unterthanen. An ihrer Spitze steht ein Chachambaschi (Oberrabiner), der mit einem Rathe von Rabbinern sowohl die religiösen als die weltlichen Angelegenheiten der Gemeinde leitet. Nichtrabbiner haben in Betreff der Verwaltung keine Stimme, die Verfassung ist somit eine aristokratische. Da die herrschende Kaste, der Gelehrtenadel, sich mit nichts Anderm beschäftigt, als mit dem Auswendiglernen des Talmud, und da sie durch ihr Verfahren in den ökonomischen Angelegenheiten der Gemeinde Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben hat, so strebt ein Theil der Beherrschten schon seit Jahren nach einer Trennung. Das Gemeindevermögen besteht in einigen kleinen Synagogen, verschiedenen Häusern und Bauplätzen und in Stiftungen, von deren Zinsen Rabbiner bezahlt werden, welche zu gewissen Zeiten Gebete für die verstorbenen Stifter herzusagen haben. Dazu kommen die Summen, mit denen sich neue Ankömmlinge in den Gemeindeverband einkaufen müssen, und der Nachlaß der mit Tode abgehenden Mitglieder desselben. Andere Einkünfte fließen aus dem Privilegium der Fleischausschrotung, sowie aus dem Verkauf von Grabstätten. Sehr beträchtlich ist endlich auch der Ertrag der Almosensammlungen in Europa, und zwar kommt den Sepharedim besonders von Amsterdam viel Geld zu. Trotzdem ist die Gemeinde verschuldet, und die Mehrzahl der Einzelnen lebt in drückendster Armuth — warum, wird sogleich erklärt werden.

Aschkenasim leben in Jerusalem etwa 1800. Ihr Name bedeutet Deutsche, aber die meisten sind aus den slavischen Ländern

Europas, sowie aus Ungarn und Rumänien eingewandert. Indeß sprechen sie, wie fast alle Israeliten zwischen Rhein, Donau, Ural und Ostsee wenigstens eine Art Deutsch. Sie zerfallen in sechs kleine Congregationen, welche sich gegenseitig auf das leidenschaftlichste anfeinden. Die stärkste dieser Gemeinden ist die der Peruschim oder Pharisäer. Sie wurden mir als echte Nachfolger der alten Pharisäer, als äußerst streitsüchtige Fanatiker, als bigotte Beobachter des Ceremonialgesetzes und als sittenlos geschildert. Alle ihre Familien stammen aus Rußland. Vor einigen Jahren wurden sie von Petersburg zur Rückkehr aufgefordert, und als sie nicht gehorchten, sagte sich die russische Regierung von ihnen los, worauf die meisten unter der österreichischen Flagge Schutz suchten, die ja die des Königs von Jerusalem ist. Sie haben kein geistliches Oberhaupt. Der Sitz ihrer Verwaltung ist Wilna, von wo ihnen ein sehr beträchtliches Jahresalmosen zufließt.

Außerdem giebt es hier eine Gemeinde volhynischer und eine Gemeinde galizischer Chassidim, ferner Chassidim Chabat, Warschauer und Anschehod, kleine Congregationen, von denen keine mehr als hundert Mitglieder zählt. Die Chassidim sind jüdische Mystiker, deren Ansichten an die Gnostiker erinnern. Sie glauben an die Seelenwanderung und ein eigenthümlich construirtes Geisterreich. Ihr Vorsteher wird Zadik genannt und gilt für eine Art übernatürliches Wesen, das mit den Engeln in Verbindung steht. Was er befiehlt, müssen sie, wie man sagt, bei Strafe der Ausstoßung thun. Gewisse kabbalistische Schriften sollen bei ihnen hohes Ansehen genießen, das Studium des Talmud dagegen ist ihnen Nebensache. Wie es heißt, sind sie weniger sittenlos und nicht so fanatisch wie die Peruschim. Die Galizier unter ihnen trennten sich vor etwa zehn Jahren von den Volhyniern wegen Geldstreitigkeiten, welche auch bei den übrigen kleinen Gemeinden Hauptursache der Entstehung gewesen sind.

Die Gesammtsumme der alljährlich den Juden Jerusalems zufließenden Unterstützungen soll mehr als achtmalhunderttausend Piaster

oder circa dreiundfunfzigtausend Thaler preußisch betragen. Die Vertheilung dieser Almosengelder geschieht in verschiedener Weise: als Chalnka, d. h. per Kopf, ohne Rücksicht auf Stand, Geschlecht und Alter, und als Kadima, d. h. nach dem Rang der Einzelnen. In den Gemeinden, wo der erstere Modus gebräuchlich ist, stehen sich alle erträglich, die kinderreichen Familien sogar recht gut. Wo dagegen die Kadima vorherrscht, kleiden die Rabbiner ihre Frauen in Seide und Goldschmuck, während das gemeine Volk kaum genug hat, seine Blöße zu bedecken und seinen Hunger zu stillen. Nicht, daß die hochwürdigen Herren gerade Unterschleif trieben, sie stellen sich nur zu hoch über die Uebrigen und berechnen sich darnach ihren Antheil.

Alle Jahre gehen nach Europa und Nordafrika von Jerusalem Sendboten, um Almosen zu sammeln. Gewöhnlich sind dies junge Rabbiner, denen man damit zu einigem Vermögen verhelfen will. Sie erstehen ihre Beauftragung und Beglaubigung in einer Art Auction und erhalten dafür und für ihre Mühe bei der Rückkehr von der Almosenlese den dritten Theil des Ergebnisses der Collecte.

Im Talmud heißt es: lieber sich mit Aasschinden nähren, als von Almosen leben — ein nobler Grundsatz, der aber leider von der großen Mehrzahl der Jerusalemer Verehrer dieses Buches verschmäht wird. Es gilt geradezu für vornehmer, sich von milden Gaben zu erhalten. Die Statistik weist nach, daß kaum der zwanzigste Theil der israelitischen Bevölkerung wirklich arbeitet, und ziehen wir von der Gesammtzahl die Weiber, die Kinder und die durch Alter oder Krankheit Unfähigen ab, so kommt immer nur auf acht oder neun Bettler ein Arbeiter. Am meisten scheinen sich die Juden auch hier zum Handel hingezogen zu fühlen, doch nicht in dem Maß wie in Deutschland. Unter den Handwerken betreiben sie vorzüglich die Branntweinbrennerei und die Weinbereitung. Demnächst sind die Schneider am stärksten vertreten, nach diesen die Schuster und die Tischler, dann die Bäcker, die ein schönes Weißbrot liefern, welches auch bei den Christen Gnade findet, dann gleich

stark die Posamentirer, Goldarbeiter, Buchbinder, Uhrmacher und Barbiere. Schmiede und Maurer, sowie andere Handwerker, deren Beruf einen bedeutenden Aufwand von Körperkraft erfordert, sind sehr selten unter ihnen.

Die Trägen entschuldigen sich entweder mit dem Studium des Talmud, das im heiligen Land allem Andern vorgehen müsse, oder mit dem heißen Klima, welches keine Arbeit gestatte. Es ist aber ein anderer Grund, der sie unfähig macht. Die Jerusalemer Juden heirathen zu früh. Unreife Männlein von dreizehn, höchstens sechzehn Jahren werden Weiblein angetraut, die in noch zarterem Alter stehen, und die Folge ist ein kraftloses Geschlecht, das in manchen seiner Exemplare zu viel Mühe hat, sich bei der Hitze auf den Beinen zu erhalten, um daran denken zu können, auch die Hände zu gebrauchen. Andere hindert das Klima nicht an der Arbeit, und es ist bei der hohen Lage Jerusalems und bei dem im Sommer fast jeden Nachmittag wehenden Westwind überhaupt nicht viel heißer als in Mitteleuropa, da das Thermometer selten und nur bei Scirocco mehr als 28 Grad im Schatten zeigt.

Trotz der Schwächlichkeit der jüdischen Kinder und ihrer damit verbundenen großen Sterblichkeit ist das Volk Israel in Jerusalem ziemlich rasch gewachsen. Zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts zählte man nur etwa fünfhundert Juden in der Stadt, jetzt wohnen hier mehr als zehnmal so viele. Die Ursache davon ist in der Einwanderung zu suchen, die in manchen Jahren außerordentlich stark war. Selten geschieht es, daß jüdische Pilger nach ihrer heiligen Stadt wallfahrten und sie wieder verlassen. Die meisten kommen, um hier zu sterben, und wie übel es ihnen auch ergehen mag, dennoch fühlen sie sich glücklich. Sehen sie doch alltäglich den heiligen Tempelhügel und die Stätte, wo die Burg Davids stand. Sind sie doch hier erst in ihrer wahren Heimath. Und dann wissen sie ja, daß dem Leibe, der hier begraben wird im Thal Josaphat, kein Wurm nahen darf, und daß die Strafengel, welche nach der Grablegung sich einstellen, um den Todten für die auf Erden begangenen

Sünden zu peinigen, hier keinen Zutritt zu den Särgen haben. Endlich ersparen sie sich, wie ihre Chachamim lehren, durch die bei Lebzeiten unternommene Reise zum Ort der allgemeinen Auferstehung die mühselige unterirdische, die sie, wenn die Posaune des Gerichts schallt, antreten müßten. Alles, wie man sieht, mehr oder minder praktische Beweggründe. Und noch praktischer ist der folgende. Niemand weiß genau, wenn Meschiach kommen wird. Nur das ist sicher, daß er hier erscheint, und wie, wenn man dann zu spät anlangte? wenn die Schätze des dann aufspringenden Zionsberges, unter dessen Rinde das Herz der Erde mit seinem Gold und Silber, seinen Edelsteinen und seinem Balsam liegt, bei Ankunft des säumig gewesenen Erben schon vertheilt wären?

Eine der Tugenden, welche die hebräische Race auszeichnet, wird auch den hiesigen Juden von Einigen nachgerühmt: eheliche Treue und Familiensinn. Wie sichs damit reimt, daß sie ihre Ehen sehr häufig scheiden und daß unter andern eine von den protestantischen Missionären eine Zeitlang erzogene, bei meiner Anwesenheit erst achtzehnjährige Jüdin bereits Strohwittwe des dritten Mannes war, weiß ich nicht zu erklären. Ferner kommen unter einem Theil der israelitischen Einwohner Jerusalems Doppelehen vor. Die Sepharedim erkennen das im zwölften Jahrhundert unsrer Rechnung gegebene Gesetz Rabbi Gerschoms, welches die Vielweiberei der ältern Periode abschaffte, nicht an. Es ist ihnen gestattet, wenn die erste Frau kinderlos bleibt oder nur Mädchen gebiert, zu gleicher Zeit eine zweite zu nehmen. Da die erste aber dann verlangen kann, daß man der Nebenfrau einen besondern Haushalt einrichte, und dies mit beträchtlichen Kosten verknüpft ist, so wird die Erlaubniß nicht oft benutzt, und man zählt jetzt unter den Jerusalemer Juden nur fünf, welche in Polygamie leben.•

Die Türken und Araber verachten die Juden aufs äußerste. Wenn kein Schimpfwort einen Phlegmatiker in Harnisch bringt, auf den Namen „Jahudi" ist er sofort auf den Beinen, um sich mit Faustschlägen und Fußtritten zu rächen. Auch die Griechen lassen

keine Gelegenheit vorüber, dieses Volk, „das den Heiland gekreuzigt", mit Spott und Mißhandlung zu überhäufen, und oft kann man hier wie anderwärts im Orient das Märchen wieder auftischen hören, die Kinder Israel büken ihre Ostermazzen mit dem Blut von Christenkindern. Wie die englische Mission auf dem Zion in das Gegentheil solcher Ungebühr verfiel, die Juden geradezu hätschelte, sie als das erkorene Volk ansah, sich ihnen nach Möglichkeit anbequemte, soll später ausgeführt werden.

Die Karaim, eine Art jüdischer Protestanten, insofern sie nur die Thora sammt den Nebiim und Ketubim anerkennen, den Talmud verwerfen, sind in Jerusalem jetzt nur durch ungefähr ein halb Dutzend Köpfe vertreten. Ihre Synagoge vermochte ich, da niemand wissen wollte, wo sie sei, nicht zu finden. Sie heißen von ihrem Stifter Anan Ibn Dand, der in der Mitte des achten Jahrhunderts zu Bagdad lebte, auch Ananiten. Der Hauptsitz der Sekte ist jetzt in der Krim, und man rühmt ihr das Gegentheil der gewöhnlichen jüdischen Charaktermängel nach.

Ein Zwitterding zwischen Juden und Christen sind die sogenannten Ameniten, eine Sekte, die vor einigen Jahren in Deutschland — ich glaube im Würtembergischen — entstand und im Herbst 1858, ihren Propheten, den getauften Juden Samuel Pick, an der Spitze, in Jerusalem anlangte.*) Sie lehren in der Hauptsache, daß man statt des Sonntags den Sabbath zu feiern habe, daß das ganze Gesetz gehalten werden müsse, verwerfen den Talmud, aber auch die paulinischen Briefe und meinen, daß die Wiederkunft Christi nahe sei. Pick ist einer der verheißnen Zeugen, welche der Parusie vorangehen sollen. Die Sekte versuchte anfänglich die protestantische Gemeinde der Zionskirche von der Wahrheit dieses neuen Evangeliums zu überzeugen, und als das mißlang, machte sie sich an die Rabbiner, mit denen ihr Führer, ein keineswegs talentloser und im Talmud

*) Eine ähnliche Sekte bestand 1852 und besteht vielleicht noch jetzt in Nordamerika unter dem Namen Christ-Israelites.

sowie im Alten Testament wohlbewanderter Kopf, wiederholt disputirte. Indeß waren auch hier keine Proselyten zu gewinnen, und so brach der Prophet nach dem Gebirge am Todten Meer auf, wie Einige behaupten, um mit dort sich aufhaltenden Engeln Rücksprache über sein weiteres Verhalten zu nehmen, nach andern Berichten, um den Beduinen als dem „Volk Moab" seine Lehre vorzutragen. Dort ist er verschwunden. Vermuthlich schlugen ihn die Räuber des Jordanthales todt, vielleicht ist er, von diesen ausgeplündert, in einem Wüstenwadi verschmachtet. Seine Anhänger, aus ungefähr einem Dutzend deutschen Kleinbürgern bestehend, hofften im Frühjahr 1859 noch auf seine Wiederkehr. Doch schienen sich schon mehrere überzeugt zu haben, daß ihr Vorhaben, hier ein Neuisrael zu gründen, als gescheitert anzusehen war, und einen sah ich bereits am protestantischen Gottesdienst theilnehmen.

Von den christlichen Sekten spielen die Kopten und die Abyssinier eine ganz untergeordnete Rolle. Die ersteren, welche eine Gemeinde von ziemlich hundert Seelen bilden, haben ein Kloster in der Straße Akbet El Chader, die letzteren, etwa zwanzig Köpfe stark, besitzen ein kleines ärmliches Kloster an der Ostseite der Grabeskirche. Beide sind Jakobschristen und Monophysiten.

Ebenfalls nur schwach vertreten sind die Syrer, die gleichermaßen zu den Jakobiten zählen. Nach dem Untergang des Kreuzritterkönigthums waren sie lange Zeit hindurch die einzigen Träger der Ueberlieferungen von den heiligen Orten. Sie erfreuten sich im Mittelalter keines empfehlenden Rufes, da sie als feig, doppelzüngig, tückisch, geizig und raubsüchtig galten. Gegenwärtig sagt man ihnen keine dieser Eigenschaften nach, aber ihr Christenthum dürfte noch tiefer stehen, als das der übrigen orientalischen Kirchen, und die Bildung, die ihre Priester besitzen, erstreckt sich nicht über das Lesenkönnen ihrer Meß- und Evangelienbücher hinaus. Die mächtigeren Sekten bedrücken und beeinträchtigen sie mit den Türken um die Wette, und vergeblich bittet ihr Matran oder Bischof alljährlich vor Weihnachten den Himmel um Besserwerden der Pilgerzuwanderung,

von der er großentheils lebt. Der preußische Consul hatte die Güte, mich zu einem Besuch bei dem guten alten Herrn mitzunehmen, den ich als charakteristisch für die Art und Weise, in der diese orientalischen Christen denken und leben, mittheilen will.

Den Kawassen mit seinem Tambourmajorstab voran, wanderten wir, der Consul, sein Dragoman, Maler Haak und ich, hinauf durch die Gassen an der Ostseite des Zion nach dem Kloster, in welchem der Bischof wohnt. Dasselbe ist wie die gewöhnlichen Häuser Jerusalems gebaut und mit einer kleinen Kirche verbunden. Eine Reise, die der Bischof vor einiger Zeit zu den Thomaschristen auf der Pfefferküste unternahm, und bei welcher er mehrere Jahre wegblieb, hatte ihm so reichliche Unterstützungen eingebracht, daß er die Ertragsfähigkeit der mit dem Kloster in Verbindung stehenden Pilgerherberge durch verschiedene Neubauten zu erhöhen vermochte. Intriguen des Baschkatib, darauf berechnet, ihm das unter den indischen Glaubensbrüdern gesammelte Geld zu verkümmern, wußte Consul Rosen zu durchkreuzen. Daher die Bekanntschaft. Wir trafen den würdigen Seelenhirten in einem kleinen halbdunkeln Gemach im ersten Stock, welches nur durch die Thür und ein winziges Fensterchen in der dicken Wand Licht erhielt. Ein anderes Fenster ließ in die Kirche hinabschauen. Das ganze Hausgeräth im Zimmerchen bestand in einer Kiste, einigen Decken und Teppichen, einer kleinen Lampe, drei einfachen europäischen Strohstühlen und drei in der Ecke lehnenden Tschibbuks. In einem Winkel lagen etliche brauneingebundene, sehr abgerissene Folianten und Quartbände am Boden. Von einem Tisch, einem Vorhang, einem Divan war nicht die Rede. Der Bischof, ein schöner kräftiger Greis mit einem ungewöhnlich großen Gesicht, prächtigen orientalischen Augen und einem langen grauen Bart, saß in der Tracht des Landes, einem braunen Pelz, Jacke und Pumphosen von derselben Farbe, einer bunten Leibbinde und einem schwarzen Turban mit untergeschlagnen Beinen auf einem Haufen von Teppichen. Nachdem wir ihm in der gebräuchlichen Weise die Hand geküßt, was er mit dem gewöhnlichen morgenlän-

dischen Gruß, durch Berührung von Brust, Mund und Stirn erwiderte, winkte er uns niederzusitzen, und ein in einfache blaue Baumwolle gekleideter Diakon brachte uns erst die Besuchspfeifen, dann auf einem schon sehr gebrauchten Theebrett einige Gläser Mastixbranntwein und einen Teller mit süßem Gelé, zuletzt Kaffee. Der Diakon ging barfuß umher. Für den Dragoman war kein Stuhl und keine Pfeife vorhanden. Alles trug den Charakter anständiger Aermlichkeit.

Nachdem wir ein Weilchen still gesessen, begann der Bischof das Gespräch in türkischer Sprache, die er im weitern Verlauf mit der arabischen vertauschte. Der Consul stellte uns vor und hatte die Gefälligkeit, uns den Inhalt der Unterhaltung zu übersetzen. Der alte Herr im schwarzen Turban hatte sehr intelligente Züge. In der That, ein Maler, der eines morgenländischen Weisen bedarf, hätte unbedenklich sein Gesicht abconterfeien können. Die Gegenstände aber, über die er sich zunächst vernehmen ließ, und von denen ich vermuthen möchte, daß sie ihn am meisten interessirten, waren sehr gewöhnlicher Art. Er sprach vom hohen Preis der Holzkohlen, von den Kosten des Bauholzes, von den Fortschritten seines Baues, der Zahl der Hadschis, die er jetzt unterbringen könne. Interessanter wurde er, als der Consul ihn auf seine indische Reise brachte, welche er, von seinem Standpunkt mit Recht, für eine halbe Wunderthat zu halten schien, und über die er mit einer Naivetät, wie etwa ein deutscher Handwerksbursche über einen Ausflug nach der Türkei oder ein mittelalterlicher Tourist über seine Fahrten im Morgenland berichtete. So hatte er von seinen Leuten in Travankore von Schlangen gehört „mit Köpfen so groß wie die Kiste dort im Gemach". So hatte er ferner Bäume gesehen, „so dick, um Kähne daraus zu machen, in die ein erwachsener Mann sich der Quer hätte legen können", andere, „die man durch kein Thor in El Kods hätte bringen können". Wunderbar klang, was er von der Menge der Tiger, der wilden und zahmen Elephanten und von den Zuständen und Sitten des Volkes in Indien erzählte.

Doch sprach er offenbar als Gläubiger. Er hatte seine Reise in syrischer Sprache beschrieben — sicher ein Opus, welches eine Uebersetzung verdiente — ja, er hatte sie auch abmalen wollen, doch hatte ihm — Gott sei Dank! setzte er hinzu — ein Anderer die Mühe abgenommen. Auf einen Wink von ihm brachte der Diakon eine Rolle herbei, auf welcher der Paradezug des Bischofs vom Hafen nach der Kirche eines malabarischen Christenstädtchens dargestellt war. Es war ein äußerst kindliches Gemälde, höchst genau in den Farben und der Zahl der bei der Procession betheiligt gewesenen Personen, hin und wieder mit einem Anflug von Porträtirung, aber ohne Ahnung von Perspective. Dann wurden uns indische Kirchenbücher auf Palmenblätter geschrieben, das Instrument, womit sie eingeritzt worden, ferner ein kleines hübsch geschnitztes Elephantenbild, „woraus wir erkennen sollten, wie Elephanten aussähen", und zum Schluß ein außerordentlich fein geschriebenes syrisches Neues Testament gezeigt, das in seiner Silberkapsel auf den ersten Blick mit einer kleinen Schnupftabaksdose verwechselt werden konnte.

Ehe wir uns verabschiedeten, geleitete uns der Bischof in die Kirche, um uns den Ort zu zeigen, wo der heilige Jakobus, nach dem Tode des Heilands zum Vorsteher der Apostel erwählt, zum ersten Mal der Communion präsidirt hatte. „Petrus buk dabei das Brot", bemerkte unser Führer. Die Kirche ist im Vergleich mit andern dürftig, ihre zahlreichen Bilder sind noch greller und plumper als die der Grabeskirche. Besondere Verehrung erweist man einem heiligen Georg mit einem grasgrünen Drachen. Noch höheren Ansehens schien sich eine sehr dunkle Mutter Gottes zu erfreuen, die der Evangelist Lukas gemalt hatte. Beide Heilige haben um den Kopf Glorien aus Silber in der Form von Halbmonden oder richtiger, da sie über die Fläche der Leinwand mehrere Linien hoch herausschwellen, von Halleschen Martinshörnchen.

Das Gegentheil von dieser bescheidenen, nahezu ärmlichen Bischofswohnung sahen wir beim armenischen Patriarchen, zu dem

wir uns von hier begaben. Derselbe wohnt in einem Palast, welcher mit dem Jakobskloster verbunden ist. Man führte uns über verschiedene Gänge und Treppen in eine schöne hochgewölbte Halle, die recht wohl zum Audienzsaal eines kleinen Fürsten hätte dienen können. Wände und Decken waren mit Stuckatur geschmückt, der Fußboden mit Marmor getäfelt, die Fenster mit europäischen Gardinen verhangen und außen mit jenem hübsch gemusterten Eisengitterwerk verwahrt, in dessen Verfertigung die Armenier sich auszeichnen. In der Mitte des Saales standen Tische mit Blumen in Vasen. An einem Theil der Wand liefen Divane herum, und an der andern Seite hingen Lithographien russischer Staatsmänner, vermuthlich früherer Gouverneure von Transkaukasien, wo in Etschmiadsin der Papst der armenischen Kirche residirt. Der Patriarch, wahrscheinlich beim Mittagsschläfchen, ließ uns geraume Zeit warten. Inzwischen unterhielt uns ein anderer höherer Kleriker, und ein dienender Mönch brachte uns kostbare Jasminpfeifen mit vergoldeten Untersetzern und auf einem großen silbernen Präsentirbret „Glyko", d. h. Cedrat-Confiture und geschliffne Gläschen mit dem unausbleiblichen Mastixschnäpschen, welches der griechische Volkswitz τὸ γάλα τῶν παπάδων, Pfaffenmilch nennt. Endlich kam auch der Patriarch, ein freundlicher wohlgenährter Herr mit klugen Augen und einem sehr sinnlichen Munde. Er trug einen lichtgrauen Pelz und darunter einen etwas dunkleren Kaftan, den ein röthlichbrauner Gürtel zusammenhielt. An den Füßen hatte er dunkelblaue Sammetpantoffeln, den Kopf bedeckte eine sammtene Bischofsmütze, halb schwarz halb blau. Den kleinen Finger der rechten Hand schmückte ein Ring mit einem großen grünen Stein, der ein Smaragd zu sein schien. Er unterhielt sich mit dem Consul in türkischer Sprache über Stadtneuigkeiten, die Pilger und besonders über Politik, über deren brennende Fragen er ziemlich gut unterrichtet zu sein schien. Von Rußland sprach er mit Abneigung, dagegen erklärte er sich jedesmal zu freuen, wenn ihn ein Preuße besuche, was wir für aufrichtig gemeint und auf moralischen Gründen beruhend halten wollen.

Das Erscheinen des Kaffees gab endlich das Zeichen, daß wir entlassen seien.

Wir sahen uns nun das Kloster an, ein Labyrinth von Höfen, Terrassen, Freitreppen, Gängen und Kuppeln, in welchem gegen hundert Mönche wohnen und mehr als zweitausend Pilger Unterkunft finden, und ließen uns dann die Kirche aufschließen, die an Pracht mit dem Griechenchor in der Grabeskirche wetteifert. Die Wände des Schiffs sind von unten bis auf Mannshöhe mit blauglasirten gemusterten Ziegeln oder Kacheln belegt. Darüber laufen Reihen von Bildern hin, welche Scenen aus den Zeiten der Christenverfolgungen, geköpfte, zerhackte und mit Pfeilen erschossene Märtyrer u. s. w. darstellen. Zu beiden Seiten des Chors, welches in armenischen Kirchen niemals wie das Heiligthum in griechischen durch eine Ikonostasis abgeschlossen ist, stehen bunt und voll Goldschmuck die Gestalten der Patriarchen, welche der Kirche bis jetzt präsidirten: Jakobus, Simon, Justus u. s. f. mit langen Bärten, Schlangenstäben und zur Segnung aufgehobnen Händen. Der Altar flimmert von Gold- und Silberschmuck. Von der Decke hängen zahlreiche Lampen und Straußeneier herab, und auf mächtigen Kandelabern ragen dick wie Säulen bemalte Wachskerzen empor. Zwischen Schiff und Chor steht ein vergoldeter Thronsessel mit einem reichverzierten Baldachin, vor dem eine ewige Lampe brennt. Auf ihm sitzt, unsichtbar allerdings, aber dem Glauben sicher, der heilige Jakobus. Daneben steht ein nicht viel weniger prächtiger Stuhl für seinen hiesigen Stellvertreter, den Patriarchen. Auch hier finden sich schöne Arbeiten der armenischen Gitterschmiede. Noch bewundernswerther aber sind die eingelegten, mit den elegantesten Mustern von Perlmutter- und Schildkrotmosaik überkleideten Thüren, welche in das Grab des heiligen Jakobus sowie in die Schatzkammer des Klosters führen. Die Masse von goldnen und silbernen Zierrathen, Bischofsstäben, Gewändern und kirchlichen Gefäßen, die hier aufbewahrt wird, um die Osterprocession zu mehrerer Erbauung der Pilger zu schmücken, soll einen Werth von mehr als einer Million Piaster haben.

Der Patriarch ist nicht das Oberhaupt seiner Kirche, sondern steht unter dem Katholikos von Sis, der seinerseits wieder nur der oberste Geistliche der im Reich der Pforte angesiedelten Armenier ist. Als höchste Stufe gilt die Würde des Katholikos von Etschmiadsin in Armenien, der allein das Recht hat, Bischöfe zu salben.

Die Zahl der in Jerusalem ansässigen Armenier wurde mir auf circa sechshundert angegeben. Um die Osterzeit mögen in guten Jahren wohl fünfmal so viele hier versammelt sein. Sie nähren sich von Handwerken, Tagelöhnerarbeit und Handel. Einige sind Bankiers, einige Dragomane bei den Consulaten. Fast alle sind thätige, rührige Leute, viele gelten für ungewöhnlich schlau und gerieben. Früher waren die meisten sehr arm, aber schon seit der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gelangte die Gemeinde zu Wohlstand, und jetzt sind mehrere ihrer Glieder sogar reich zu nennen. Die Geistlichen sollen einen fast unbeschränkten Einfluß auf die Laien ausüben. Ihr Verhältniß zu den übrigen Religionsparteien ist im Allgemeinen ein friedliches, und namentlich stehen sie mit den Protestanten auf gutem Fuß.

Die mächtigste, zahlreichste und wohlhabendste Partei sind in Jerusalem ohne Frage die Griechen. Sie sind schon seit Jahrhunderten hier stark vertreten, aber erst seit den dreißiger Jahren gesellte sich zu der großen Kopfzahl allmählich auch der Reichthum an Mitteln, mit denen sie heutzutage fortwährend neues Terrain erwerben und die übrigen Kirchen mehr und mehr einengen. Allenthalben, wo sich Gelegenheit findet, machen sie Ankäufe von Grund und Boden, erweitern und verschönern sie ihre Klöster und Häuser, und wo man außerhalb der Thore eine neue Pflanzung von Oel- und Maulbeerbäumen sieht, erfährt man in neun Fällen von zehn, daß sie von Angehörigen der orthodoxen Kirche angelegt worden ist. Beliebt scheinen sie in Jerusalem nirgends zu sein, und mag bei dieser Stimmung auch ein wenig Neid mit unterlaufen, der Hauptgrund der Abneigung gegen sie liegt jedenfalls in ihrem eignen Haß gegen Andersgläubige und in ihrem Bestreben, auf jede Weise die

heiligen Orte ganz für sich zu erwerben, außerdem aber in ihrem Hochmuth, ihrem Geiz und ihrem verschmitzten treulosen Wesen. Sie sind zum Theil Handwerker, zum Theil Handelsleute. Wie in Polen und Rumänien der Schnapsschank in den Händen der Juden ist, so befindet er sich hier zu Lande sammt dem Weinverkauf in den Händen der Griechen.

Der Nationalität nach sind die Orthodoxen theils arabische Eingeborene, theils Hellenen aus Griechenland und den türkischen Provinzen, theils Russen, von denen ich ausführlicher reden muß. Die Wallfahrten nach Palästina sind eine im russischen Volksleben tief eingewurzelte Sitte. Trotz ihrer nationalen Bedeutung kümmerte sich die Regierung in Petersburg früher wenig um sie, und bis vor einigen Jahren konnte es geschehen, daß der hier ankommende moskowitische Pilger von den Türken wie ein Rajah behandelt und sogar gegen die Verträge zur Entrichtung einer Wallfahrerabgabe genöthigt wurde. Czar Nikolaus war kein Berliner Romantiker, er sah nicht ein, weshalb Jerusalem ein Consulat haben sollte. Er war außerdem durch seine Generalconsuln in Beirut zu gut über die griechische Geistlichkeit im gelobten Lande unterrichtet, als daß er nicht hätte befürchten müssen, es werde zwischen einem Vertreter Rußlands daselbst und jenem Klerus über kurz oder lang zu Zerwürfnissen kommen. Die Behandlung der russischen Pilger in den griechischen Klöstern Palästinas war so himmelschreiender Art, daß ein Repräsentant ihrer Nationalität sich unmöglich taub dagegen hätte verhalten können, ohne dem Rufe seiner Regierung oder seinem eignen zu schaden. Er hätte aber dann gegen das Patriarchat, das Haupt jener Klöster, energisch einschreiten müssen, und an einem solchen Vorgehen war der russischen Politik nichts gelegen. Die griechische Geistlichkeit hatte ein Aussaugungssystem der Pilger eingerichtet, welches unerhört, greuelhaft, niederträchtig war, aber man durfte es aus Gründen höherer Staatsraison nicht mit ihr verderben.

Eine Probe der Methode, mit welcher der gedachte Klerus den Pilgern ihr Geld entlockt, und zugleich der Art, wie er die Religion

auffaßt, erzählte Dr. Rosen. Er traf in Nablus einen griechischen Archimandriten, der ein Pferd suchte, das ihm dorthin entführt worden, und der, da man ihm Hoffnung gemacht, das gestohlene Thier bald wieder zu erlangen, ungewöhnlich gut gelaunt und mittheilsam war.

„Wissen Sie wohl", fragte er Rosen, „wie ich zu dem Gaul gekommen? Der Erzbischof von Petra hatte mich während der Pilgerzeit zum Vorsteher des Klosters in Jerusalem ernannt, wo die Ankömmlinge am ersten Abend auf Kosten des Patriarchats gespeist werden. Die milden Gaben, die nach dieser Speisung von den frommen Fremdlingen für die Kirche gesammelt werden, sind für unsre Geistlichkeit eine nicht geringe Einnahme. Diese hatte in den letzten Jahren der Erwartung nicht entsprochen, und es hieß, der frühere Präsident habe einen Theil der Gelder unterschlagen. Ich faßte die Sache verständiger an. Vor allen Dingen gab ich den Leuten besseres Essen, als sie vorher erhalten, dann aber ließ ich ihnen Branntwein einschenken, dem sie natürlich wacker zusprachen. War ihr Herz darüber guter Dinge geworden, so ging der Collectenteller herum, und siehe da, der Erfolg war erstaunlich. Da ich nun, wie sich von selbst versteht, in Ablieferung der Gelder sehr gewissenhaft verfuhr, so erfreute ich den Erzbischof dermaßen, daß er mir ein Präsent von fünfzig Namen machte, aus deren Erlös ich die Stute kaufte."

„Namen?" fragte Rosen.

„Nun ja, Namen!" sagte der Archimandrit. „Es können doch nicht alle Leute nach Jerusalem pilgern; oft steuern sogar mehrere Familien zusammen, um nur einen Wallfahrer herzuschicken. Dieser ist dann beauftragt, die Namen der Heilsbedürftigen bei uns im Kloster anzubringen; denn selig werden möchte ja jeder gern. Das giebt dann ein Feilschen auf und ab, bis man Handels einig wird. Solcher Namen hatte ich nun fünfzig Stück bekommen, und ich habe sie nicht eben schlecht verwerthet."

Dieser Archimandrit aber, der die ermüdeten Pilger betrunken

macht, um ihnen Geld für die Kirche zu entlocken, und den die Kirche in Gestalt eines Erzbischofs dafür mit der Befugniß belohnt, für weiteres Geld fünfzig Sünderseelen in die Listen der ewigen Seligkeit einzutragen, genießt, wie Rosen, ein gründlicher Kenner der Verhältnisse, bemerkte, in Jerusalem des besten Rufes. Er ist unter seines Gleichen ein besonders tugendhafter Charakter, sein Verfahren noch lange nicht die schlimmste der Usanzen, die das Verhalten der orthodoxen Heilsverkäufer gegen die andächtigen Hadschis regeln, und mehr als einmal ist es geschehen, daß die Herzlosigkeit dieser Kaufleute in Priestertalar und Bischofsmütze, von der durch Branntwein gesteigerten Schwärmerei der russischen Mujiks Vortheil ziehend, denselben unter dem Versprechen paradiesischer Belohnung ihre sämmtlichen Reisemittel abgeschwindelt und dann die armen Schwachköpfe hülflos zur Thür hinausgestoßen hat.

Daß die geistigen Bedürfnisse der russischen Hadschis bei der griechischen Geistlichkeit wenig oder gar nicht beachtet wurden, versteht sich von selbst. Jener Klerus verstand kein Russisch, der Mujik kein Griechisch. Er kam nur, um die Reliquien zu küssen, sich heiliges Feuer zu holen und die Klöster zu bereichern. Die Petersburger Regierung ließ das seinen Gang gehen. Anders die Synode. Dieselbe sandte vor einigen Jahren in der Person des Archimandriten Porphyrius eine Art geistlichen Consuls nach Jerusalem mit dem Auftrag, einerseits die Seelsorge der russischen Pilger zu übernehmen, andrerseits sich bei der Leitung der kirchlichen Angelegenheiten derart zu betheiligen, daß die schreiendsten Mißbräuche abgestellt würden. Mit dieser Mission brach der Kampf zwischen dem russischen und dem griechischen Theil der orthodoxen Kirche, den die Petersburger Regierung so eifrig vermieden, sofort aus, zuerst als ein stilles Miniren, dann offen und laut.

Porphyrius galt den Griechen als Spion und Eindringling, man gestattete ihm so gut wie gar keinen Einfluß, setzte ihn wo nur immer möglich zurück und verkehrte mit ihm nur so viel man mußte. Er seinerseits bewirkte durch seine Berichte an die russische Synode,

daß diese beim Patriarchat auf verschiedene Reformen drang und namentlich die Errichtung von Schulen forderte, weniger wohl wegen des Nutzens solcher Anstalten für die heranwachsende Generation, als um den römisch-katholischen und protestantischen Missionären nicht nachzustehen, die auf diesem Wege Propaganda machten. Durch die Synode zu Ausgaben veranlaßt zu sein, war für das Patriarchat, das sich als einzig berechtigten Verwalter des Kirchengutes und der von den Rechtgläubigen nach dem heiligen Lande fließenden Spenden betrachtete, sicherlich bitter, zu Ausgaben für Schulen aufgefordert zu sein, geradezu widerlich. Indeß die Synode drohte mit Zurückhaltung der russischen Collecten, einer der wichtigsten Einnahmequellen des Patriarchats, und so mußte sich dieses wohl fügen. Die Schulen waren nicht besonders, die meisten sogar schlecht. Aber die Synode hatte ihren Willen durchgesetzt und ging nun, dadurch ermuthigt, zu einer weiteren Forderung über.

Da das Patriarchat trotz wiederholter Vorstellungen seine Prellerei der russischen Pilger fortsetzte, so verlangte die Synode, daß man ihr zwei ehemals georgische, jetzt im Besitz des Patriarchats befindliche Klöster zur Beherbergung ihrer Wallfahrer abtrete. Sie gründete ihren Anspruch erstens darauf, daß Rußland durch Eroberung Transkaukasiens Erbe und Vertreter der Rechte Georgiens geworden, dann darauf, daß die Erweiterung des Grundbesitzes der orthodoxen Kirche in Palästina vorzüglich mit russischen Mitteln bewerkstelligt worden sei. Der griechische Klerus erklärte sich entschieden gegen dieses Verlangen, welches ihn sogar in dem Besitz des Kalvarienberges bedrohte, der gleichfalls zur georgischen Erbschaft gehört hatte. Nicht dem Patriarchat, so hieß es, sondern der gesammten rechtgläubigen Christenheit gehöre das Jerusalemer Kirchengut. Dieser sei das hier beanspruchte Eigenthum der Georgier anheimgefallen, für diese, nicht aus russischen Mitteln, sondern aus dem Almosenschatz Christi, der später hinzugekommene Besitz erworben worden. Der Patriarch könne folglich zu niemandes Gunsten von diesem Eigenthum etwas abtreten, er habe es nur im Namen

der Christenheit zu Gunsten der heiligen Stätten zu verwalten. Dabei blieb man, und selbst die früher erfolgreiche Drohung, die Synode werde die russische Collecte zurückhalten, blieb diesmal ohne Wirkung. Nach langen Verhandlungen brachten es die Russen nur zu einem Compromiß, in welchem sie ihre Forderung aufgaben und dafür das Recht erwarben, auf griechischem Grund und Boden zu Jerusalem für den Delegaten ihrer Synode einen Palast zu erbauen.

Noch war dieser Bau nicht vollendet, als der orientalische Krieg ausbrach und alle im türkischen Reich sich aufhaltenden Russen über die Grenze gewiesen wurden. Daß auch Porphyrius, ein in klösterlicher Abgeschiedenheit lebender, zur Politik nicht in Beziehung stehender Mann, von dieser Maßregel betroffen wurde, verdankte er seinen griechischen Amtsbrüdern. Während des Kampfes zwischen dem Czar und dem Sultan stand die hohe griechische Geistlichkeit in der Türkei ganz auf Seiten des letzteren, der ihr einmal bequemer war, als jener; doch konnte ihr an einer gründlichen Demüthigung der glaubensverwandten Macht, die ihre Interessen zwar von fern schwer bedrohte, sie aber doch auch oft geschützt hatte, nichts liegen, und so war man ziemlich vergnügt, als der Frieden Rußland nur erschüttert, nicht ohnmächtig geschlagen aus dem Conflict löste.

Die günstige Stimmung für Rußland sollte indeß nicht lange währen. Es suchte allenthalben die verlorenen Positionen wieder zu gewinnen, und es warf seine Blicke mehr wie je vorher auf das Mittelmeer. An die Stelle der im Hafen Sebastopols versenkten Kriegsschiffe trat rasch eine Flotte großer Handelsdampfer, welche in den Häfen der Levante der westländischen Rhederei Concurrenz machte. Diese Schiffe führten dem gelobten Lande nie gesehene Massen von Pilgern aller Stände zu. Außerdem aber wurde der angefangne Palast des Delegaten der russischen Synode vollendet, und man vernahm im griechischen Patriarchat mit nichts weniger als gelindem Schauder, daß es sich jetzt in Petersburg nicht mehr

bloß um einen einzelnen in der heiligen Stadt anzusiedelnden Prälaten, sondern um eine ganze geistliche Mission mit einem Bischof an der Spitze handele, daß man für die russischen Pilger russische Klosterherbergen und Spitäler und sogar eine Kirche zu erbauen gedenke, in der sie ihre Seelen an dem gewohnten „Gospodi pomilui" erquicken könnten.

Und es verhielt sich wirklich so. Um den großartigen Plan durchzuführen wurde unter den Auspicien Großfürst Konstantins eine Collecte veranstaltet, die im Verlauf eines Jahres die gewaltige Summe von fast anderthalb Millionen Silberrubeln ergab. Man fand in dem Inspector der geistlichen Akademie zu Petersburg, einem jungen Mann, der sich bei angenehmem Aeußern ebensowohl durch kirchliche Gelehrsamkeit wie durch feine gesellschaftliche Formen auszeichnete, die geeignete Persönlichkeit für den neuen Bischofssitz, und noch vor Ostern 1858 erschien der Genannte mit einem Gefolge von Diakonen und Chorsängern und eskortirt von den russischen Consularchargen Syriens in der heiligen Stadt. Der Eindruck, den er machte, war ein sehr günstiger, selbst die griechische Geistlichkeit, sonst nur für klingende Liebenswürdigkeiten empfänglich, machte zu seinen gewinnenden Manieren ein freundliches Gesicht.

Gleichwohl vermochte die Liebenswürdigkeit der Person des Monsignor Cyrillus das Unliebsame der von ihm vertretenen Sache nicht aufzuheben. Die Russen brachten, wenn sie sich selbständig in Jerusalem einrichteten, eine Zweiheit in die Vertretung der rechtgläubigen Kirche am heiligen Grabe. Das Patriarchat verlor, was ihm das Wichtigste, einen großen Theil seiner Einnahmen, und zwar nicht bloß die russischen Collecten und die Spenden der Pilgermujiks in den Klöstern, sondern wahrscheinlich auch die Gaben aller übrigen slavischen Hadschis, von denen man fast mit Gewißheit annehmen konnte, daß sie sich schon der jedenfalls wohlfeilern und reichlichern Beköstigung wegen den neu zu begründenden Pilgerherbergen zuwenden und sich so gewöhnen würden, das russische Bisthum als ihren geistlichen Mittelpunkt zu betrachten. Die Con-

currenz nöthigte ferner zu Anstrengungen, die über den hergebrachten Schlendrian hinausgingen, und endlich konnten, falls die Russen sich hier festsetzten, die Geistlichen derselben von der Bewerbung um kirchliche Würden, die bisher nur an Griechen verliehen worden, nicht wohl mehr fern gehalten werden. Man konnte ein russisches Episkopat ohne eignen Grund- und Häuserbesitz in Jerusalem zur Noth dulden, nicht aber ein solches, welches eigne Anstalten zur Unterhaltung der Pilger besaß. Aus diesen Erwägungen gestaltete sich die Politik des Patriarchats dem Bischof Cyrillus gegenüber. Während dieser noch zögerte, sich in Betreff des Planes mit jenem zu benehmen, und während er es verschmähte, sich den guten Willen der türkischen Behörden mit dem üblichen goldnen Schlüssel zugänglich zu machen, hatte man griechischerseits schon gehandelt, und Pascha Surevah war bereits auf sein von den Griechen bezahltes Verlangen im Besitz eines Verhaltungsbefehls der Pforte, der ihn anwies, künftig jeden Ankauf von Jerusalemer Häusern und Grundstücken durch Christen als den Interessen des Islam schädlich zu verhindern.

Dieser Befehl wäre bei der allgemeinen Corruption der türkischen Beamten kein unübersteigliches Hinderniß gewesen, aber Bischof Cyrill verfiel, als er fand, daß seine eignen Glaubensgenossen dahinterstanden, in Niedergeschlagenheit und wagte auch dann nicht energisch vorzugehen, als die Griechen bald nach Veröffentlichung jenes Befehls eine auffallende Ausnahme für sich durchsetzten. Mit der Gelassenheit des anständigen Mannes ertrug er es, daß ihm die Griechen die Thür aus seiner Wohnung in den Klostergarten vermauerten, aber für seinen Plan that er wenig, und auch dieses Wenige führte nicht nach dem Ziele, da seine Unerfahrenheit ihn in die Hände eines italienischen Schwindlers fallen ließ, der ihm nur Geld kostete.

Die Erfolglosigkeit seiner Bestrebungen ließen endlich in Petersburg den Entschluß reifen, dem Bischof weltlichen Succurs zu senden und in einem zu Jerusalem selbst residirenden russischen Consul ein

Gegengewicht gegen den bösen Willen des Patriarchats in die Wagschale zu legen. Bevor dies aber geschah, erschien aus dem Petersburger Marineministerium der „Civilgeneral" Mansuroff als neue Person mit neuen Plänen auf der Bühne dieses unerquicklichen Schauspiels.

Das erwähnte großartige Unternehmen der Dampfschifffahrt auf dem Mittelmeer, ausgegangen von höchster einflußreichster Stelle in Petersburg, vom Staate unterstützt, mit den größten Erwartungen begonnen, von Mansuroff, dem klugen Günstling des Großfürsten und Großadmirals, geleitet, wollte durchaus die Dividenden nicht abwerfen, die man erhofft, ja es ergaben sich sogar bedeutende Verluste. Andrerseits hatte Bischof Cyrill in Jerusalem mit seiner bisherigen Amtsführung bewiesen, daß er sich auf zweckmäßige Anlage des für die Landankäufe und Bauten in der heiligen Stadt gesammelten Kapitals nicht verstehe. Das eine wie das andere Unternehmen stand in engster Beziehung zum Marineministerium: das der Dampfschiffe wurde von demselben direct verwaltet, das der Klosterbauten hatte den nervus rerum, die dafür eingegangnen anderthalb Millionen in den Kassen desselben liegen. Es war kein unpraktischer Gedanke, beide Unternehmungen mit einander zu verschmelzen oder doch in Wechselwirkung zu bringen, und um diesen Gedanken zu verwirklichen entwarf Mansuroff folgenden Plan:

Das Marineministerium als oberste Verwaltungsbehörde der Dampfschifffahrtsgesellschaft nimmt die Ausführung auch der beabsichtigten religiösen Stiftungen für Palästina in die Hand. Ein besondrer Agent der Gesellschaft geht nach Jerusalem, um den Pascha günstig zu stimmen, Grund und Boden anzukaufen und die Bauten zu beginnen. In Jaffa und Ramleh werden ebenfalls große Herbergen für russische Pilger errichtet. Endlich wird die Küste mit der heiligen Stadt durch eine fahrbare Straße verbunden.

Bis hierher konnte sich Bischof Cyrill dem Plane freudig anschließen. Aber Mansuroff ging weiter. Die mit den für das Bisthum gesammelten Geldern von der Actiengesellschaft gemachten

Anlagen sollten nach der Meinung des Civilgenerals letzterer als Eigenthum verbleiben. Auf den Schiffen der Gesellschaft sollten die russischen Pilger nach Jaffa, auf ihren Wagen nach Jerusalem gebracht werden, in ihren Hospizen und Hospitälern sollten sie verpflegt, von ihr auf dem Wege mit Speise und Trank versorgt werden, und für das alles beanspruchte die Gesellschaft nichts als die Almosen, welche jene den heiligen Orten zuwenden wollten. Der Zweck der Wallfahrt, d. h. der an besagten heiligen Orten für die besagten Almosen zu erlangende Ablaß sollte den Leuten darum nicht verloren gehen. Die Gesellschaft dachte sich deshalb mit dem Patriarchat über eine dem Werth des Sündenerlasses angemessene, natürlich geringfügige Pauschalsumme zu verständigen und den Rest als ihren Gewinn einzustecken. Nachdem dies geordnet, sollte durchs ganze heilige Russenreich eifrig für die Wallfahrten nach Zion agitirt werden, und so stand zu hoffen, daß es bald gelingen werde, den Actionären der Gesellschaft aus den Ueberschüssen der Almosen eine fette Dividende zu gewähren.

Daß Bischof Cyrillus auf einen solchen Plan, mit welchem das Marineministerium die Verwerthung der russischen Religiosität für ein Actienunternehmen betrieb, nicht eingehen würde, stand von vornherein fest. Deshalb beeilte man sich, seinem Widerspruch dadurch Schweigen aufzuerlegen, daß man dem nach Palästina zu sendenden Agenten der Dampfschifffahrtsgesellschaft zugleich den Posten eines Consuls zu verschaffen suchte. Das Ministerium des Auswärtigen machte Schwierigkeiten, indeß stand hinter Mansuroff eine zu einflußreiche Persönlichkeit, als daß es nicht hätte gelingen müssen, dem Betreffenden wenigstens provisorisch zu dem Consulat zu verhelfen.

Im October 1858 traf der neue Consulatsverweser, ein Herr Dorgobujinoff in Jerusalem ein. Er wurde von Cyrillus und ebenso von der griechischen Geistlichkeit mit größter Feierlichkeit empfangen. Als er aber daran ging, den gewünschten Grundbesitz zu erwerben, minirte der um das Patriarchat geschaarte Klerus so

geschickt, daß er trotz der großartigen Mittel, die ihm zu Gebot standen, nichts erreichte und sich endlich mit dem inzwischen angelangten Mansuroff entschließen mußte, außerhalb Jerusalems, wo der Boden zwar nicht heilig, aber doch käuflich war, Terrain für die beabsichtigten Klöster, Herbergen und Paläste des Bisthums zu erwerben. Cyrillus, davon in Kenntniß gesetzt und jetzt vollkommen darüber aufgeklärt, daß es sich nicht mehr um eine bischöfliche Stiftung, sondern einfach um eine für die Actiengesellschaft zu errichtende große Pilgerherberge handle, in der für den Bischof eine Wohnung eingerichtet werden solle, verständigte sich mit der jetzt zu erheblichen Concessionen geneigten griechischen Geistlichkeit, erhob beim Civilgeneral Protest gegen den Plan und wendete sich zu gleicher Zeit an die Synode und die Regierung. Vergebens: Mansuroff berief sich auf den Willen seines Großfürsten, die Synode gab dem Bischof zwar recht, wagte aber nicht gegen jenen großfürstlichen Willen zu verfahren, und das Ministerium verhielt sich ebenso. Cyrill blieb gleichwohl bei seinem Widerspruch, als Mansuroff abreiste, brach jener allen Verkehr mit dem Consul ab, und nun sank die ganze Angelegenheit in das Bereich des Skandals herab. Dorgobujinoff lockte die Untergeistlichen des Bischofs an sich, dieser bediente sich unvorsichtig jenes italienischen Schwindlers zu Intriguen gegen den Consul. Man buhlte auf beiden Seiten um die Sympathie des fränkischen Publikums, man erfand hüben wie drüben garstige Klatschgeschichten von dem Privatleben des Gegners (Bischof Cyrillus ist ein auffallend schöner junger Mann, und gewisse russische Fürstinnen, die als Pilgerinnen hierher kamen, sollen sich lediglich deshalb so lange in Jerusalem aufgehalten haben, um möglichst lange als Schäflein von einem so anmuthigen Hirten geweidet zu werden) und von den indiscreten Mittheilungen der beiden Parteien zehrte die schadenfrohe, anekdötchensüchtige Welt der diplomatischen Cirkel von El Kods noch zur Zeit meiner Anwesenheit.

Waren die Kräfte der Gegner in diesem kleinen Krieg sich gleich, und gab der Consul durch wirklich anstößiges Leben sogar bei

weitem mehr Blößen, als sein Widerpart, so hatte Dorgobujinoff den großen Vortheil, im Besitz der Fonds zu sein, und mit diesen gelang es ihm denn auch sehr bald, ein Stück Feld vor dem Damaskusthor zu erwerben. Der Bischof seufzte laut über solche Vergeudung des heiligen Schatzes zum Ankauf unheiligen Landes. Das Patriarchat remonstrirte bei Pascha Sureyah auf Grund seiner frühern Zusagen, aber das Geschehene ließ sich nicht rückgängig machen, und der Pascha behauptete nur für das Innere der Stadt Verpflichtungen übernommen zu haben.

Zwar erfreute sich der zu Gunsten der Actiengesellschaft entworfene Plan Mansuroffs in Petersburg nur sehr sporadischen Anklangs. Auch fragte sichs sehr, ob die Pforte, welche soeben die von der russischen Gesandtschaft begehrte Erlaubniß zum Bau der beabsichtigten Fahrstraße von Jaffa nach Jerusalem rundweg abgeschlagen, die Errichtung von Gebäuden auf jenem ganz innerhalb des Festungsrayons der Stadt gelegenen Terrain gestatten würde. Aber Mansuroff und der Consul waren ihrer Sache sicher. Sie wußten, daß sie auf Großfürst Konstantin zählen konnten, zwischen dem und der Synode der Streit eigentlich geführt wurde. Daß sie sich nicht verrechnet hatten, wird ein späteres Capitel zeigen. Hier kam es nur darauf an, die Zerrissenheit, Zanksucht und Selbstsucht der orthodoxen Kirche in das gebührende Licht zu stellen.

Wenn diese Kirche trotzdem äußerliche Fortschritte macht, so erklärt sich das zwar zunächst daraus, daß die Zahl der von ihr zu schröpfenden Pilger stärker ist, als die, welche die andere Hauptconfession unterstützt, und daß überhaupt das Interesse des russischen und griechischen Volkes an dem heiligen Lande sich reger bethätigt, als das der westlichen Nationen. Es giebt aber auch noch eine andere Erklärung. Die Griechen haben es leicht, Eroberungen zu machen, da auch ihre Hauptgegner, die Lateiner, in zwei große Lager getheilt, sich heftig und ausdauernd befehden.

Die Lateiner, d. h. die sich zur römisch-katholischen Kirche bekennenden Christen der Terra Santa, bestehen theils aus arabischen

Eingebornen, die meist durch Bekehrung*) gewonnen worden sind, theils aus eingewanderten Italienern, Franzosen, Spaniern und Deutschen. Sie sind zum größern Theil arm und zählen, während die Griechen gegen zweitausend Köpfe stark sein sollen, nur ungefähr neunhundert Seelen. Ihr Centrum, gewissermaßer ihre Burg, ist seit alten Zeiten das Franciskanerkloster St. Salvator, welches, von den Arabern Dejr El Frandsch genannt, nicht fern vom Jaffathor im Nordwesten der Stadt liegt. Es ist ein ausgedehnter solider Bau, dessen Terrassen eine gute Aussicht über ganz Jerusalem bieten, und in dem jetzt durchschnittlich sechzig Mönche wohnen. Der Vorstand derselben führt den Titel Guardian und Custos des heiligen Landes. Mit dem Kloster ist eine Kirche, eine Schule und in der sogenannten Casa Nuova eine Pilgerherberge verbunden. Außerdem enthält es eine Druckerei, deren Vorstand 1859 ein deutscher Jesuit, Pater Heribert war, und mehrere Werkstätten, in welchen Laienbrüder Schmiede-, Tischler-, Schuster- und Schneiderarbeiten verfertigen. Obwohl der Brüderschaft wiederholt bedeutende Schenkungen zuflossen und aus Oesterreich alljährlich der Ertrag einer Collecte hierher gelangt, ist das Kloster, da seine Ausgaben fast immer bedeutender waren, als die Einnahmen, tief verschuldet. Die Mönche, die von den Einen als unwissende Tröpfe, verbannte Banditen u. s. w., von den Andern als halbe Engel und treue Hüter und Verkünder der untrüglichen Ueberlieferungen geschildert werden,**) betrachten sich, und zwar nicht mit Unrecht, da ihre Congregation der Grundstock der lateinischen Gemeinden in Palästina ist, als Eigenthümer des Antheils, den die katholische Kirche an den heiligen Stätten hat, und sie schalteten und walteten früher fast uneingeschränkt und nur dem Papst verantwortlich über die Mittel, die ihnen gespendet wurden, und die Institute, die mit ihrem Kloster und den übrigen Franciskanerhäusern der Terra Santa verbunden sind. Seit einigen Jahren

*) Nicht vom Islam, sondern von andern christlichen Sekten und vom Judenthum.

**) Ich habe bei ihnen nur Gutherzigkeit, Gefälligkeit und Gastfreundschaft bei großer geistiger Beschränktheit gefunden.

aber ist ihnen in der Person des Monsignore Giuseppe Valerga, eines Piemontesen, welcher, nachdem er eine Zeit lang Missionär in Mossul gewesen, zum Patriarchen von Jerusalem ernannt wurde, ein Vorgesetzter gegeben worden, welcher, indem er den Ansprüchen des Guardians und Custos auf Autonomie schroff gegenübertrat, den armen altväterisch behaglich hinvegetirenden Fratern zu einem wahren Pfahl im Fleisch wurde. Der Kampf, der sich hieraus entspann, und der noch im Sommer 1859 mit allerlei Ränken, Skandalen und Kniffen fortgeführt wurde, ist zu belehrend, als daß ich über seine Taktik, seine Erfolge und Niederlagen nicht einiges Ausführliche mittheilen sollte.

Die folgenden Bilder werden von allen hier gebrachten am wenigsten Heiligenschein haben, und Pater Heribert wird unter sie kaum in majorem Dei gloriam schreiben wollen, aber man wird daraus einige nützliche Schlüsse auf das Leben der katholischen Kirche im Orient ziehen können.

Die Beweggründe, welche den Patriarchen Valerga bei seinen Angriffen auf die Franciskaner leiteten, scheinen zunächst in seiner Herrschsucht und sodann in seiner Hinneigung zu Frankreich gelegen zu haben. Vielleicht kamen dazu noch pecuniäre Absichten. Sein eigentlicher Wirkungskreis ist der Libanon mit seinen seit etlichen Jahrzehnten unter die geistliche Gewalt des Papstes getretenen Maroniten. Die Klöster der Terra Santa standen, wie angedeutet, bisher unter der unmittelbaren Oberaufsicht des römischen Stuhles. Valerga suchte dieses Verhältniß dahin zu ändern, daß ihm als Bischof die Entscheidung aller wichtigern Fragen in Bezug auf die lateinischen Ordenshäuser Palästinas zugehören sollte, und es gelang ihm, in Rom seinen Wunsch wenigstens theilweise durchzusetzen, wie es scheint, indem Frankreich ihm Unterstützung gewährte. Dafür wird er sich zu Gegendiensten anheischig gemacht haben, die ihm als Piemontesen um so leichter fallen konnten, als er damit dem österreichischen Interesse entgegentrat. Die Franciskaner waren stets auf österreichischer Seite, einmal weil sie in Wien den sichersten

Hort des Katholicismus erblickten, dann aber weil ihnen von dorther das meiste Geld zufloß. Als sie den Patriarchen mit dem französischen Consul verbündet sahen, wuchs diese Stimmung zu offner Parteinahme.

In der Frage der heiligen Stätten war Oesterreich mit Frankreich gemeinsam gegen Rußland vorgegangen. Als dieselbe nicht mehr auf der Tagesordnung war, entzweiten sich die beiden katholischen Mächte, oder es begann wenigstens eine Art stiller Minenkrieg, mit dem man sich den Einfluß auf die Glaubensgenossen im Orient streitig zu machen suchte. Derselbe datirt von der Errichtung des österreichischen Consulats in Jerusalem. Der Zweck dieser Schöpfung war zwar zunächst der, daß damit für die österreichischen Unterthanen in der heiligen Stadt und für die Pilger aus den kaiserlichen Landen eine Stelle des Rechtsschutzes geschaffen werden sollte. Damit aber verband sich die Absicht, den Bestrebungen Frankreichs, das hier wie überall im Osten, Süden und Norden des Mittelmeeres Fuß zu fassen, sein Protectorat über die katholischen Christen des Morgenlandes deutlicher hervortreten zu lassen und das Protectorat über die Klöster wo möglich in Eigenthum zu verwandeln 'suchte, Widerstand entgegenzusetzen. Jene Bestrebungen waren bisher mit Erfolg gekrönt worden. Obwohl die katholischen Institute im heiligen Lande für die ganze katholische Welt bestimmt sind, und obwohl sie keineswegs vorzugsweise aus französischen Mitteln erhalten und erweitert werden — Frankreich zahlte als Staat von der ersten Revolution an bis auf Ludwig Philipp gar nichts und giebt auch jetzt nur jährlich ein Neujahrsgeschenk von zweitausend Franken, während Oesterreichs bisher stets mehr als das Zwanzigfache dieser Summe sendete — so war es doch bis 1849 bei der Unaufmerksamkeit und dem Ungeschick der Vertreter der Wiener Regierung in Syrien Gebrauch, wenn eine neue katholische Anstalt errichtet wurde, dieselbe als von Frankreich gegründet zu betrachten. Man betete bei allen großen kirchlichen Functionen, beim Pontificale u. s. w. nur für den Beherrscher Frankreichs als Pro-

tector des heiligen Grabes, obschon nach den Verträgen ein solches Separatprotectorat der französischen Krone nicht besteht, die Auffassung der Stellung dieser Macht zu den heiligen Orten als der einer Schutzmacht vielmehr nur auf dem Usus beruht. Oesterreich verlangte nun Gleichstellung aller katholischen Mächte, der Patriarch weigerte sich dessen. Die Wiener Regierung suchte beim Papste die Erfüllung ihrer Wünsche durchzubringen, und man will hier Zusagen auf Abstellung des Mißbrauchs erwirkt haben, auf deren Verwirklichung man aber wohl noch so lange zu warten haben wird, als Frankreich dem Papste mehr imponirt wie Oesterreich.

Als das Consulat inne wurde, daß es auf einen raschen Erfolg in dieser Sache verzichten müsse, begann es in Wien den Gedanken anzuregen, von den bisher an die Custodie des heiligen Landes gezahlten Collectengeldern nur noch so viel zu schicken, als nothwendig sei, um sagen zu können, man trage überhaupt noch zur Erhaltung der hiesigen katholischen Institute bei. Die Hauptmasse sollte von jetzt ab auf Gründung von Anstalten verwendet werden, welche den Namen Oesterreichs führen und ganz unzweifelhaft Separatbesitz dieser Macht, wenn auch für alle Katholiken bestimmt, sein sollten. Es war nicht die Meinung, damit das Protectorat Frankreichs in Frage zu stellen; nur die Anmaßung der Franzosen, allein für Schutz und Förderung der katholischen Interessen in Palästina zu sorgen, allein hier Besitz zu haben, sollte in die gebührenden Schranken zurückgewiesen werden. So begann man vor drei Jahren mit Errichtung eines österreichischen Pilgerhauses, welches jetzt vollendet und das schönste weltliche Gebäude Jerusalems ist. So sollte ferner die Druckerei im Salvatorkloster, die, wie bemerkt, 1839 bereits unter der Direction eines Wiener Geistlichen stand, sobald als möglich ganz von österreichischem Gelde erhalten und damit in ein specifisch österreichisches Institut verwandelt werden. Der Patriarch konnte dagegen nichts Erfolgreiches thun, indeß machte er seinem Verdruß dadurch Luft, daß er einerseits die Mönche, andrerseits den Consul nach Kräften ärgerte.

Als der Grundstein zum Pilgerhaus gelegt werden sollte, weigerte sich Valerga, die übliche Weihe der Kapelle vorzunehmen, und als der Guardian Reverendissimus der Franciskaner für ihn eintrat, zog er ihn darüber zur Rechenschaft, weil er nicht Bischof sei, worauf jener schwach genug war, die durch ihn erfolgte Einsegnung abzuleugnen. Dann richtete der Monsignore seine Angriffe direct gegen die Person des Consuls, indem er ihn — ich weiß nicht, ob beim Papst oder in Wien — anklagte, er habe sich monatelang Lebensmittel von den Franziskanern liefern lassen, habe einen ganzen Sommer im Kloster zu Bethlehem gewohnt, seine Schwester während einer Reise dort untergebracht, ohne eine einzige dieser Leistungen zu vergüten. Der Angeschuldigte vertheidigte sich, indem er die betreffenden Quittungen vorwies. Valerga machte dagegen geltend, die Mönche, die dem Herrn Consul jene Gefälligkeiten erwiesen, würden ihm, um seine Protection zu behalten, auch die Bescheinigung seiner Uneigennützigkeit nicht verweigert haben. Trotz dieser und ähnlicher Beleidigungen stattete von Pizzamano als kaltblütiger Charakter dem Patriarchen gelegentliche Staatsvisiten ab, und dies gab Gelegenheit zu neuen Insulten. Als er sich einmal melden ließ, wurde er zwar bis ins Vorzimmer gelassen und der Diener riß die Thür zum Sprechsaal weit auf. Wie der Consul aber eintreten wollte, hörte er Monsignore, der auf dem Tische saß, sagen: „Melden Sie dem Herrn, ich hätte jetzt keine Zeit für ihn."

Mit tiefer sittlicher Entrüstung wendete sich der Mann von Gefühl von einer solchen Behandlung eines Functionärs ab, der als Mitglied der Diplomatie die Gesetze der Etiquette doppelt hoch halten, ihre Verletzung doppelt schwer empfinden mußte. Aber vergeuden wir unser Mitleid nicht vor der Zeit: es sollte noch ärger kommen.

Bald nach jenem Vorfall langte der Herzog von Brabant in Jerusalem an und stieg im Hause von Pizzamanos ab. Als er das Bedürfniß fühlte, in der heiligen Stadt das Abendmahl zu

nehmen, begleitete ihn der österreichische und der französische Consul (damals Botta) nach der Kirche. Der Patriarch benutzte hier ein Versehen von Pizzamanos, um dem Gehaßten einen neuen Schlag beizubringen. Beiden Consuln waren die sogenannten consularischen Ehren zugesagt, die darin bestehen, daß für jeden Vertreter der fremden Regierungen in der Kirche ein besonderer Sessel nebst Teppich bereit gehalten, ihnen an der Thür von einem Priester, das Weihwasser gereicht und dann vor andern Laien und selbst vor den anwesenden Priestern die Hostie dargeboten wird. Nun aber war von Pizzamano, da der Herzog nicht in Uniform ging, in Civilkleidern erschienen, und dieser Umstand war genug, ihm jene Gebühr vorzuenthalten. Er fand zwar seinen besondern Sessel vor, als er jedoch mit dem französischen Consul an den Altar trat, um das Abendmahl zu empfangen, wurde er zurückgewiesen, und der Franzose erhielt die Hostie allein. Dann erst winkte man ihn wieder heran, aber er lehnte jetzt ab, und mit ihm verließ die ganze österreichische Pilgerkarawane die Kirche, ohne die Communion genommen zu haben. Diese Kränkung war zu schwer, als daß sie nicht von Wien eine Entschädigung erfordert hätte, und so wurde dem Opfer des patriarchalischen Hasses der Generalconsulstitel verliehen, dem, wenn ich nicht irre, Belgien einen Orden hinzufügte.

Der nunmehrige Generalconsul konnte sich übrigens über die damals erfahrene Unbill auch damit trösten, daß es dem Nachfolger des französischen Würdenträgers, der ihm bei jener Gelegenheit vorgezogen worden, kurz vor meiner Ankunft nicht besser erging. Nachdem der jetzige Consul Frankreichs lange Zeit, sicher nicht aus Neigung zu der Persönlichkeit des Monsignore, sondern weil dieser im Sinne der Pariser Prätensionen wirkte, die Partei des Patriarchen vertreten, hatte er sich endlich, worüber, ist gleichgültig, mit ihm überworfen. Die Strafe folgte dem auf dem Fuße. Am Feste Mariä Empfängniß begab sich der Consul zur Kirche, ohne den Patriarchen, wie dieser erwartet, abzuholen. Die Folge war, daß

dem Unglücklichen, als er in die Kirche trat, kein Weihwasser gereicht wurde und die Geistlichen Valergas sich so stellten, daß er nicht zu seinem Tabouret gelangen konnte. Er verlangte nun durch einen Parlamentär das ihm gebührende Wasser, aber ein Priester machte ihm über den Köpfen der Menge das bekannte Zeichen mit den Fingern, wodurch der Italiener emphatisch ausdrückt: „Es giebt durchaus nichts, Signor!" und der Verhöhnte mußte unbeweihwassert abziehen. Ein Zeugniß für die kläglich kleinstädtische Art, in der man hier Politik treibt, ist der Umstand, daß der Herr Consul sich sofort zu einem Besuch bei der Gegenpartei, dem Reverendissimus der Franciskaner begab.

Inzwischen setzte der Patriarch seinen Kampf mit den widerborstigen Mönchen rüstig fort, ohne jedoch große Erfolge davonzutragen. Er beanspruchte für sich und die von ihm gegründeten Anstalten ein Drittel der Einnahmen des Klosters. Dieses weigerte sich und appellirte an den Papst, dessen Räthe nach langwierigen Verhandlungen das Abkommen trafen, daß der Patriarch jährlich 16,000 spanische Thaler von jenen Einnahmen haben sollte. Daß man ihm diese ausgezahlt, konnte er sich noch im Jahre 1859 nicht rühmen, und so war er auf das beschränkt, was ihm die Propaganda de Lyon sendete. Er wünschte ferner die Franciskaner ganz wegzuschaffen und an ihre Stelle französische Lazaristen einziehen zu lassen. Auch dieses ist völlig mißlungen. Verschiedene Wege wurden versucht, die Mönche zu Fall zu bringen, aber keiner führte zum Ziel. Das folgende Beispiel für die Methode, mit welcher der Monsignore und das ihn unterstützende französische Consulat dabei verfuhr, ist charakteristisch sowohl in Bezug auf den hochwürdigen geistlichen Herrn und seine weltlichen Bundesgenossen, als in Bezug auf seine Gegner.

Ein Spanier C. schreibt an die Väter Franciskaner, ob ein reicher alter Herr wie er in Jerusalem angenehm leben könne, wozu er den Genuß von Theater, Abendunterhaltungen, Spazierfahrten u. dgl. m. rechne; er gedenke in diesem Fall seinen Lebensabend

hier zu beschließen. Es wird ihm, vermuthlich in der Hoffnung auf ein ansehnliches Legat, bejahend geantwortet. Er kommt an, und obwohl er es anders finden mußte, zeigte er sich über den Unterschied zwischen Brief und Wirklichkeit durchaus nicht verwundert. Er hatte eine junge hübsche Dame mitgebracht, die er für seine Nichte ausgab, und deren Betragen ihren Namen — sie hieß Donna Innocenza — vollständig zu rechtfertigen schien. Nun begab sichs, das Onkel C. einige Wochen nach seiner Ankunft in Geschäften nach Jaffa verreisen mußte. Er ließ die Nichte in Jerusalem zurück. Diese fühlte sich, als er länger ausblieb, unbehaglich und einsam, eine Empfindung, welche, als einer der höher gestellten Patres von St. Salvator ebenfalls nach Jaffa reisen mußte, so stark wurde, daß sie bat, sich dem geistlichen Herrn anschließen zu dürfen. Nach einigen Schwierigkeiten erlaubte man dies. So ritten sie zusammen nach Ramleh, wohin ihnen der Kanzler des französischen Consulats auf dem Fuße folgte. In Ramleh erhielten sie, wie billig, weitauseinandergelegene Zimmer und waren eben im Begriff, schlafen zu gehen, als das Fräulein Furcht vor den Blicken des Kanzlers äußerte, den sie erst jetzt bemerkt haben wollte, und dem sie unchristliche Absichten auf ihre jungfräuliche Unschuld zuzutrauen angab. So bat sie den Pater, sie die Nacht in einem Gemach neben dem seinen zubringen zu lassen, von dem sie wußte, daß seine Thür nicht zu verriegeln war. Der würdige Priester gestattete es, nichts Arges ahnend, und es ist nicht ganz undenkbar, daß auch nichts Arges vorging.

Am nächsten Morgen kamen sie nach Jaffa, und hier hatte die Donna nichts Eiligeres zu thun, als zu ihrem Oheim zu stürzen, sich ihm, der — zufällig — große Gesellschaft bei sich hatte, zu Füßen zu werfen und ihm unter Thränenströmen zu gestehen, daß — daß der böse Pater A. in jener Nacht zu Ramleh in ihre Kammer gedrungen und — und ihr die Ehre geraubt. Der Oheim verzieh ihr mit dem milden Lächeln wehmüthiger Großmuth, setzte sich aber sofort, nachdem die erschrockene Gesellschaft aufgebrochen, an seinen

Tisch und schrieb an den Reverendissimus zu Jerusalem einen Brief, in dem er die Unthat erzählte, Genugthuung forderte und die Sache öffentlich zu machen drohte, wofern man ihm nicht — den Pater exemplarisch bestrafte? Nein, Don C. war auch gegen den Uebelthäter der großmüthige Spanier. Er versprach zu schweigen, wenn ihm das Kloster ohne Verzug die Summe von 80,000 spanischen Thalern auszahle.

Die Mönche ließen sich durch diese Großmuth nicht verblüffen, und so kam es zur Untersuchung. Der französische Kanzler trat als Zeuge auf. Der Pater leugnete. Monsignore Valerga nahm sich der Angelegenheit gegen die Franciskaner an, und so gelangte der Prozeß zuletzt vor das Forum des Papstes. Hier wurde er zu Gunsten der Mönche entschieden, und zwar einfach deshalb, weil die angestellten Recherchen über die Vergangenheit der klagenden Partei ergaben, daß Fräulein Unschuld bereits in Algier ein Kind gehabt und zwar von niemand anders als dem großmuthreichen Oheim. Das Ganze war eine Intrigue des Patriarchen im Verein mit dem französischen Consulat gewesen. Der spanische Viceconsul in Jaffa, von jenem mit einem Darlehn von etlichen tausend Piastern gewonnen, gegen die Franciskaner zu handeln, enthüllte, von letzteren — natürlich wieder mit dem silbernen Stimmhammer — umgestimmt, die ganze widerliche Intrigue, und der Vertreter Spaniens in Jerusalem, eine energische Natur, würde die betreffende Dame trotz der Gegenmaßregeln der türkischen Regierung, die mit im Complott war, verhaftet und als Verläumderin eines Priesters in ein spanisches Zuchthaus abgeliefert haben, wenn die Partei, der sie zu dienen versucht, sie nicht in Mannskleidern aus der Stadt und dem Lande spedirt hätte.

Der ganze Prozeß ist in Rom gedruckt worden und ein Exemplar davon in die Hände der Franciskaner von St. Salvator gelangt, bei denen mein Gewährsmann es gelesen hatte. Monsignore Valerga ließ es, als ihm davon Kunde geworden, auf Grund der kirchlichen Obedienz abfordern.

Bezeichnend ist noch, daß der Patriarch den erwähnten Spanier, während der Prozeß schon im Gange war, zum Ritter des heiligen Grabes ernannte.

Aehnliche erbauliche Anekdoten werden mehrere erzählt. Es mag aber hier mit der einen genug sein. Mögen sie in allem Detail oder nur in den Hauptpunkten wahr sein, zwei Thatsachen dürften nach meinen Erkundigungen feststehen, einmal, daß man sich auf beiden Seiten, vorzüglich aber auf der des Patriarchen, unwürdiger, bisweilen selbst schmutziger Mittel bediente, um den Gegner aus dem Sattel zu heben, und sodann, daß die moralischen Zustände unter den lateinischen Familien Jerusalems sich seit der Ankunft Monsignore Valergas und seiner Weltgeistlichen sehr zum Argen verändert haben.

Eine protestantische Gemeinde besteht in Jerusalem erst seit etwa zwanzig Jahren. Doch waren schon einige Decennien früher einzelne Evangelische hier ansässig. Die ersten Ansiedler waren Agenten der englischen Judenmission, die im Jahre 1820 ihre Arbeit in Palästina begann. 1834 erschienen Amerikaner, welche sich an die Bekehrung der Griechen machten, damit aber keine Erfolge erzielten und bald wieder abzogen. Das Jahr darauf setzten sich die englischen Missionäre fester, und man dachte an Erbauung einer Kirche. 1838 wurde der Bauplatz dazu erworben, 1842 der Grundstein gelegt, 1848 war sie vollendet. Sie steht auf dem Zion, vielleicht an der Stelle, die einst der Palast des Herodes einnahm, und nimmt sich recht gut aus. Der Stil ist der gothische. Ein Thurm fehlt, und so hat man die Glocke am Eingang aufgehangen. Das Innere erinnert durch die über dem Altar angebrachte schwarze Marmortafel, auf der man in hebräischen Goldbuchstaben das Vaterunser und die zehn Gebote liest, an die ursprüngliche Gestalt der Gemeinde, in welcher sie zu drei Vierteln ihrer Glieder aus getauften Juden bestand. Auch ihr erster Bischof — er hieß Alexander Wolff und traf 1841 hier ein — war von Geburt Israelit.

Im Jahre 1846 kam zu diesem Grundstamm der Protestanten ein anderes Element. Deutsche Handwerker erzählten einem Herrn Spittler in Basel von dem Elend und dem Bettel der Jerusalemer Bevölkerung, und derselbe fand sich dadurch bewogen, hier ein „Brüderhaus" zu gründen. Er schickte einige Handwerker hierher, um das Volk nützliche Dinge zu lehren und nebenbei ein wenig als Laienmissionäre zu wirken. Die Anstalt wollte indeß nicht recht gedeihen, da sie nicht auf genaue Kenntniß der Verhältnisse basirt und die „Brüder" zum Theil übel gewählt waren. Die intelligenteren fanden die ihnen auferlegte Verpflichtung, ehelos zu bleiben, zu hart und traten zu den Engländern über, die ihnen bereitwillig die Heirath gestatteten und auch wohl besser zahlten. Jetzt ist das „Brüderhaus" in der Hauptsache ein kaufmännisches Geschäft, ein großer Kramladen, der namentlich durch die Rührigkeit eines Herrn Löwenthal zu verhältnißmäßig bedeutender Ausdehnung und Blüthe gelangte.

1846 bekam die Gemeinde in Samuel Gobat, einem Berner, der früher Missionär in Habesch, dann Director einer Missionsanstalt auf Malta gewesen, einen neuen Bischof. Fünf Jahre später begründete der bekannte Pastor Fliedner, unterstützt vom König von Preußen, in Jerusalem ein Diakonissenhaus, welches die Bestimmung hatte, Kranke zu pflegen und die Jugend zu unterrichten. 1852 kam in einem der aus Schleswig vertriebenen Geistlichen ein Prediger für den immer stärker werdenden deutschen Theil der protestantischen Gemeinde an. Im nächsten Jahr trat zu der Judenmission eine andere, welche ihr Augenmerk vorzüglich auf die arabischen Christen lateinischen und griechischen Bekenntnisses richtete. Die Zahl der Protestanten Jerusalems betrug im Jahre 1848 nicht mehr als etwa siebzig, jetzt dürfte sie ungefähr dreimal so groß sein. Anfangs fast nur aus Proselyten bestehend, hat die Gemeinde gegenwärtig eine weniger jüdische Physiognomie. Zuerst vorwiegend englisch in der Zusammensetzung ihres fränkischen Theils, begreift sie nun mehr Deutsche als Engländer in sich. Von

letzteren rechne ich 35 bis 40, von ersteren 45 bis 50 zusammen, wobei aber die Kinder mitgezählt sind. Die Zahl der Proselyten soll sich auf etwas mehr als hundert belaufen, und zwar sind davon ungefähr achtzig Procent bekehrte Juden, und der Rest besteht aus Griechen, Latcinern und Armeniern, die zum Protestantismus übergetreten sind. Nur halb zu zählen sind die sogenannten „Enquirer", Juden, die sich zur Annahme des Christenthums gemeldet haben und die Kirche besuchen, aber noch nicht getauft sind. Wie viele deren sind, läßt sich nicht wohl angeben, da dieser Anhang der Gemeinde unsicher und schwankend ist.

Mit dem Bisthum und der Mission stehen ein wohleingerichtetes Hospital und verschiedene Schulen in Verbindung, von denen die Bischofsschule außerhalb der Stadt über dem Gihonthal die am zahlreichsten besuchte ist. Unter deren Zöglingen befinden sich auch einige mohammedanische Knaben, die Mehrzahl gehört Familien arabischer Protestanten an.

Es ist hier nicht der Ort, sich über den Nutzen von Missionen überhaupt zu verbreiten. Wenn aber gewisse Reisende auf der hiesigen einen besondern Segen Gottes ruhen lassen, so ist dem zu widersprechen. Es ist wahr, man hat einige Kinder unterrichtet, Handwerker gebildet und Kranke gepflegt und geheilt, und wenn ich mich auch der Meinung nicht erwehren kann, daß die darauf verwandten sehr bedeutenden Summen besser daheim, wollen sagen in Posen und unter den schlesischen Webern oder in Irland und in den britischen Fabrikdistricten, angebracht worden wären, so bin ich doch der Letzte, der diesen Leistungen die gebührende Anerkennung verweigern, ihren Einfluß auf die Ausbreitung von Cultur und Civilisation leugnen möchte. Für die Hauptsache aber, oder für das, was der Mission Hauptsache ist, für das Christenthum ist wenig gewonnen worden. Man hat die Satisfaction, eine Anzahl Juden und andersgläubige Christen zum Hochkirchenthum bekehrt zu haben, aber man hat andrerseits, indem man sich jenen Juden nicht nur mehr als erlaubt, anbequemte, sondern sie sogar bevor-

zugte, sie als Kinder des auserwählten Volks fast wie eine Art Adel behandelte, einmal diese Proselyten geburtsstolz gemacht, und dann selbst ein gewisses halbjüdisches Wesen angenommen, welches ohnehin schon im Geiste der englischen Kirche liegt.*) Und sehen wir uns diese getauften Juden an, so nimmt sich der Gewinn noch weniger tröstlich aus. Die meisten sind — wenn anders meine Quelle nicht übertreibt — nicht sowohl durch Ueberzeugung als durch ein Verfahren gewonnen worden, welches sich, mit gesundem Menschenverstand betrachtet, nur wenig von einem Kauf unterscheidet. Die Mission ist eine Speculation auf die Armuth der Jerusalemer Judenschaft. Man beschäftigt jüdische Taglöhner unter der Bedingung, daß sie einige Tage in der Woche eine Missionspredigt hören. Man bezahlt jüdische Eltern dafür, daß sie ihre Kinder in die protestantische Schule senden. Man streckt bedürftigen Juden Darlehne vor und läßt sie ihnen, wenn sie „sich gut aufführen" (behave properly), d. h. sich zur Taufe bequemen. Man berichtigt Miethen, schickt Kranken Arzneien, Wöchnerinnen Speise — alles in der Absicht, sie zu fesseln.

Die Folgen dieser Bekehrungsmethode liegen am Tage. Viele der Proselyten melden sich nur, um sich aus der Noth helfen zu lassen und einige sind sogar anrüchige Subjecte, nach deren Vergangenheit man nicht fragen darf, da es die Herren von der Mission in Verlegenheit bringen würde. Man weiß, daß eine Anzahl speculativer Hebräer eigens zu dem Zweck nach Jerusalem gekommen sind, um sich hier taufen zu lassen, wo der Uebertritt einträglicher als anderwärts ist, und es soll Beispiele geben, wo solche in Religionswechsel machende Voyageurs sich auf dem Herwege an verschiedenen Orten das heilige Wasser appliciren ließen, um die Reisespesen zu decken. Eine ziemliche Anzahl von Proselyten sind

*) Man hat bei dem hebräischen Gottesdienst in der Zionskirche Gebetbücher mit den gewöhnlichen jüdischen Synagogengebeten in Gebrauch, welche letzteren nur wenig abgeändert, nur mit einigen Anspielungen auf christliche Glaubenssätze vermehrt sind.

auch, als der pecuniäre Erfolg ihren Erwartungen nicht entsprach, wieder zum alten Glauben zurückgekehrt, und wenn bei meiner Anwesenheit in Smyrna ein dortiger Jude, dem der Missionär für den Uebertritt eine Anstellung als Bibelcolporteur mit vier Pfund Sterling monatlich versprochen, ungenügsamerweise sich wieder zu Moses umwandte, als die Missionsgesellschaft nur zwei Pfund bewilligen wollte, so werden sich dem Vorfall aus dem Wirkungskreis der geistlichen Herren auf dem Zion mehrere ganz ähnliche Metamorphosen an die Seite stellen lassen.

Ich bin weit entfernt, der hin und wieder gehörten Ansicht beizupflichten, die Herren von der Mission wünschten auf diese Weise nur dahin zu gelangen, für die reichen Mittel, die ihnen von London zufließen, in der Zahl der Proselyten entsprechende Ergebnisse aufweisen, gegenüber so und so viel Pfunden so und so viel getaufte Juden buchen zu können. Sie sind, so viel mir bekannt, redliche Seelen, und der Grund ihres Verfahrens, das beiläufig vermuthlich in den meisten Missionen dasselbe ist, liegt wohl vielmehr darin, daß sie dem Taufwasser magische Kraft beimessen, ein Glaube, von dessen Grundlosigkeit sie freilich schon längst die Erfahrung überzeugt haben sollte.

Der Geist, der die Jerusalemer Protestanten mit wenigen Ausnahmen erfüllt, ist eine Mixtur aus englischem Hochkirchenthum, jüdischem Wesen und deutschem Pietismus, wozu sich in neuester Zeit noch ein bedenklicher Chiliasmus gesellt hat, der in der Apokalypse das Hauptbuch des neuen Testaments zu sehen und die Träumereien Elliots als tiefe Wahrheiten zu betrachten scheint. Man hat nicht genug an dem reichlich bemessenen Gottesdienst in der Kirche und hält darum jede Woche noch Betstunden in einem Privathause, wobei außer den Geistlichen auch Laien sich fleißig mit Beten und Ermahnungen vernehmen lassen. Als Ursache dieser Einrichtung gab man mir folgendes an:

Wie in einem frühern Kapitel angedeutet worden, brach im Jahre 1858 in Amerika wieder einmal eins jener „Revivals“ aus,

welche die Gemüther der Yankees von Zeit zu Zeit epidemisch erschüttern. Geistliche wie Laien wurden von dem religiösen Enthusiasmus wie von einer elektrischen Strömung erfaßt, und von Grafschaft zu Grafschaft, von Staat zu Staat pflanzte sich der wilde Taumel fort. Advocaten, Commis, Weiber organisirten sich zu großen Betergesellschaften, schrien unter Zuckungen und Verrenkungen Gott um Erbarmen mit ihrer Sündhaftigkeit an, weissagten von der Nähe des jüngsten Gerichts und trieben allerlei andern gottesfürchtigen Unfug. In Schottland entwickelte sich aus der Kunde hiervon eine ähnliche Epidemie, und selbst in England prickelte und zuckte es.

In Jerusalem sah man in diesem beklagenswerthen Wahnwitz einen besondern himmlischen Segen, eine Art Ausgießung des heiligen Geistes, ein letztes großes Pfingsten der gläubigen Menschheit. Dazu kam die Meinung, daß die Welt in den letzten Jahrzehnten auffallend gottloser geworden, dazu wieder die Gestaltung der politischen und socialen Verhältnisse in Europa, der Aufgang des napoleonischen Sterns, der orientalische Krieg und zuletzt die drohenden Aspecten in Italien. Alle diese Phänomene wurden mit der Offenbarung Johannis in Verbindung gebracht. Man erblickte, wie es schien, in dem Kaiser Napoleon den Antichrist, mindestens dessen Vorläufer, man sprach ausdrücklich davon, daß die Ausgießung der letzten apokalyptischen Zornschale nahe bevorstehe, die Parusie Christi vor der Thür sei. So bereitete man sich denn in jenen Conventikeln, an welchen ich den Bischof mit allen übrigen Geistlichen der Gemeinde theilnehmen sah, auf das Ereigniß vor, ahmte bis auf Weiteres so gut es die cisatlantische Natur hergab, das Treiben der Amerikaner nach und erwartete, daß demnächst auch hier die rechte Erweckung beginnen werde. Indeß schien mir mehr ein verirrter Verstand, als ein heißes schwärmerisches Herz die Sache eingeleitet zu haben. Es war etwas Gemachtes in diesen Conventikeln. Die alten Pietisten beteten ganz anders als hier die Geistlichen, und was die Uebrigen betrifft, so war ihr Schreien

sicher laut genug, der Inhalt ihres Betens aber kam mir wie eine Uebersetzung der schönen politischen Reden unsrer Handwerksgesellen von 1848 ins Religiöse vor. Es waren lange Ketten kirchlicher Phrasen ohne wirkliche tiefe Empfindung als die des Wohlgefallens, daß man sich so wohlgesetzt und fließend mit seinem Herrgott über das Thema des Tages unterhalten könne.

Wie sonst vollkommen verständige, sonst durchaus ehrenwerthe Männer gleich diesen Geistlichen in ein solches Treiben hineingerathen konnten, scheint mir nur daraus erklärlich, daß man hier von den großen Kreisen der deutschen Bildung entfernt und dem Schauplatz der jüdischen Messiashoffnungen um so näher ist. In der That, ich dachte während der Gebete jenes Conventikels lebhaft an die oben beschriebene Scene auf dem Klageplatz der Talmudjuden. Ich dachte aber auch noch an etwas Anderes.

Nicht weit vom Palast des armenischen Patriarchen wohnte 1839 seit Jahren schon unter einem Feigenbaum ein englischer Sonderling Jones (nach Andern Dickson), der sich, in allen übrigen Dingen ziemlich vernünftig, für den Johannes Baptista des wiederkehrenden Christus hielt. Er stieß jeden Morgen und jeden Abend in die Posaune, um der heiligen Stadt die Nähe des tausendjährigen Reichs zu melden, mit dessen Engeln er gelegentlich Zwiesprache pflog. Früher sah man ihn viel mit einem Lamme, das er an einem Bande führte, spazieren gehen, und da er sich auf die Malerei verstand, so porträtirte er das Thier, und zwar der Abwechslung halber bald weiß, bald blau, bald in andern Farben. Zwei der hiesigen Geistlichen besuchten ihn einmal, um ihn von seiner Monomanie zu heilen. Er hörte sie geduldig an, als sie aber weggingen, fanden sie, daß ihre Einwürfe und Vorstellungen ihn nur in dem Glauben an seine Mission bestärkt hatten. Der Besuch der „Schriftgelehrten" war ihm lediglich ein Zeichen gewesen, daß er der rechte Johannes sei.

Was ich mit dem einen der Geistlichen über die hier aufgekommene Auffassung der Zeit und ihre Beziehung zur Apokalypse

sprach, wird eine ähnliche Wirkung gehabt haben. Aber vielleicht sind dem Beklagenswerthen schon die Augen aufgegangen, und er hat die betrübende Wahrheit erkannt, daß Mr. Dickson-Jones nur die Karrikatur der übrigen Jerusalemer Chiliasten war*), denen bloß der Feigenbaum, die Posaune und das blaue Lamm mangelten. Wo nicht, so möge ihm bald Licht darüber werden, daß unsre Zeit, wenn auch nicht die Normalzeit, doch eine nicht bloß klügere, sondern auch sittlich bessere Zeit als die frühere und jedenfalls keine solche ist, die das Weltgericht herausfordert. Bis dahin mag er mir, der ihn in andern Beziehungen hochschätzt, ein geneigtes Andenken bewahren.

Daß der Streiteufel, der in der Luft Jerusalems schwebt, auch unter den Protestanten Unheil stiften würde, war schon deshalb zu erwarten, weil er in der Verschiedenheit der Nationen, welche die Gemeinde vereinigt, und in der starren, stolzen Exclusivität der englischen Hochkirche ein passendes Feld für seine Saat fand. Ebenso verstand sich von selbst, daß es dabei zu keinen solchen Rohheiten und Unwürdigkeiten kommen könnte, wie sie die Streitigkeiten der Lateiner und Griechen bezeichnen.

Es war indeß immerhin schlimmer als es hätte sein sollen. Lange Zeit bemühte sich der König von Preußen vergeblich, der durch seine romantische Liebhaberei für das heilige Land nach Jerusalem verpflanzten preußischen Kirche eine ebenbürtige Stellung mit der englischen zu erwirken. Die britischen Bischöfe schlugen das Verlangen, dem hier wie in England den Gottesdienst regelnden Commonprayerbook die (hier natürlich besonders kräftige und werthvolle) Fürbitte für den deutschen Fürsten einzuverleiben, rund ab.

*) Der arme Mensch hat den Weltuntergang nicht abgewartet. Im Herbst 1859 verstummte seine Auferstehungs- und Gerichtsposaune. Die Nachbarn wunderten sich ein paar Tage, den wohlbekannten Ton nicht mehr zu hören, meinten indeß, das gehe sie nichts weiter an, bis endlich ein immer pikanter werdender Verwesungsgeruch sie nachsehen hieß, was geschehen, und man den unglücklichen Prodromus des wiederkehrenden Christus auf den Steinen vor seinem Feigenbaum in einem Zustand fand, der jenen unbequemen Duft rechtfertigte

Sie wollten dem deutschen Geistlichen die Erlaubniß, in der gemeinschaftlichen Kirche zu predigen und andere Amtshandlungen zu verrichten, nicht eher ertheilen, als bis er sich der englischen Ordination unterworfen habe, die bekanntlich nach dem Glauben der Hochkirche ganz ebenso wie nach demjenigen der römischen und griechischen allein den rechten heiligen Geist fortpflanzt. Sie gestatteten zwar, daß die deutsche Sprache in der Kirche gebraucht werde, aber die Deutschen sollten nur Nachmittags eine Predigt in ihrer Zunge hören und sich nur der englischen Liturgie bedienen dürfen. Das gab natürlich böses Blut und rief wiederholt Einspruch gegen diesen Hochmuth hervor, der um so weniger Recht hatte, als Preußen beträchtliche Summen zu den kirchlichen Instituten auf dem Zion beitrug und namentlich den Gehalt des Bischofs zum großen Theil bestritt.

Endlich kam es zu einem Compromiß, welches dem deutschen Pfarrer die Kanzel in der Zionskirche aufschloß, ihm den Gebrauch eines preußischen Kirchenbuchs bei der Liturgie zugestand und die Fürbitte für den König von Preußen geschehen ließ. Auch auf die Reordination der deutschen Geistlichen wurde Verzicht geleistet. Allein die Stellung des deutschen Theils der Gemeinde ist noch immer eine untergeordnete; denn ihr Pastor darf nur einen Sonntag um den andern und dann nur des Nachmittags in der Kirche den Gottesdienst halten, und wenn der Bischof in deutscher Sprache predigt, wird noch immer die Uebersetzung der englischen Liturgie gebraucht.

Ich wohnte einem dieser Nachmittagsgottesdienste (selbstverständlich auch allen Vormittags- und Wochentagsandachten) bei, und ich kann nicht behaupten, daß er mich sehr angesprochen hätte. Die Predigt des Bischofs über geistige Auferstehung hatte ihre Verdienste; doch störte den Norddeutschen der Schweizerdialekt mit Worten wie Finschterniß, giebscht, bischt u. a., und die halbenglische Weise, freizusprechen und gleichwohl gelegentlich aufs Blatt zu sehen, wollte auch nicht gefallen. Evangelium und Epistel wurden von einem andern Geistlichen mit stark englischem Accent verlesen,

die Melodie: „Jesus, meine Zuversicht“ nach einer weniger schönen Melodie als bei uns gesungen. Das Commonprayerbook mag sich englisch recht gut ausnehmen. In deutscher Version, in deutschen Gemeinden angewendet, macht es mit seinen genau formulirten Anweisungen, Gott „proper“ zu dienen, den Eindruck eines Etiquettenbuchs, welches die Cour am hergöttlichen Hofe ordnet; mit seinem fünfmaligen Vaterunser aber und seinem abwechselnden Sprechen der Psalmenverse durch Geistlichen und Gemeinde erinnert es bald an die klappernde Paternostermühle katholischer Rosenkranzandachten, bald an das gedankenlose und übelklingende Hermurmeln der Gebetsordnung in Judenschulen.

War auf die angegebene Weise wenigstens ein leidliches Verhältniß zwischen den beiden Theilen der Gemeinde hergestellt, und schienen die Geistlichen derselben sich jetzt gut mit einander zu vertragen, so fand Asmodi oder wie der Säemann des Aergernisses in Jerusalem sonst heißt, in neuester Zeit doch wieder Gelegenheit, Unkraut unter den Weizen zu säen, und es entbrannte ein großer Zank zwischen dem Bischof und dem englischen Consul, der die Gemeinde noch 1860 in zwei Hälften trennte. Was die eigentliche Ursache und der Gegenstand des Zerwürfnisses war, habe ich nicht in Erfahrung bringen können. Die bischöfliche Partei drückte sich darüber sehr unbestimmt aus, so daß ich glauben möchte, auch sie sei nicht ohne alle Schuld. Mit den Gegnern aber meinte ich mich nicht einlassen zu dürfen, da ich in diesem Fall den mir näher stehenden Deutschen, welche mit der großen Mehrzahl der englischen Glieder der Gemeinde eifrig bischöflich sind, verdächtig geworden wäre. Vielleicht, daß uns Fräulein Friederike Bremer, der es möglich war, sich in den Soireen beider Parteien zu bewegen, Genaueres erzählt. Indeß ist bei der Methode, Verbheiten zu vermeiden und sein Urtheil durch Dankbarkeit bestimmen zu lassen, kaum viel Brauchbares über gesellschaftliche Zustände zu sagen.

Nach dem, was ich erfuhr, war der Zank im Wesentlichen ein Etiquettenstreit wie die große Mehrzahl der kleinen Zerwürfnisse

unter den Franken von El Kods, und seine Hauptursache der Ehrgeiz einer Frau. Die Frau Consulin, Tochter eines Reverend Mac Caul, der eine gelehrte Widerlegung des Talmud geschrieben, selbst eine Gelehrte, wollte eine Rolle in der Gemeinde spielen, die Erste in derselben sein, in die Geschäfte des Bischofs hineinreden, die alte Vergötterung der Juden fortgesetzt sehen, das auserwählte Volk andern Proselyten vorgezogen haben u. s. w. Bischof Gobat ging darauf nicht ein, und seine Gemahlin, deutsch ehrlich, ein klein wenig derb und geradezu, verhielt nicht immer ganz, was die Etiquette zu verhalten gebot. Der Consul, ein Engländer, wie man sie sich bei uns alle vorzustellen pflegt, sonderlich und wunderlich, steif und starr, im Uebrigen vom Willen seiner „Missis" abhängig, stellte sich in Bullenbeißerposition, umgab sich mit einigen anrüchigen Individuen aus der von der Frau Consulin protegirten getauften Judenheit, intriguirte in Zeitungen gegen „the prussian bishop" und gerieth, als die Gegner nicht nachgaben und seinem groben Geschütz gegenüber ebenfalls Batterien auffuhren, in solchen maßlosen Aerger, daß er den Bischof durch Ankündigung von Stadtarrest zu seinem Willen zu nöthigen suchte. Nach langem unerquicklichen Hin- und Herschreiben bekam er in London wie in Berlin Unrecht, und daß er wirklich im vollen Unrecht war, geht für mich mit Evidenz daraus hervor, daß der preußische Consul auf Seiten des Bischofs steht.

Ich erzählte im vorigen Capitel, wie sich ein Spanier erkundigt, ob man in Jerusalem angenehm leben könne, und will nun ausführlich darauf antworten, soweit die Antwort nicht schon im Bisherigen liegt. Von selbst versteht sich, daß es hier kein anderes Theater giebt, als das auf dem Golgatha, daß ein Ball in der dreimalheiligen Stadt den Frommen als mindestens ebenso verdammenswerthe Entheiligung Zions erscheinen würde, wie die Prügeleien in der Grabeskirche, daß die Crinolinen sich der engen Straßen wegen auf sehr bescheidene Maße beschränken müssen. (Eine Ausnahme, die sich auf dem Bezetha bisweilen zeigte, war eine doppelte Kühnheit, da sie, allerdings gigantisch, nicht nur gegen die

Mauern der Gassen, sondern auch gegen die — vielleicht zu prüden — Schicklichkeitsbegriffe des weiblichen Zion anstieß.) Indeß schließt der Mangel dieser Dinge eine behagliche Existenz nicht aus. Leider fehlen aber auch noch manche andere, vielleicht wesentlichere Erfordernisse zu dem, was wir uns Comfort zu nennen gewöhnt haben. Zunächst ist für Musik nur dürftig gesorgt. Fortepianos giebts in Jerusalem, so viel mir bekannt, fünf, gute nur zwei, Personen, die mehr als zu klimpern verstehen, gleichfalls nicht mehr als zwei. Die Engländerinnen interessirt nur Kirchenmusik und Walzer. Von den deutschen Damen spielt, wie ich glaube, Frau von Pizzamano, wenigstens stand in ihrem Salon ein Pianino, und sodann die Gemahlin des preußischen Consuls, letztere als Tochter von Moscheles natürlicherweise mit Virtuosität. Mit dem Gesang verhält sichs nicht viel besser. Deutsche haben ein Singkränzchen gegründet, welches beim Jahresfest der Diakonissinnen in recht braver Weise mitwirkte. Die eine Tochter des Bischofs besitzt eine schöne Stimme, die aber leider keine Schule hat. Außerdem hört man in Jerusalem nur Orgeln, arabische Panken und Schalmeien, arabische Lieder durch die Nase gesungen und das unaufhörliche klagende Geheul der türkischen Hörner auf Kasernenhof und Exercierplatz.

Spaziergänge verbietet am Tage die Sonne, am Abend der Thorschluß und die Unsicherheit der Gegend. Eine englische Dame, die einige Monate vor meiner Ankunft den Verhältnissen Trotz geboten und nach Sonnenuntergang einen Besuch außerhalb der Stadt gewagt, war am andern Morgen ermordet gefunden, ein Deutscher, der in einem Garten vor dem Jaffathor wohnte, schon zweimal von Räuberbanden heimgesucht und das eine Mal ausgeplündert worden. Der gewöhnliche Spaziergang ist ein steiniger, baum- und schattenloser Platz vor dem eben genannten Thor, der nur das Gute hat, daß man hier den Westwind frisch, wie er vom Meer kommt, und ohne Eau de Jerusalem in die Lungen ziehen kann. Zuweilen arrangirt man ein Mittagsmahl unter einem der Bäume im Gihon-

thal oder unter der großen Terebinthe zwischen dem Jaffa- und dem Damaskusthor. Der Platz muß aber dann vorher sorgfältig untersucht werden, da die Araberinnen, die hier ebenfalls ihre Picknicks halten, auf solchen Orten lebendige Andenken zurückzulassen pflegen, die man nicht gern mit nach Hause nimmt.

Clubs, wo man des Abends seinen Robber Whist spielen könnte, giebt es nicht, Leihbibliotheken ebensowenig. Die Zeitungen kommen so spät an, daß man hier in politischen Dingen stets um zwölf bis vierzehn Tage jünger ist, als das vom Telegraphen genährte, von den Eisenbahnen verproviantirte westeuropäische Publikum. Von deutschen Blättern sah ich nur die Triester und die Neue Preußische Zeitung. Die Nachricht von dem Ultimatum Oesterreichs an Sardinien erfuhr ich nicht vor dem 8. Mai, dagegen spukte die Schlacht bei Solferino gewissermaßen vor, da sich schon am 15. Mai unter den hiesigen Griechen und Italienern das Gerücht verbreitete, Oesterreich habe eine große Niederlage erlitten und bei derselben nicht mehr und nicht weniger als dreißigtausend Mann an Todten eingebüßt.

Von Hauslehrern, Musikunterricht für Kinder u. dgl. muß abgesehen werden, da man sich die Gelegenheit von Europa verschaffen müßte und dies mit zu großen Kosten verknüpft sein würde. Gute Dienstboten sind selten und theuer. Köchinnen hat man sich ebenfalls aus der Heimath mitzubringen, da mit Araberinnen in der Küche absolut nichts anzufangen ist. Geschickte Handwerker gehören gleichermaßen zu den Seltenheiten, indeß kann man jetzt wenigstens einen leidlich guten Stiefel und einen erträglichen Rock gemacht bekommen. Alles, was zum Luxus gehört, muß von auswärts verschrieben werden und ist in Folge dessen in der Regel noch einmal so theuer als in Deutschland. Indeß dürfte das mit der Zeit sich anders gestalten, da das Bestreben des obengedachten Kaufmanns Löwenthal, die Jerusalemer mit den Bedürfnissen der Kultur zu versehen, sich allmählich auf andere Branchen als die nothwendigsten ausdehnen und andrerseits nicht ohne Concurrenz bleiben wird.

Daß Jerusalem ein gesunder Aufenthaltsort sei, wird man schon aus seiner hohen Lage schließen. Die Hitze ist im Sommer ziemlich stark, aber wegen der reinen Luft nicht eben drückend. Bemittelte, denen es in der Stadt zu heiß wird, halten unter Zelten in Thälern, welche dem Winde offen sind, eine Art Sommerfrische. Landhäuser anzulegen, ist der Beduinen wegen nicht gerathen. Von Krankheiten kommen vorzüglich Wechselfieber, die Folge der Cisternen, welche sich unter jedem Hofe befinden, Augenentzündungen, Dyssenterien, Masern und eine Halskrankheit vor, welche in Anschwellung der Mandeln besteht und bisweilen tödtlich wird. Aerztliche Hilfe ist zur Genüge vorhanden. Die Herren sind zwar mit Ausnahme des Judendoctors Engländer, und diese geben der Apotheke oft mehr zu verdienen, als die neue deutsche Schule gutheißen würde, aber man hat Ursache, dem Himmel zu danken, daß man sie hat und nicht an Italiener verwiesen ist, die im Wesentlichen mit Blutegeln und der Lanzette curiren.

Wohnungen sind sehr theuer, und ebenso sind in den letzten zehn Jahren die Preise der Lebensmittel gestiegen. Ein geheizter Ofen, im Winter auch hier eine Wohlthat und darum jetzt nicht selten unter den Franken, ist gleichfalls ein Gegenstand, der nicht unbeträchtliche Ausgaben erfordert. Man brennt Knickholz und Gestrüpp, welches aus der Gegend von Hebron kommt und bündelweise verkauft wird.

Die Auswahl von Speisen ist sehr beschränkt, und so hat das Genie der Hausfrau, aus Einerlei Mancherlei zu machen, weiten Spielraum. Rindfleisch ist selten und niemals gut zu haben, Kalbfleisch gar nicht. Das Schaf liefert wie in der ganzen Levante auch hier das Hauptgericht für die Tafel. Außerdem kommen bei Wohlhabenden Hühner, Kalekutten, Rebhühner und wilde Tauben, im Winter Fische, bisweilen auch Hasen und Gazellen auf den Tisch. Amerika schickt Schinken, die Lombardei Salami. Kuhmilch ist schwer zu bekommen, man hat sich daher mit Ziegenmilch zu begnügen. Mit der Butter muß in den letzten Jahren eine erfreu-

liche Veränderung vorgegangen sein; während andere Reisende darüber klagen, habe ich im Hospiz stets nur sehr wohlschmeckende gefunden. Trockne Gemüse werden eingeführt, namentlich Reis, der in der Form von Pillaw auch von den Franken häufig genossen wird. Die achtbare Familie der grünen Gemüse ist nur durch die Gurke und ihren Vetter, den Kürbiß, ferner durch die Bohne und ihre Stiefschwestern Erbse und Linse, durch Kopfsalat, Spinat und Rüben, sowie durch Artischocken vertreten. Die Kartoffel ist so aus der Art geschlagen, daß ihre Verwandten in Deutschland sie nicht als verwandt, kaum als verschwägert anerkennen würden. Die palästinensischen Feigen verhalten sich zu denen von Smyrna, wie die Orangen von Jaffa zu denen, die uns Sicilien spendet. Dagegen sollen die Melonen sehr schön sein, und ebenso werden die Trauben von Hebron hoch gerühmt.

Für Getränk ist zunächst durch die Cisternen gesorgt, deren Wasser in der Zeit, wo ich in Jerusalem war, wie das beste Quellwasser schmeckte. Es soll durch Ablagern noch besser werden und niemals die garstige Blume und Farbe annehmen, die man bei längeren Seereisen an dem mitgenommenen Wasser zu verwünschen hat. Der gebildete Verehrer der Gaben Gottes lebt aber nicht von Wasser allein, und so genießt er hier auch Kaffee, den ich an den meisten Orten schlecht, und Thee, den ich überall gut bekam. Desgleichen stärkt und erfreut er sein Herz mit Wein; wenn er vermögend ist, mit Bordeaux Nummer eins (Nummer zwei scheint ein Absud von Blauholz, Heidelbeeren und Alaun zu sein), Marsala, Sherry und Champagner; wenn er hochkirchlicher Geistlicher ist, mit dem würdevollen Port, dem Magentrost und Sorgenbecher der Männer Altenglands. Der hiesige Landwein ist, gut behandelt, ein nicht zu verachtendes Naß. Er hat dann einen Geschmack wie Neßmüller und dasselbe Feuer. Ich sah nur weißen. Der beste wird von zwei Deutschen, dem Hospizwärter Diehl und einem gewissen Schäfer in Bethlehem bereitet. Ob er sich hält und durch Alter gewinnt, ist noch nicht versucht worden, da man hier keine

geeigneten Keller besitzt. Wie ich hörte, verschickt man ihn seit einiger Zeit an Spittler in Basel, und wer von den Lesern seinen Geschmack probiren will, kann ihn von da ziemlich wohlfeil beziehen. Der Wein der Juden ist ein süßlich rothgefärbter Mischmasch, den Vater Noah, wie ich mir ihn vorstelle, gewiß nicht gemocht hätte. Schnäpse aller Art findet man in den griechischen Schenken, englische Biere bei Löwenthal und im Mediterranean-Hotel auf der Christengasse. Daß auch deutscher Gerstensaft in Jerusalem quillt, werde ich mit gebührendem Patriotismus im nächsten Kapitel an einem Beispiel erläutern.

Der Ton, der durch die fränkische Gesellschaft geht, ist, wie dies von einer kleinen Colonie nicht anders zu erwarten, ziemlich kleinstädtisch, und da er von Diplomaten angegeben wird, hält man einerseits viel auf Förmlichkeiten, andererseits auf einen guten Vorrath von Skandalgeschichten. Ausnahmen davon scheinen selten zu sein. Es ist, als ob die Häuser trotz ihrer dicken Mauern durchsichtig wären, so gut ist jeder über die Verhältnisse seines Nachbars unterrichtet. Der Klatsch ist in allen Nüancen ausgebildet, ebenso das übelnehmische Wesen, welches sich an kleine Verletzungen der Etiquette stößt. Wird man jemand in Gesellschaft vorgestellt, so erwartet er einen Besuch, namentlich wenn er sich zu den Honoratioren rechnen darf. Kommt man nicht, macht man eher bei andern als bei ihm Visite, hält man sich bei andern länger auf, so ist er verletzt, und es kann einem begegnen, daß er beim nächsten Zusamentreffen vergessen hat, daß man existirt.

Sehr verdient um die Geselligkeit unter den Franken machte sich der protestantische Bischof durch die Soireen, die er während meiner Anwesenheit jede Woche veranstaltete, und zu denen außer den Consuln und andern Einheimischen von Distinction auch Fremde, die ihm vorgestellt waren, Einladungen erhielten. Ich sah hier den preußischen, den russischen und den französischen Consul, den russischen Bischof, die verschiedenen Prediger der protestantischen Gemeinde, den englischen Arzt, russische und amerikanische Touristen

und einen Kranz von Damen. Man unterhielt sich über Tagesfragen, besah sich die auf den Tischen des Salons ausliegenden neuesten Bücher über den Orient, musicirte ein wenig, ließ sich Thee und später Wein mit Confect präsentiren, alles ziemlich ungezwungen. Wenn zum Schluß die ganze Gesellschaft aufranschte, um ein paar Capitel aus der Bibel vorlesen zu hören und dann, das Gesicht nach der Stuhllehne gekehrt, auf die Knie fiel, zu beten, so mag das dem Deutschen eigen vorkommen. Bei einem Bischof der englischen Kirche ist es Gewohnheit und als solche zweite Natur.

Zum Schluß ein Wort über die Hauptpersönlichkeiten der fränkischen Gesellschaft in Jerusalem, soweit sie nicht schon erwähnt sind. Hier kommen zunächst die Consuln, die Mitregenten der Stadt in Betracht. Sie sind, da ein Handel mit Europa kaum existirt, lediglich Richter und politische Agenten. Ihre Wirksamkeit ist von verhältnißmäßig neuem Datum; denn Syrien war bis zu seiner Eroberung durch Mehemed Ali ein wenig beachtetes und in politischer Hinsicht kaum in Betracht kommendes Land. Ueber Gebühr aber trat es in den Vordergrund, als nach Vertreibung der Aegypter und Wiedereinsetzung des Sultans in seine Rechte die bei dem dreißigjährigen Weltfrieden vor Langeweile vergehende Diplomatie als einzige Quelle von Auszeichnungen, Orden und ähnlichen Vortheilen die Libanonfrage erfand, in deren Gefolge zunächst die Generalconsulate von Beirut und dann die Consulate von Jerusalem ins Leben traten. Besagte Frage verrückte in gewissem Maße die Parteistellung der Großmächte. Rußland zeigte starken Widerwillen gegen allgemeine Verhandlungen über die Verbesserung der Lage der syrischen Christen. Das damals eng mit ihm verbündete Preußen dagegen wurde durch das Interesse seines Königs für die Christensache England genähert und zog allmählich auch Oesterreich mit sich fort. Das erste Consulat in Jerusalem war das britische, es wurde schon 1839 geschaffen. Dem englischen Consul folgten 1843 ein preußischer, ein französischer und ein sardinischer. Etwas später

traf ein spanischer, dann ein amerikanischer ein, hierauf im März 1849 ein österreichischer, endlich, zehn Jahre nachher, ein russischer.

Bis zum Jahre 1855 duldeten die Türken nicht, daß die Consulate ihre Flaggen entfalteten. Die Feier des Falls von Sebastopol gab Veranlassung, dies zum ersten Male zu thun, und jetzt wehen die Farben der verschiedenen Nationen, von Kronen überragt, auf ihren hohen Masten jeden Sonntag und bei allen sonstigen Feierlichkeiten.

Jeder Consul hat seinen Dragoman, der meist ein lateinischer Araber ist, seine Kawassen, welche ihm als Boten, Aufwärter und Polizeileute dienen und gewöhnlich Türken oder Araber sind, und deren er nach Belieben und Vermögen zwei oder drei hält, endlich in der Regel auch seinen Kanzler. Die Dragomane sind nicht bloß Dolmetscher, sondern betreiben zugleich Geld- und Mäklergeschäfte. Keiner von ihnen spricht deutsch; denn die Geschäftssprache ist italienisch. Jedes Consulat hat in den kleinern Städten Palästinas Consularagenten, meist wohlhabende Araber, die bisweilen für ihre Bestallung, welche ihnen einen Titel, das Recht Kawassen zu halten, eine Flagge auszustecken und andere Vortheile gewährt, ohne dafür besonders mühevolle Leistungen zu verlangen, recht erkenntlich sein sollen. Auf der Straße zeigt sich ein Consul nie anders als mit seinem Kawassen, der, wenn sein Herr daheim ist, an der Thür als Portier Wache steht. Von den consularischen Ehren in der katholischen Kirche ist im Vorigen die Rede gewesen; die protestantische weiß davon nichts.

Das Ansehen dieser Diplomaten wechselt mit dem Ansehen der betreffenden Gesandten in Konstantinopel. Der beliebteste schien mir der preußische zu sein, der mächtigste war bis vor Kurzem der französische, aber weniger durch die geschickte Politik, die er übte, als durch den Druck, mit dem Herr von Thouvenel in Konstantinopel mit den 25,000 Franzosen, die damals bei Skutari lagerten, seine Forderungen unterstützte, und durch die Angst vor Absetzung, in der Kiamil Pascha dem Repräsentanten Frankreichs allenthalben

willfahrte, bis es der Pforte zu stark wurde, und sie den nachgiebigen Verwalter ihrer hiesigen Interessen durch den jetzigen Pascha ersetzte.

Die letzte wichtige Eroberung der Franzosen in Jerusalem war die Abtretung der Annenkirche an sie. Da diese seit Jahrhunderten im Besitze einer mohammedanischen Gemeinde war und an Christen nicht einmal gern Privathäuser, geschweige denn Moscheen überlassen werden, so hielt es schwer, dies durchzuführen, und als es erreicht war, erregte es nicht bloß den Zorn der Moslemin, sondern auch den Neid der christlichen Sekten. Die Franzosen hatten Kiamil Pascha versprochen, ihm, falls er behilflich, das Minschirat zu verschaffen. Dann hielt man in Stambul um die Kirche an. Die Pforte erkundigte sich bei Kiamil, was an derselben sei, und dieser antwortete: ein Steinhaufen, der einmal eine Kirche gewesen sein solle. Darauf folgte — es war um die Zeit, als Abdul Medschid mit Thränen in den Augen dem Andringen Thouvenels folgte, seinen Ball zu besuchen — die Bewilligung des Gesuchs. Als die Türken erfuhren, daß der Steinhaufen in Wahrheit ein noch wohlerhaltenes Gebäude sei und Thouvenel nicht mehr drücken konnte, wurde der ungetreue Beamte zuerst auf einen untergeordneten Posten in Amasia geschickt und bald darauf aus dem Staatsdienst entlassen.

Sein Nachfolger aber hat sich daran ein Beispiel genommen. Er hält zäher an den Rechten seiner Regierung fest, und der jetzige Vertreter Frankreichs, ein Herr Barère, wird keine derartigen Vortheile durchsetzen. Letzterer ist ein kleiner Herr mit großem Bart, einem etwas verlebten Gesicht und einem sehr zu Verbeugungen geneigten Nacken. Als ich ihn in der einen Soiree beim Bischof Gobat traf, sah er sich unaufhörlich um, wie wenn er befürchtete, jemand vergessen zu haben, dem er Verbindliches zu sagen hätte, und man mußte sich von Stuhl zu Stuhl retten, wenn man nicht unter sein Füllhorn von Höflichkeiten gerathen wollte. Das schließt aber nicht aus, daß er eine hohe Meinung von seinen Verdiensten um Jerusalem und die Civilisation hat. Daß la France an der

Spitze der neuen Culturbewegung steht, ist ihm Axiom, daß er diese Mission hier zu vertreten hat und sie mit Geschick und Erfolg vertritt, seine fixe Idee, die er ohne irgendwelche überflüssige Bescheidenheit jedem, der ihm still hält, mit Beispielen aus seiner Wirksamkeit vorzutragen pflegt.

Dürfte man ihm glauben, so hätte der Gute Jerusalem schon zu wiederholten Malen vom Untergang gerettet. Es ist aber nur das Kickeriki des gallischen Hahns en miniature. Kurz vor meiner Ankunft stießen betrunkene Lateiner des Nachts auf türkische Soldaten und bekamen Händel. Die Türken zogen, als jene ihre Knüppel gebrauchten, vom Leder und verwundeten einen so schwer, daß er starb. Der französische Consul, zuerst von dem Lärm benachrichtigt, begab sich, statt sofort an Ort und Stelle zu erscheinen und die Kämpfenden zu trennen, nach der Kaserne, weckte den Pascha und forderte ihn auf Ruhe zu stiften. Dies geschah ohne besondere Anstrengung. Consul Barère aber schickte noch in der Nacht zu dem Patriarchen und andern vornehmen Leuten und ließ ihnen melden, die Stadt hätte in der äußersten Gefahr geschwebt, eine Revolution der Türken gegen die Christen sei ausgebrochen gewesen, sie könnten indeß getrost weiter schlafen, Jerusalem sei gerettet, die Gefahr von ihm beschworen. Aehnlich verfuhr der rührige kleine Herr bei dem oben geschilderten Skandal in der Grabeskirche. Als das türkische Militär anrückte, um die Ordnung herzustellen, soll Herr Barère „en avant!“ gerufen haben, für seine Person aber blieb er weit davon, da das bekanntlich gut für den Schuß ist. Später wollte er (ich hörte es ihn selbst erzählen) die geschlagenen rachedürstenden Armenier, als sie sich Verstärkung geholt und sich zu einem Sturm auf die Türken vor der Kirche angeschickt, durch beredte Vorstellungen von ihrem Vorhaben zurückgebracht und so abermals die Christen vor Niedermetzelung durch die Mohammedaner bewahrt haben. Die Wahrheit ist, daß ein solches Unglück gar nicht oder nur in der Phantasie des kleinen ängstlichen Consuls drohte, und daß, wenn wirklich Jerusalem ge-

rettet wurde, dies durch die armenischen Geistlichen geschah, welche ihre Leute vom Kampfplatz abriefen.

Nicht besser als dieser Anspruch auf die Dankbarkeit der Jerusalemer ist die Meinung begründet, daß Frankreich im Orient eine civilisatorische Mission verfolge. Im Gegentheil: waren die Türken immer zu Erpressungen geneigt, immer leicht zu bestechen, so ist es damit seit dem letzten Erscheinen der französischen Heere in der Levante ganz besonders arg geworden. Nicht oft ist in neuester Zeit eine Nation so geldgierig, so unverschämt habsüchtig aufgetreten, als die Franzosen in Konstantinopel. Um nur ein Beispiel anzuführen, ließ die Frau St. Arnauds sich von der türkischen Regierung ein Kaik mit zwölf Ruderern liefern, dann erklärte sie, sich mit einem geringeren behelfen zu wollen, doch bäte sie sich die Differenz in klingender Münze aus. Als dies gewährt worden, mußte ihr die Pforte ein Hotel ausmöbliren, und kaum war dieses eingerichtet, so veranstaltete die Frau Marschallin eine Auction, versteigerte Hotel, Möblement und Kaik und zog sich mit dem Erlös nach Paris zurück. Aehnliche Schröpfungen des kranken Mannes erzählt man sich in den diplomatischen Kreisen Stambuls noch viele. Die Türken aber merkten sich das und ahmten die Dreistigkeit der Fremden nach. Der vor dem Kriege den Ton der türkischen Beamtenwelt bestimmende Liberalismus eines Reschid, eines Aali und eines Ruschdi Pascha hatte unter andern guten Eigenschaften auch die, daß er auf den Ruf der Ehrlichkeit großes Gewicht legte. Es mit dieser Tugend weit über den Schein hinauszubringen, wurde kaum beabsichtigt, indeß verwandelte sich derselbe doch nicht selten in Wirklichkeit. Anders nach dem Kriege. Mit dem Vertrauen auf die politische Sittlichkeit der Europäer war auch das auf ihre persönliche Ehrenhaftigkeit geschwunden; die Fälle, wo die Tugend an der ersten Aussicht auf Straflosigkeit bei ungesetzlicher Bereicherung scheiterte, waren auf Seiten der französischen Bundesgenossen des Padischah gar zu häufig gewesen, und nie haben die Tribunale sich käuflicher gezeigt, nie wurden die nothwendigsten Verwaltungs-

maßregeln leichter durch Bestechung rückgängig gemacht, nie war die Vergebung einträglicher Posten so sehr an Geldgeschenke geknüpft, als seit dem Besuch jener Weltcivilisatoren in der Levante.

Der englische Consul, ein Mr. Finn, ist bereits charakterisirt. Doch ist noch zu erwähnen, daß er seiner rechthaberischen Grillenhaftigkeit wegen nicht bloß mit dem Bischof, sondern auch mit seinen diplomatischen Collegen auf gespanntem Fuße lebt. Er soll übrigens fast ebenso gelehrt wie seine bessere Hälfte sein. Wie viel an der von ihm gestifteten Gesellschaft zur Erforschung der Alterthümer des Landes ist, habe ich nicht erfahren können. Zahlreich ist sie auf keinen Fall, und epochemachende Entdeckungen sind von ihr auch nicht bekannt. Indeß verdient das Unternehmen insofern Lob, als damit eine nicht unansehnliche Bibliothek verbunden ist, aus der auch an Nichtmitglieder Bücher entliehen werden. Der Umgebung des Consulats wird viel Ungebühr nachgesagt, namentlich seinem Factotum, dem Juden Meschullam und dessen Sohne.

Auch über den damaligen Vertreter Oesterreichs (Herr von Pizzamano ist seitdem gestorben) wurde das Wesentlichste bereits bemerkt. Er wohnte in einem schönen Hause auf dem Bezetha, nicht weit vom Damaskusthor und war recht vornehm eingerichtet, wozu die Dankbarkeit reicher europäischer Juden für die von ihm ihren Glaubensgenossen in Jerusalem geleisteten Dienste beigetragen hatte. In den drei letzten Jahren vor meiner Ankunft in Palästina war seine Thätigkeit vorzüglich von dem Pilgerhaus in Anspruch genommen worden, welches nicht fern von seiner Wohnung steht. Von dem Architekten Endlicher in Wien entworfen und begonnen, wurde es von einem Prager Maurerpolirer vollendet. Es ist ein stattliches Gebäude in einem der Stadt sehr wohl angepaßten Stil, doch sollte es höher stehen, auch sieht man dem Ganzen eben nicht an, daß es dreimalhunderttausend Gulden gekostet hat. Man sagt, der Grund habe viele Schwierigkeiten gemacht, es seien große Massen von Schutt und Erde wegzuschaffen gewesen. Man deutet aber auch noch eine andere Erklärung des Mißverhältnisses zwischen Kosten und Leistungen

an. Der armenische Dragoman des Generalconsulats hat, ohne der Bank, die er besitzt, Geld zu entziehen, in der letzten Zeit mehrere Häuser gekauft. Der arabische Tischler, welcher Thüren, Fenster und anderes Holzwerk lieferte, ist aus einem armen Schlucker ein wohlhabender Mann geworden. Der böhmische Polirer sollte sich, obwohl er nichts weniger als ärmlich lebte, sich ein Pferd hielt, bisweilen Vergnügungsreisen machte, eine nicht unbedeutende Summe zurückgelegt haben. Ich lasse die Schlüsse, die ich daraus ziehen hörte, dahingestellt. Sehr möglich, daß der Argwohn zu weit geht. Wunder geschehen heutzutage in der heiligen Stadt freilich nicht mehr, aber die Betreffenden können beim Grundgraben ja einen Schatz gehoben haben. Daß der Bau auch höher hinauf eine Steigerung des Wohlbefindens bewirkt habe, möchte ich nicht glauben.

Ueber das sardinische Consulat weiß ich nichts zu berichten, über das spanische nur, daß sein damaliger Chef ein Araber aus Jaffa war. Vom preußischen sei zunächst erwähnt, daß ich unter seiner Flagge die angenehmsten Stunden in Jerusalem verlebte. Immer werden mir die Abende im Salon desselben, wo die Musikvorträge der Hausfrau Genüsse der Heimath wiederholten, eine werthe Erinnerung bleiben. Deutlich stehen mir alle Einzelheiten des Hofes mit seinem riesigen Rebstock, seinem Dach von blühenden Schlingpflanzen, der rothen sarazenischen Gartenhalle und des Gartens selbst mit seinen Blumenbeeten, seinen Granatbüschen, Cypressen und Orangenbäumen vor der Seele. In frischen Farben erscheint Kadurah, der braune schnurrbärtige Kawaß mit der Glasurne des Nargileh, aus dessen Schlangenrohr wir den duftigen Rauch persischen Tabaks trinken*) mit Findjan und Sarf, darin der braune Trank Arabiens. Lebhafter aber als alles bewahre ich das Bild des Herrn dieser anmuthigen Häuslichkeit und der Stunden, in denen es mir gegönnt war, von ihm Belehrung zu holen oder mit

*) Das arabische Wort „scherib" bedeutet sowohl trinken als rauchen, und übrigens „tranken" im siebzehnten Jahrhundert auch die Deutschen den Tabak.

ihm Gedanken über Gegenwart und Zukunft auszutauschen. Es that ungemein wohl, gerade Preußen, die norddeutsche, die protestantische Großmacht, unsre Hoffnung, hier so wohl vertreten zu finden, und wenn ich des Sonntags über unsrer Terrasse die schwarzweißen Farben flattern sah, erschienen sie mir nicht bloß deshalb schöner und edler als alle anderen, weil sie Preußen bedeuteten, sondern auch, weil der Mann, der unter ihnen wohnt, sie durch seine Bildung, gründliches Wissen und edle Thätigkeit ehrt.

Consul Rosen war früher preußischer Dragoman in Konstantinopel. Er spricht türkisch mit allen Feinheiten des Idioms und zugleich arabisch. Eine Uebertragung des türkischen Märchenbuchs „Tutti Nameh", von ihm vor zwei Jahren herausgegeben, zeugte von Geschmack (die gleichzeitig erschienene Wickerhausersche war eine durch Wiener Witze verunstaltete Umschreibung des Originals) und ungewöhnlicher Gewandtheit in der Behandlung auch der deutschen Sprache. Bei meiner Anwesenheit arbeitete er in Mußestunden an der Uebersetzung des „Bidpai", einer Sammlung von Thierfabeln, in die sich die Grundsätze altorientalischer Politik kleiden. Als Consul nimmt er die Interessen der von ihm vertretenen Macht fleißig wahr und vermehrt mit Umsicht den preußischen Besitz, der jetzt bereits sehr ansehnlich ist. Das Consulatsgebäude kostete 330,000 Piaster, Diakonissenhaus, Hospiz und Predigerwohnung kamen zusammen 450,000 zu stehen. Bei dem raschen Steigen des Werthes der Grundstücke in Jerusalem repräsentiren diese Besitzthümer, von denen Consulat, Hospiz und Predigerwohnung an einander grenzen, jetzt etwa das Dreifache des Ankaufspreises, also ungefähr dritthalb Millionen Piaster oder in unserm Gelde 140,000 Thaler. Lärm ist bei diesem Erwerb nicht geschlagen worden, wie bei dem österreichischen Pilgerhaus, bei dessen Erbauung nicht bloß die Absicht, den Franzosen Schach zu bieten, sondern sicher auch das Streben, dem preußischen Hospiz Concurrenz zu machen, leitender Gedanke war. Das österreichische Haus ist bei weitem geräumiger und schöner als das preußische,

dafür weben aber auch um dieses keine von den oben angedeuteten Schatten, die, mögen sie nun Realität haben oder nicht, immerhin Schatten bleiben.

Auffallend ist der Unterschied zwischen dem Verhalten, welches bei den Vorgängen in Nablus der englische, und dem, welches der preußische Consul beobachtete. Bekanntlich brach hier im Jahre 1856 infolge der Unvorsichtigkeit eines Missionärs, durch die ein blödsinniger mohammedanischer Bettler getödtet wurde, ein Aufstand gegen die Franken aus, bei welchem einige derselben um das Leben, andere um ihre Habe kamen. Der englische Consul that nichts, um den von ihm Vertretnen Genugthuung zu verschaffen. Der preußische forderte sofort Ersatz und erlangte ihn endlich trotz aller Schwierigkeiten. Jetzt meldete sich auch der britische College, aber während Preußen sich ehrlich mit einfachem Entgeld für das zerstörte Eigenthum begnügt hatte, verlangte England mit der Stirn, die es den Griechen in der Pacifico'schen Sache gezeigt, das Fünffache. Natürlich erhielt es sein Geld, aber die Nablnser nennen jetzt nur die Preußen noch rechtschaffene Leute.

Andere Persönlichkeiten, an denen ich in Jerusalem ein Interesse nahm, sind: Pastor Crowfurd, der aus reinem Enthusiasmus für die heilige Stadt und die Mission den Beruf eines Arztes, der ihm in England ein reichliches Einkommen verschafft, mit der Theologie vertauschte und nun seit einigen Jahren im besten Englisch und mit nicht gewöhnlicher Beredsamkeit der Gemeinde in der Christuskirche das Evangelium predigte, ferner der Missionär Sandreczki und der Professor Levisohn aus Petersburg. Herr Sandreczki hat eine abenteuer- und klippenvolle Schifffahrt durchs Leben gehabt, ehe ihm Bischof Gobat den ruhigen Hafen einer Geschäftsführerstelle der Church Missionary Society öffnete. In Bayern geboren und ursprünglich katholisch, studirte er Jura, ging dann nach Polen, um unter der Fahne mit dem weißen Adler gegen die Russen zu kämpfen, später nach Belgien, ebenfalls um der Revolution zu dienen, wurde in die Fremdenlegion gepreßt, desertirte

und kam in die Heimath zurück. Hier fand er natürlich keine Anstellung, doch vermittelte ihm seine Verwandtschaft einen Richterposten in Griechenland. Auf Syra machte er die Bekanntschaft von Schuberts, von dem er sich zum Protestantismus bekehren ließ. Er gab nun seine Stelle auf und ging als Missionär nach Smyrna, von wo er später auf Kosten eines reichen Engländers Bowen eine Reise durch Kurdistan machte, die er beschrieben und herausgegeben hat. Er ist ein Mann von lebhafter Gemüthsart, der im Alter die Hoffnungen und Ziele seiner Jugend nicht ganz vergessen zu haben scheint. Bequemer wurde es dem Professor gemacht. Er war Rabbiner im Weimarischen, trat, von der Großherzogin nach Rußland empfohlen, zur griechischen Kirche über und erhielt darauf eine Stelle als Lehrer des Hebräischen an einer Petersburger Akademie. Von da war er ein Jahr vor mir nach Palästina gekommen, wo er sich mit Aufsuchung samaritanischer Bücher beschäftigte, sich von Paris eine Lithographirmaschine schicken ließ und einen Codex des Pentateuch in samaritanischen Charakteren druckte. Seine gelehrte Bildung schien nicht weit über die eines polnischen Rabbiners hinauszugehen, und mehr als naiv klang es, als er uns das achthundertjährige Alter seines Manuscripts damit bewies, daß es in demselben selbst verzeichnet sei. Die Heiligenbilder, mit denen er seine Stube behangen, waren wohl weniger für ihn selbst, als für vornehmen russischen Besuch bestimmt.

Beinahe hätte ich bei der Schilderung der Jerusalemer Franken ein Element übersehen, welches nicht vergessen werden darf, wenn die Züge des Bildes das Original vollständig wiedergeben sollen. Ich meine die deutschen Handwerksburschen, welche in ziemlich starker Anzahl hier durchwandern. Man kann eben nicht sagen, daß sie der Nation in allen Stücken Ehre machen. Die große Mehrzahl von ihnen besteht in Stromern, welche, um das in der Heimath von der Polizei beschränkte Wandern fortsetzen zu können, die Grenzen der Civilisation überschritten haben. Um zu arbeiten kommen wenige hierher. Dunkle Vorstellungen von einer besondern Heiligkeit

des Ortes, Neugier, der Wunsch, sich daheim im Vaterstädtle rühmen zu können, am Grabe Christi gewesen zu sein, Eingelebtheit ins Herumtreiben mögen mit der Aussicht auf freie Herberge und Beköstigung in den hiesigen lateinischen Klöstern die Hauptbeweggründe sein, die sie hierher führen. Viele sind Trunkenbolde der ärgsten Art und die Klöster und Consulate wissen von ihnen viel Schlimmes zu berichten.

Manche haben ungeheure Touren gemacht, und die Ausdauer und Unerschrockenheit, die sie dabei entwickeln, wäre des besten Zieles würdig. Es giebt unter ihnen Leute, welche ohne anderes Motiv als ihren Bummeltrieb in Armenien und Kurdistan, am Sinai und an den Katarakten des Nil gewesen sind; ja während meiner Anwesenheit kam eines Nachmittags ein Schuhmachergesell aus dem Preußischen im Hospiz an, der die unendlich lange Reise von Indien nach dem persischen Meerbusen, von da nach Bagdad und von hier durch die große syrische Wüste nach Damaskus glücklich zurückgelegt haben wollte und ein Zeugniß vom Consul Weber in Beirut bei sich führte, worin gesagt war, daß ihm zu glauben sei. Es war ein dunkelbraun gebrannter Gesell mit großem Schnurrbart und glattrasirtem Kopfhaar. Seine Kleidung bestand in einem rothen Tarbusch, blauem Baumwollenhemd und dergleichen Beinkleidern. Sein Bündel konnte nicht viel mehr enthalten, als noch ein Hemd, und ich glaubte ihm gern, daß die Beduinen ihn überall unangefochtener gelassen, als er sie.

Beispiele, daß ein solcher Bursch zu Lande von Konstantinopel bis Jerusalem läuft und, nachdem er sich hier wieder auffüttern lassen, sich, immer zu Fuß, nach Kairo hinarbeitet, sind so gewöhnlich, daß man sie fast als die Regel ansehen kann. Nichts hindert sie durchzusetzen, was sie sich vornehmen, weder Sonnenbrand noch Hunger und Durst, noch die Unbekanntschaft mit den Landessprachen, noch die Unsicherheit der Gegenden. Sie schlafen an Hirtenfeuern, und wenn sie keins finden, in der Weise Jakobs, als er die Engelsleiter sah, auf dem bloßen kalten, thaufeuchten Erdboden,

unter dem Kopf als Kissen einen Stein. Sie leben vom Fechten, was hier freilich selten mehr als ein Stück trocknes Gerstenbrot einträgt. Die mangelnde Sprache müssen Geberden ersetzen. Werden sie ausgeplündert, so tragen sie es mit guter Manier bis zum nächsten Consulat oder Kloster. Man hat die weiten Wanderungen der orientalischen Derwische bewundert, aber diese deutschen Bettelbrüder haben mindestens ebensoviel Anspruch auf unser Erstaunen, und wenn einmal die Nilquellen entdeckt werden, so geschieht es vielleicht eher durch einen Handwerksburschen, als durch einen Gelehrten.

Man könnte ihnen darum trotz ihrer obigen Untugenden gut sein, wenn sie nicht gar zu schmutzig, ungezieferlich und dreist wären. Wird ihnen eine Gabe gereicht, so ist sie meist schon in der nächsten Stunde vertrunken. Verweigert ihnen ihr Consulat die geforderte Unterstützung, so drohen sie mit Uebertritt zum Katholicismus oder gar zum Islam. Die Casa Nuova gewährt ihnen dreißig, das Hospiz fünfzehn, das Johanneskloster drei Tage unentgeltlich Wohnung und Zehrung, und nicht häufig soll sichs begeben, daß einer Jerusalem früher verließe, als bis er sich durch alle diese Anstalten hindurchgegessen. Die Mönche machen nicht eher Versuche die protestantischen Gäste zu bekehren, als bis die ihnen gestattete Frist des Aufenthalts im Kloster verstrichen ist. Dann muß das Gute, was der Bruder Brandenburger oder wie er sonst heißen möge, noch zu genießen wünscht, mit der Erklärung katholisch werden zu wollen erkauft werden. Die meisten schnüren vor dieser Alternative ihr Bündel. Andere zeigen dann Geschmack an der Messe und drücken nur den billigen Wunsch aus, erst näher mit dem Glaubensbekenntniß Roms bekannt gemacht zu werden, und die Klügern unter ihnen wissen den Mönch, der ihnen dann den Katechismus erläutert, noch Wochen hinzuhalten. Sind die Widerstandsmittel verbraucht, so machen sie sich davon, und das Kloster ist der gefoppte Teufel. Gewissenlosere treten ohne Zaudern über, lassen sich noch eine Weile verpflegen und schütteln, wenn sie end-

lich doch fort müssen, vor dem Thor den neuen Glauben ab, bisweilen, um ihn im nächsten Kloster noch einmal anzunehmen und wieder abzuschütteln.

Viele mögen bei diesem wilden Treiben untergehen. Einer und der andere gelangt wohl auch wieder nach Hause und wird ein zahmer ehrsamer kleiner Meister. Glücksfälle, wie der vor einigen Jahren vorgekommene, durch den ein deutscher Schreinergeselle zunächst auf Grund seines Namens — er hieß Kapitän — zu Ehren und Würden und einer reichen Frau gelangte, sind im Morgenland jetzt wohl so wenig an der Tagesordnung wie bei uns. Besagter Schreinergeselle hatte sich nach mehrjährigem Herumstreichen nach allen vier Winden in Konstantinopel ein Sümmchen zusammengefochten, mit dem er nach Kairo ging, um hier sein Glück als Photograph zu probiren. Anfangs wollte das Geschäft nicht recht gehen. Da hörte aber der Sohn des Vicekönigs von dem photographirenden Kapitän, nahm den Namen für den Titel ließ ihn zu sich kommen und fand an dem aufgeweckten Burschen so viel Gefallen, daß er ihn — wer fragt im Orient groß nach der Vergangenheit? — ohne Weiteres bei sich behielt und bald nachher zu seinem Adjutanten ernannte. Als solcher kam er mit dem Prinzen nach Konstantinopel zurück, bewegte sich hier mit Geschick in der vornehmen Gesellschaft und heirathete endlich, von seinem Gebieter dazu aufgemuntert und ausgestattet, die Tochter eines der reichsten von den deutschen Bewohnern Peras. Es ist keineswegs undenkbar, daß er noch einmal eine Rolle spielt und als oberster Günstling Aegypten beherrschen hilft.

9.

Der Jordan. — Das Todte Meer. — Kloster Mar Saba. — Bethlehem.

Um den Jordan und das Todte Meer zu besuchen, bedarf der Fremde der Hilfe eines Dragomans, der ihm Pferde, Lebensmittel und ein Zelt verschafft, und der Begleitung eines Beduinenschechs, der ihn mit seinen Leuten als Escorte gegen Beraubung schützt und nebenher auch als Wegweiser dient. Von jenen Schechs lungert in Jerusalem stets eine gute Anzahl umher, und man hat die Auswahl zwischen alten und jungen. Schmutzig und bakschischsüchtig sind sie alle, doch kann man sich auf sie verlassen, nicht weil sie ungewöhnlich viel Ehre und Gewissen haben, sondern weil sie von den Consulaten gekannt sind, und wenn sie sich Ungebühr gegen den Reisenden erlaubten, das nächste Mal, wo sie in der Stadt betroffen würden, dafür büßen und überhaupt das einträgliche Begleitergeschäft aufgeben müßten. Ueberdies sind sie keine echten Söhne der Wüste, am wenigsten transjordanische wilde Beduinen, sondern der Uebergang von diesen zu den Fellahin, halbzahm und großentheils ansässig. Man kann sie darum nur bis zum Jordan und dem Nordrande des Todten Meeres brauchen, da weiter südlich und östlich das Gebiet jener wilden von der türkischen Regierung nur dem Schein nach abhängigen Stämme beginnt, in dem sie selbst

nicht sicher sind. Der Lohn, den ihnen das Herkommen für ihre Mühe bewilligt, ist nicht bedeutend, indeß kommt dazu noch das sogenannte Charuf, der Werth eines Schafes, welches ursprünglich vom Schech dem Reisenden, dann aber umgekehrt vom Reisenden dem Schech und seinen Leuten gegeben wurde, und so viel Bakschisch, als man sich von ihrer dreisten Bettelhaftigkeit abquälen lassen will. Wer es wagen wollte, ohne ihre Begleitung die Tour zu unternehmen, würde unfehlbar schon auf dem Wege nach Jericho von ihnen ausgeraubt und, wenn er sich zur Wehr setzte, unbedenklich ermordet werden. Der Fremde ist Feind, er hat kein Recht, im Gebiet des Stammes irgend welches Eigenthum zu haben, kein Recht, hier zu existiren. Will er es ausüben, so hat er dafür zu bezahlen. Das ist das urthümliche Beduinenrecht.

Die Dragomane, von denen es in Jerusalem gleichfalls sehr viele giebt, sind mit Recht zu den Plagen des Orients gerechnet worden. Verschlagene, vielgeriebene, oft unverschämte Bursche, fordern sie für ihre Dienste, wenn viel Nachfrage ist, ungebührlich hohe Preise und nach der Rückkunft natürlich ebenfalls Extratrinkgelder, und selten halten sie ein, was mit ihnen ausgemacht ist, auch kann man sich auf ihre Angaben in Betreff von Alterthümern niemals verlassen. Um eine Antwort sind sie nie verlegen. Thut's die Wahrheit nicht, denkt der Schelm, so thut's die Lüge.

Ich war so glücklich, eines solchen Patrons entrathen zu können. Kaufmann Löwenthal versah die Stelle eines Dragomans, besorgte Pferde, Maulthiere, Proviant und Zelt und vermittelte, mit dem Arabischen nicht unbekannt, den Verkehr mit den Beduinen. Donnerstag den 5. Mai, gegen 10 Uhr morgens, brachen wir auf, ritten aus dem Jaffathor in das Hinnomthal hinab und dann aus dem Thal Josaphat nach der Straße hinauf, die um den Oelberg herum nach Bethanien führt, und waren nach etwa drei Viertelstunden im Dorfe des Lazarus. Unsere Karavane bestand aus Löwenthal, mir, einem Webergesellen aus dem Brandenburgischen, der, um den Jordan und das Todte Meer gratis zu sehen, als unser Diener

mitging, und einem türkischen Maulthiertreiber. Ich und Löwenthal waren allein beritten. Der Handwerksbursch hatte es im Vertrauen auf seine Füße, die ihn von Stambul bis Jerusalem getragen, verschmäht, den ihm angebotenen Esel anzunehmen, ein Leichtsinn, der ihm, wenn wir weniger gutherzige Seelen gewesen wären, sehr übel bekommen sein würde. Ein Maulthier war mit dem Zelt, ein anderes mit der Kantine oder Proviantkiste und dem Bettzeug beladen. Von unsrer Bedeckung ließ sich anfangs niemand blicken.

So kamen wir nach Bethanien, welches jetzt Elasarijeh heißt.*) Es ist ein häßliches Dorf, halb Ruine, halb Schutt- und Kothhaufen, parfümirt mit dem Geruch brennenden Düngers, der hier wie überall auf dem Lande um Jerusalem das Hauptfeuerungsmittel ist. Daneben stehen einige Fruchtbäume, auch sieht man in den Senkungen zur Seite Getreidefelder. Die Einwohner sind Mohammedaner. Man zeigt hier das Haus des Lazarus, das Haus Simons des Aussätzigen und andere Mönchslügen. Interessanter ist das sogenannte Grab des Lazarus, welches unzweifelhaft eine Gruft aus dem Alterthum ist. Ein Fellah leuchtete uns mit einem Endchen Wachsstock in das kellerartige Felsengemach hinab. Auf einer schmalen Treppe von fünfundzwanzig Stufen steigt man in ein Gewölbe hinunter, unter dem sich etliche Stufen tiefer ein zweites kleineres öffnet, in welchem der Bruder Marias und Marthas gelegen haben soll, als Jesus ihm sein „Lazarus, komm heraus!" zurief. Spaßhaft war die Hast, mit der sich, als wir das Grab wieder verließen, die Nachbarschaft herzudrängte, um Bakschisch zu fordern. Nachdem der Mann, der uns geleuchtet, sein Theil bekommen, mußte auch die Frau, an deren Düngerfeuer er seinen Wachsstock angezündet, befriedigt werden. Ein Knabe hatte Ansprüche, weil er das Pferd meines Begleiters, ein anderer, weil er

*) Von Lazarus, hebräisch Eleazar, woraus das arabische Elasar geworden ist. Elasarijeh also = Lazarushausen.

das meine gehalten, ein dritter, weil er mir den Fuß in den Steigbügel gesteckt und so fort bis zu dem nackten Bübchen, welches das Verlangen, mit dem es die Hand nach einem halben Piaster aufhielt, nur mit seiner Nacktheit begründen konnte.

Nach der Region der Bettler gelangten wir in die Region der Räuber. Die Straße nach Jericho ist bekanntlich die, wo sich die Geschichte mit dem barmherzigen Samariter begab, und sie ist noch ebenso unsicher wie damals, so daß wir nicht ohne Sorge waren, als unsre Bedeckung noch immer ausblieb. Endlich stellte sich uns an einer Wendung des Thales, in dem sich der Weg hinzieht, ein langer, überaus häßlicher Mohr mit einer Beduinenflinte als einer der Leute unsres Schechs vor, und wahrscheinlich zu rechter Zeit. Wir hatten ihn eben zu den Maulthieren beordert, welche mit ihrem Treiber und dem Brandenburger eine Strecke zurückgeblieben waren, als vor uns ein Beduine zu Pferde sichtbar wurde. Er richtete, als er uns erblickt, seine Lanze und fühlte nach dem Pistol im Gürtel. Wir galoppirten auf ihn zu und grüßten mit „Marhabah!" dem gewöhnlichen Gruß zwischen Christen und Mohammedanern. Statt unsre Höflichkeit zu erwidern, fragte er barsch, ob wir Geleit hätten. Wir nannten den Namen Schech Ibrahims, und er ritt weiter. Daß er üble Absichten gehabt, schien daraus hervorzugehen, daß er einen Angriff auf unsern Nachtrab machte und dem Webergesellen seinen Hut zu entreißen strebte, ein Unternehmen, das er nicht eher aufgab, als bis der inzwischen herbeigeeilte Mohr ihn mit angelegter Flinte das Weite zu suchen nöthigte. Indeß ist es möglich, daß der mit der Flinte und der mit der Lanze Freunde und ihre Manöver nur darauf berechnet waren, uns zu einem Bakschisch für den tapfern Schwarzen zu verpflichten.

Die Gegend wurde allmählich kahler und kahler. Die Olivenbäume, die wir bisher hier und dort in kleinen Gruppen erblickt, hörten auf, endlich auch die Streifchen von Saatfeldern, die am Wege gelegen. Wir waren in der Wüste, in welcher Jesus zwischen seiner Taufe und dem Antritt seines Lehramts vom Satan versucht

wurde. Der höchste von den gelbgrauen Bergen, welche, mit einzelnen Büschen mißfarbigen Gestrüpps wie mit Warzen bewachsen, durch zahllose tiefe Schluchten von einander geschieden, sich rechts und links von der Straße erheben, ist der, auf dem er mit dem Versucher die Welt überblickte und die ihm gebotne Herrschaft über sie ausschlug. Der Ort scheint von der Legende übel gewählt, da der Besitz dessen, was man von hier überschauen kann, eben keine starke Lockung einschließt, ein gutes Gewissen dafür zu verkaufen. Daß sich der Teufel hier aufgehalten hat, ist eher glaublich, und die Tausende von Anachoreten, die es früher in dieser schauerlichen Einöde ihrem Herrn nachzuthun suchten, haben gewiß Anfechtungen von ihm zu leiden gehabt.

Etwa vier Stunden von Jerusalem wird der Weg felsig, man erklimmt einen weißschimmernden Felsenpaß, neben dem die Ruinen eines Khans oder Castells (vielleicht einer der beiden von Strabo erwähnten Burgen Thrax und Taurus) liegen. Auf der Höhe angelangt, blickt man links in ein tiefes Wadi hinab, an dessen schroffen Wänden in wagerechten Streifen röthlichgraues Gestein bandartig zu Tage tritt, und in dessen Grunde, von hohem Schilf und allerlei Buschwerk umgrünt, die kleinen Wasserfälle eines Baches rauschen. Vor dem Reisenden erscheint die fahlgelbe breite Tiefebne des Ghor, durchschlängelt von dem Bach, dessen Lauf dunkles Gebüsch bezeichnet, bedeckt mit dünnstehendem Strauchwerk. Die Reste einer Brücke oder Wasserleitung, ein dicker Thurm und ein kleiner Hain von Feigenbäumen deuten Jericho, ein grünlicher Streif von Baumschlag weiter im Osten den Jordan an. Rechts erscheint am Fuß der Berge Moabs der blaue Spiegel des Bachr El Lut, des Todten Meeres. Drehen wir uns um, so starrt uns allenthalben eine düstere, unwirthliche Gebirgswüste entgegen.

Der Weg in das Ghor hinab ist steil und steinicht. Man passirt den Bach, der den stolzen Namen Ain Es Sultan, Quelle des Sultans führt, und von dem verschiedene Wasserleitungen abzweigen. An seinem Rande wächst der dornige Nabkbaum und

baumartiges Haidekraut, der Ascher, ein Strauch mit blauer Kartoffelblüthe, der angeschnitten einen weißen Saft wie Wolfsmilch ausströmt, auch die Leimun Lut, die Limone Lots, ein Wüstengewächs mit gelben bittern Beeren. Wo Bewässerung möglich war, sieht man ein paar Dutzend Feigenbäume, Beete mit Ricinus und Tabak, kleine Felder mit Gerste und Weizen.

Die Hitze ist, da die Thalsohle tief unter dem Spiegel des Mittelmeers liegt und die Bergwände die Sonnenstrahlen fangen, außerordentlich groß. Sie war jetzt, wo der Scirocco, der seit mehreren Tagen weht, erst im Abzug war, kaum zu ertragen, und gern glaube ich, daß man hier tropische Gewächse bauen könnte.

Jericho, jetzt Richa, ist ein ärmliches Dorf von etwa zwanzig niedrigen, mit Schilf gedeckten Steinhütten, voll Schmutz und üblen Geruch, zerlumptes Volk und halbverhungerte Hunde. Einst stand hier eine blühende Handelsstadt, die Herodes mit prachtvollen Gebäuden schmückte, und von der Josephus sagt, sie sei die reichste von Judäa gewesen. Um sie herum grünte ein Palmenwald, in dessen Schatten jene pinienartigen Balsamstauden wuchsen, deren Harz mit Gold aufgewogen wurde. Antonius wußte seine Geliebte Kleopatra nicht königlicher zu beschenken, als mit diesem Balsamgarten, den ihr Herodes dann mit einem Jahreszins von nicht weniger als 200 Talenten abpachtete. Später pflanzte man hier Zuckerrohr und Indigo und zog daraus reichen Gewinn. Jetzt ist alles das fast spurlos verschwunden. Wo das stolze Hierichunt sich erhob, wohnt jetzt in unscheinbaren Ruinen der Schakal. Wo die Balsamstaude duftete, verbreiten mit Kuhdünger genährte Kochfeuer ihre greuelvollen Gerüche. Von dem prächtigen Palmenwald soll noch irgendwo ein halbverdorrter Stumpf übrig sein, ich habe aber selbst diesen vergeblich gesucht. Nur die elf Bogen der Herodianischen Wasserleitung erinnern noch daran, daß hier einst einer der Brennpunkte westasiatischer Cultur war. Es scheint fast, als ob der Fluch Sodoms und Gomorrhas auch an dieser Stelle später eingeschlagen, und ich begriff jetzt die Redensart, mit der man in

England lästige Gesellschaft verwünscht. Wir verbannen solche Personen dahin, wo der Pfeffer wächst — also nach Cayenne. Der Engländer sagt: I wish he were at Jericho, ich wollte, er wäre in Jericho.

Lange suchten wir am Bache nach einer Stelle, wo unser Zelt sich erheben sollte. An einem Punkt in dem Wäldchen von Nabkbäumen jagten wir Feldhühner auf. Ein Stück davon glaubte ich den Schlag einer Wachtel zu hören, doch möchte ich es nicht bestimmt behaupten, da das Geschrei der unzähligen Frösche im Bache alles, was nicht Frosch war, übertäubte. In der Nähe des Thurmes, der aus der Zeit der Kreuzfahrer stammen soll und jetzt halb Wachthaus für ein Detachement türkischer Irregulärer, halb Khan ist, trafen wir die schwarzen Zelte und die Heerden eines Beduinenstammes, von dem wir, nachdem unser Zelt aufgeschlagen war, Besuch bekamen. Nicht lange nachher erhob sich neben demselben ein zweites, welches zwei russische Herren, vom Kloster Mar Saba zurückkehrend, aufschlagen ließen, und kurz darauf richtete der Dragoman eines Spaniers, der sich uns zur Weiterreise anschloß, ein drittes auf.

Jetzt erschien auch unser Schech mit fünf andern Beduinen, lauter wilden braunen Gesichtern mit Augen voll Diebsgelüst. Nur zwei waren beritten, alle bewaffnet, zum Theil mit Pistolen und Lanzen, zum Theil mit langen Flinten. Der Schech hatte zum Ueberfluß noch eine mit Nägeln beschlagene Holzkeule am Sattel hängen. Der Nächste nach ihm, ein Neger, trug als Kopfhülle eines jener schwarzen Wollentücher, wie man sie bei den russischen Pilgerinnen sieht — sehr wahrscheinlich ein Beutestück. Wir luden sie zu unserm inzwischen fertig gewordenen Abendessen ein. Aber sie nahmen nur Brod und Kaffee an. Vergeblich boten wir dem Schech von unserm Marsala. Er 'schlug ihn lachend aus, indem er etwas von Mohammed murmelte. Umsonst wurde er genöthigt, sich von dem aufgetragnen Salami zuzulangen. Er wußte, daß es „Chansir" (Schweinefleisch) sei und drückte mit emphatischem Grunzen

und lebhaftestem Geberdenspiel seinen Abscheu aus. Ebensowenig wollten die Uebrigen etwas davon wissen, und so möchte ich annehmen, daß man hier zu Lande selbst unter der niedern Classe die Speisegesetze des Koran streng beobachtet, ein Lob, das sich meiner Erfahrung nach den Bewohnern Aegyptens nicht ertheilen läßt. Beim Dessert erschien zu froher Ueberraschung meines deutschen Gemüths eine Flasche Ulmer Bieres auf dem Tischtuch, welches wir auf den Boden gebreitet, sicher die erste ihres Geschlechts, welche in Jericho durstige Pilger labte.

Unser Lager bot jetzt ein recht malerisches Bild. Die weißen Zelte zwischen den grünen Bäumen, über welchen sich blaue Rauchwölkchen kräuselten, die flackernden Kochfeuer, an denen die türkisch gekleideten Dragomane der Russen und des Spaniers kauerten, die Gruppen der fränkischen Reisenden, die zum Theil den landesüblichen weißen Sommermantel trugen, die Mukkarin, welche Brennmaterial und Beutel mit Pferdefutter herbeischleppten, die Beduinen mit ihren befransten Kopfhüllen, ihren weiß und braun gestreiften Abajen und ihren betroddelten Rossen, ein Dutzend Pferde, die, an Pflöcke befestigt, neben den Zelten weideten, Haufen von buntfarbigen Teppichen, Satteldecken, Zäumen und Taschen, in den Boden gesteckte Lanzen, ein Gaul, dem zur Strafe für widerhaariges Betragen von seinem Mukkari der eine Vorderfuß an den Hals gebunden worden, so daß er auf drei Beinen umherhinkte, verschleierte Weiber von Jericho, die uns Eier und Milch brachten, halb und ganz nackter Kinderbesuch, dazu hinter und neben uns die Wüste mit ihren Bergen, vor uns die Windungen des Baches, in denen sich die weißglühende Nachmittagssonne spiegelte: man hätte ein ungemein charakteristisches Gemälde daran gewinnen können.

Noch eigenthümlicher gestaltete sich das Bild, als die Nacht hereinbrach, und die Beduinen sich anschickten, uns eine Fantasia vorzutragen. Neben dem schwarzen Baumschlag dämmerten die drei grauen Zelte, aus deren Thüren und durch deren Leinenwände das röthliche Licht von Kerzen schimmerte. Ein großes Feuer von

Dornen, von den Arabern in der Mitte des Lagers angezündet, warf seinen Schein auf die Büsche und ließ, wo Lücken am Ufer waren, seine rothflammenden Reflexe auf dem Wasser züngeln. Im Hintergrund gingen im matten Licht des mondlosen Nachthimmels die Silhouetten unsrer Pferde und Maulthiere. Vor dem in raschem Wechsel bald hochauflodernden, bald zusammenschwindenden Feuer hatten sich, in breiter Reihe dicht an einander gedrängt, die Araber aufgestellt. Ihnen gegenüber stand der Schech, die Keule in der Hand. Ein Zeichen mit dieser Waffe, und sie begannen taktmäßig zwei Schritte auf ihn zuzuschreiten und dann wieder rückwärts gehend auf den Ausgangspunkt zurückzukehren, wobei sie die Arme vom Ellbogen an ihm entgegenstreckten. Ein rauhes Hée, einem Gekläff ähnlicher als einem Gesang, begleitete und regelte den einförmigen Tanz. Der Schech stand still und berührte nur gelegentlich die Keule schwingend die Schulter des einen oder des andern. Allmählich wurden ihre Bewegungen lebhafter. Der Schech sprang ein Lied näselnd in mancherlei Wendungen auf seine Leute zu, die jetzt unter fortgesetztem Hée bald nach rechts, bald nach links die Köpfe auf die Schulter legten, dabei aber immer wie vorher in dicht geschlossener Reihe zwei Schritt vor und zwei zurückschwankten, bis das Schauspiel damit endigte, daß sie einer nach dem andern ihre Pistolen abfeuerten. Was ihre Pantomime bedeute, war nicht zu errathen. Ihre wilden Gestalten aber, ihre rothangestrahlten Gesichter mit den dunkeln Bärten und den blitzenden schwarzen Augen, die weißen Zähne, mit denen sie uns angrinsten, stehen mir noch jetzt lebhaft vor der Seele.

Nach dem Tanze wurde von uns Europäern ein Bad im Bache genommen, welches bei der selbst in der Nacht fast ungeschwächt fortdauernden Hitze trotz der geringen Kühle des Wassers ungemein erfrischte. Dann wurden die Schlafteppiche über die Sättel gebreitet, die als Kopfkissen dienen sollten, und wir versuchten zu schlummern. Allein bei aller Ermüdung brachte es keiner der Bewohner unsres Zeltes zu wirklichem Schlaf. Zu der Schwüle, die unter dem Lein-

wand doch weit drückender war, als draußen, kam bald ein Kribbeln und Stechen, ein Jucken und Brennen, welches unerträglich war. Um unser Nachtlicht schwirrten große, seltsam gestaltete Mücken und Fliegen. An den Zeltwänden kletterten lichtfreundliche Käfer von der Größe unsrer Schröter. Neben uns wälzten hastig dahineilende Scarabäen geschäftig die Düngerkugeln, in die sie ihre Eier legen, und als ich aufstand, um nach der Ursache des Kribbelns und Juckens zu leuchten, fand ich, daß der beim Schlaftrunk verbrauchte Zucker uns ein Volk bissiger Ameisen auf den Leib gelockt hatte. Die ganze Bettdecke war von den kleinen schwarzen Quälgeistern überlaufen. Ich dankte dem Himmel, daß sich nicht auch Skorpionen und Vierzigfüße eingefunden hatten, eine Brut, die hier unten im tropischen Gluththal sehr häufig und besonders giftig sein soll, und zog es vor, die übrigen Stunden der Nacht außer dem Zelt zuzubringen.

Hier hörte ich im halben Traum dem Quarren der Frösche zu, in welches gelegentlich, bald fern, bald nah, ein Schakal sein Geheul mischte, und ließ mich von jenem an das eintönig gedankenlose Singen der Mönche in Jerusalem, von diesem an das kläffende Geschrei der Beduinenfantasia erinnern, als ich plötzlich durch einen Ton wach wurde, der mir wie der Schlag einer Nachtigall klang.

War sie es wirklich oder nicht, die Königin des deutschen Waldsängerthums? Ja, sie war es, die Holde: „Jo, iho, iho, iho! Trioto, trioto, totobrix" flötete sie, wie in den hellenischen Myrthenhainen, wo Aristophanes ihre Sprache lernte, wie in den Buchengebüschen, in denen ich daheim zuerst ihren Liedern gelauscht. Habe Dank noch jetzt, süßer Vogel, für dein trostvolles Singen in schwüler Wüstennacht! Mögest du auch andern deutschen Pilgern die Freude der Heimath zurückrufen unter den plärrenden Fröschen, den Mönchen dieser Einöde, unter den nach Beute bellenden Schakalen, ihren vierfüßigen Beduinen!

Unser Plan gebot uns, am nächsten Tage den Jordan und dann das Todte Meer zu besuchen und die Nacht im Kloster Mar

Saba zu schlafen, ein nicht unbedeutendes Stück Arbeit in der sengenden Sonne, die uns erwartete. Von Jericho bis zur Badestelle am Jordan sind es nicht ganz zwei, von dort bis zum Nordende des Todten Meeres anderthalb, von hier bis zum Kloster reichlich sechs Stunden, und auf der letzten Strecke führt der Weg über ziemlich mühsam zu ersteigendes brunnenloses Wüstengebirge. So mußten wir zeitig im Sattel sein, und demgemäß wurden bereits vor drei Uhr die Zelte abgebrochen, die Pferde gezäumt und die Maulthiere beladen, und schon halb vier Uhr bewegte sich unsere Karavane durch das dämmernde Gefilde an Jericho vorüber und weiter hinab in das Thal.

Die Gegend wurde zuerst wieder öder, und wir trafen hier und da eine dünne Kruste Salpeter, die den Boden etwa wie Reif bedeckte. Weiter nach Osten zu finden sich wieder Nabkbäume und Aschersträucher, das Gebüsch am Wege wird dichter und höher, einzelne Tamarisken erscheinen, und endlich hat man einen schönen grünen Laubwald mit prächtigen Stämmen und vollen breiten Wipfeln vor sich, durch den sich unter steilen Schlammufern ein raschströmender Fluß drängt.

„Schuf, esch scheriat", siehe die Tränkstelle, sagte unser Schech, mit dem Ende seiner Lanze hinabzeigend. „Ecco il Jordano" erläuterte der Dragoman des Spaniers, ein arabischer Christ, indem er sich ein großes Kreuz über Brust und Leib schlug.

Es war der Jordan. Wir badeten, und mein Begleiter füllte als guter Kaufmann mit der heiligen Fluth die gestern Abend geleerte Bierflasche, die nach Basel verkauft werden sollte, und mit deren Inhalt jetzt vielleicht schon ein vornehmes Kind getauft worden ist. Dann wurden Streifzüge durch das Dickicht gemacht, in dem wilde Schweine und Panther hausen sollen, endlich das inzwischen zubereitete Frühstück eingenommen. Das Wasser ist trüb, so reißend, daß auch gute Schwimmer wohl thun, sich nicht zu weit vom Rande zu entfernen, und an dieser Stelle — es ist die, wo die Legende Jesum von Johannes getauft werden läßt — etwa

achtzig Fuß breit. Die Tiefe des Flusses soll in der Mitte zehn bis zwölf Fuß betragen.

Für Leser, welche nicht Muße hatten, Detailstudien in der palästinensischen Geographie zu machen, sei noch bemerkt, daß der Jordan im Drusenlande zwischen Rascheiah und Chasbeiah entspringt, durch den See von Tiberias wie der Rhein durch den Bodensee hindurchgeht und, nachdem er von Ost und West verschiedene Bäche aufgenommen hat, im Todten Meer verschwindet. Er hat ferner viele Krümmungen, gefahrvolle Stromschnellen, kleine Wasserfälle und eine Anzahl von Inseln. Von einer Schifffahrt auf ihm ist gegenwärtig so wenig die Rede, als von Benutzung des reichlichen Wassers zur Bewässerung seines Thales. Die Beduinen des Ostufers machen alles das unmöglich. Im Walde am Ufer fand ich wilde Lorbeerbäume, Sykomoren, Eichen, Tamarisken, Akazien, Weiden und andere, mir unbekannte Bäume und Sträucher. Am Gestade wuchs Gras und Klee, in Palästina Seltenheiten. In den Wipfeln ließen wilde Tauben ihr melancholisches Girren hören. Ueber dem Wasser schwebten einige Störche und ein Entenschwarm. Das Bild der Taufstelle macht mit dem blauen Himmel darüber, aus dem die heilige Taube kam, einen durchaus angenehmen Eindruck, und wenn die Legende irgendwo ihren Ort gut gewählt hat, so ist es hier.

Vom Jordan bis an das Nordende des Todten Meeres reitet man über fast von aller Vegetation entblößten, mit Salpeter geschwängerten Boden. Das Meer oder vielmehr der See macht, da man im Süden kein Ufer sieht, den Eindruck eines Meerbusens. Zu pietistischen Ueberschwenglichkeiten hinneigende Reisende haben die Schrecken dieser Gegend sehr übertrieben. Das Wasser soll „wie eine weit hingegossene Bleimasse“ aussehen, die Sonne sich „todtenbleich“ darin spiegeln; die Berge Moabs sollen sich als „dunkle Kegel“ darüber erheben. Was man nicht alles sieht, wenn man die Pastorenbrille aufsetzt! Das Bachr El Lut hat die Farbe des Himmels, der sich über ihm wölbt, genau so wie jeder andere See Palästinas,

es ist also in der Regel, d. h. wenn nicht Wolken darüber stehen, vom schönsten Dunkelblau. Die Sonne spiegelt sich in ihm nicht todtenbleich, schon weil sie nicht erschrecken kann, wie der, welcher sie erblaßt gesehen haben will. Die Moabiterberge aber sind nur bei Nacht dunkel, und das geht allen Bergen so. Am Tage haben sie gerade so wie ihre nördlichen Nachbarn, die auf der Ostseite des Jordan hinstreichenden Berge Ammons, eine röthlichgelbe, in den Schluchten und Fernen eine bläuliche Farbe. Gewisse Seen des Schwarzwalds, manche Strecken der bairischen Moose, die jütischen und schottischen Haiden haben ein bei weitem düstreres Colorit als der See von Sodom und seine Umgebung.

Früher glaubte man gar den Mönchen, der Asphaltsee hauche einen übelriechenden giftigen Odem aus, er dulde kein lebendes Wesen in seinen Fluthen und ersticke selbst die Vögel, die über ihn zu fliegen versuchten. Hiervon ist wahr, daß das stark mit Salz und Asphalt geschwängerte Wasser weder Pflanzen, noch Fische, noch Würmer oder Muscheln in sich birgt, daß es einen scharfen bittersalzigen Geschmack hat und daß es Badenden an wunden Stellen des Leibes ein heftiges Brennen verursacht. Was darüber hinaus behauptet wird, ist Aberglaube. Der See hat keinen Geruch. Eine amerikanische Expedition, die ihn vor einigen Jahren vermaß, hielt sich ohne Schaden drei volle Wochen hier auf. Wir badeten in dem, beiläufig krystallhellen Wasser fast eine halbe Stunde und fanden nichts Erstaunliches, als daß wir beim Hinüberschwimmen nach der kleinen, dem Nordende gegenüber gelegenen Insel wie Korke gehoben wurden und Mühe hatten, bei horizontaler Lage die Beine unter Wasser zu behalten, und daß uns beim Herauskommen eine Salzkruste den Bart und die naßgewordenen Theile des Kopfes überzog. Wir sahen ferner mehrere Raubvögel, Möven und Schwalben über den See fliegen, und wir hatten es endlich durchaus nicht zu bereuen, als wir auf den Einfall geriethen, das alte Bachr El Lut als Kühlkessel für die beiden Bierflaschen zu benutzen, die unser Mittagsbrod befeuchten sollten. Das vaterländische Gebräu schmeckte

darauf nur sehr kühl, aber nicht im mindesten nach dem Fluche Sodoms und Gomorrhas.

Wenn das Todte Meer einen gewissen schauerlichen Eindruck macht, so geht das nicht aus dem Colorit des Bildes, sondern daraus hervor, daß es eben wirklich ein todtes ist, daß die Berge, die sich in ihm spiegeln, kahl wie Gerippe sind, der sandige Strand im Norden ebenfalls ohne Baum, Strauch, Gras oder Moos ist, die erwähnte Insel gleichermaßen bloß dem Steinreich angehört. Dazu kommen Erinnerungen an das, was die Sage in den See versenkt sein läßt, dazu der Gedanke, daß der schöne, waldumgrünte, von raschem, rüstigem Leben erfüllte Jordan so trübselig in den bittern trägen Gewässern verkommen muß, dazu ferner der Anblick der Bäume, die vom Fluß in den See hinabgeflößt und von diesem, nachdem er ihnen mit seiner Lauge die Rinde abgefressen, sie zu Skeletten gebeizt und gebleicht hat, wieder an den Strand geworfen worden sind. Dazu kommt vor allem die großartige Einsamkeit der Gegend, die dem Wanderer nirgend den Rauch eines Heerdes, nirgend ein Dorf oder Zeltlager, einen weidenden Hirten, einen rudernden Schiffer erblicken, nirgend Zeichen der Nähe von Menschen hören läßt.

Die Länge des Todten Meeres beträgt zehn, seine durchschnittliche Breite ungefähr anderthalb deutsche Meilen. Als größte Tiefe hat man 1170 Fuß gefunden. Am Südende, wohin sehr selten ein Reisender gelangte, soll man den See durchwaten können. Bekannt ist, daß die Oberfläche desselben zwischen 1200 und 1300 Fuß unter dem Spiegel des Mittelmeers und nicht weniger als circa 4000 Fuß unter der Höhe von Jerusalem liegt, und daß dieses in seiner Art einzige Wasserbecken höchst wahrscheinlich durch einen Erdsturz, den vulkanische Kräfte vorbereiteten, entstanden ist. Die Steinarten am Ufer und im See selbst bestehen aus gewöhnlichem graugelben Kalk- und Sandstein, bituminösem Mergelschiefer (auch Stinkschiefer genannt) und Quarz. An der Ostküste fanden die Amerikaner vulkanische Bildungen und Lava, und im Süden

stießen sie auf einen Berg, der vom Fuß bis zum Gipfel mit Schlacken und Lava bedeckt war. Oestlich von der Halbinsel Usdum (Sodom) entdeckten sie über einer Schlucht und sechzig Fuß über dem Wasser eine Säule von Steinsalz, die eine Höhe von ungefähr vierzig Fuß hatte. Sie wird für die Säule gehalten, in welche Lots Weib verwandelt wurde, und wenn die Rabbinen Recht haben, welche annehmen, daß die Menschen in alter Zeit größer als jetzt geriethen, Adam ein Riese von zweihundert Schuh war, Abraham etwa fünfzehn Ellen maß, so läßt sich gegen die Sache wenig mehr einwenden.

Wo die untergegangenen Städte (außer Sodom und Gomorrha werden von der Genesis noch Adama und Zeboim genannt) gestanden haben, ist unbekannt, die Entdeckung der Stelle durch den Pariser Orientalisten de Saulcy ein Humbug, an den man unter Gelehrten des neunzehnten Jahrhunderts nicht mehr glauben sollte. Schließlich ist zu bemerken, daß die Umgebung des Sees nur da dürr und ohne Vegetation ist, wo es an süßem Wasser mangelt. Der Jordan behält bis an seine Mündung, an der noch in den Zeiten des Josephus drei Städte: Abida, Livias und Bethsemoth standen, Ufersäume von Bäumen und Sträuchern, und in der Schlucht Endschiddi (vielleicht das Engeddi, wo David sich einst vor Saul verbarg, und mit dessen Traube die Sulamith des Hohenlieds ihren Geliebten vergleicht) wachsen neben der süßen Quelle, die den Ort bewässert, außer Schilf, Tamarisken und Gurrabäumen auch Palmen. Flüssiges Erdharz wird in der Nachbarschaft des Sees nirgends gefunden, wohl aber der sogenannte Moses- oder Asphaltstein.

Als wir uns zum Frühstück setzten, bemerkten wir verwundert, daß unser Diener, der Webergesell, uns abhanden gekommen war, und als wir uns nach ihm umschauten, sahen wir ihn schon in weiter Ferne mit dem Mukkari, den Maulthieren und zwei Beduinen, welche gleich ihm zu Fuß waren, die Berge hinaufsteigen, welche wir zu überschreiten hatten, um nach Mar Saba zu gelangen. Er hatte, wie er sich später äußerte, nicht mit uns essen wollen,

weil es sich seiner Erfahrung nach mit vollem Magen schlecht marschire. Wenn das richtig ist, so gewann er dazu bald die andere Erfahrung, daß es sich in der Wüste noch schlechter marschirt, wenn man vorher nicht genug getrunken hat und kein Wasser mit sich führt.

Auch der Spanier war mit seinem Dragoman verschwunden. Er hatte nicht im See gebadet, vielleicht aus Furcht vor seinem Gifte, vielleicht um den Segen, den ihm das Bad im Jordan gebracht, in dem verfluchten Wasser nicht abzuspülen.

Wir folgten den Vorausgegangenen mit unsern beiden berittenen Beduinen, erreichten nach einer halben Stunde die mit Schilf und Tamarisken umgebene Quelle Ain Ed Dschahir, deren schwachsalziges Wasser sich mit etwas Orangensaft trinken ließ, und begannen am Südende des Wadi Daber, einer tiefen Bodensenkung, welche sich mit steilen, zum Theil felsigen Wänden wie ein ungeheurer Festungsgraben zwischen dem Gebirg und der Jordanebene hinzieht, ebenfalls die Höhe zu ersteigen. Unter uns gähnte das Wadi Abu Dis, dann stiegen wir in das Wadi Kunetereh hinab. In der Ferne zeigte sich der Nebbi Musa, eine Höhe, auf deren Spitze die Ruine einer kleinen Moschee den Mohammedanern das Grab Mosis bezeichnet. Es lag nach der Bibel früher allerdings jenseit des Jordan im Gebirge Moab, aber ein Derwisch wünschte es auf Befehl Mohammeds vor einigen Jahrhunderten in diese Gegend, und das Grab konnte nicht umhin, zu gehorchen.

Die Hitze war wieder kaum zum Aushalten. Die Steigbügel brannten durch die Stiefelsohlen, und die Luft zitterte in der Ferne wie über einem Backofen. Noch entsetzlicher wurde der Sonnenbrand in den Schluchten, in die wir nun hineinritten. Es war zwischen elf und zwölf Uhr, die Zeit, wo es hier keinen Schatten giebt und die Gluth des Himmels nicht bloß von oben herabbrennt, sondern auch von der erhitzten Sohle und den Wänden der Thäler zurückgegeben wird. Wir hatten keinen Thermometer bei uns, aber nach dem Geschmack der Luft, die ich einathmete, und den Blasen,

die ich an ungeschützten Stellen des Halses und auf der Hand bekam, welche den Zügel hielt, fürchte ich nicht zu übertreiben, wenn ich annehme, daß die Wärme am Abhang des Gebirges 38 bis 40, in den engen Thälern, wo die Sonnenstrahlen sich wie in Brennspiegeln concentrirten, wenigstens 45 Grad erreichte.

Es zeigte sich denn auch bald, daß unser Webergesell seinen vielgewanderten Füßen zu viel zugetraut hatte. Schon Tags vorher hatten wir beide ihn abwechselnd ein Stück reiten lassen, da er zurückzubleiben anfing. Jetzt wurde es schlimmer. Wir hatten etwa zwei Stunden vom Todten Meer zurückgelegt, als der eine der beiden Beduinen uns wieder entgegen kam und die Nachricht brachte, der Hadschi, welcher zu Fuß reise, liege unter der Straße in einer Kluft und sei krank; wir möchten ihm zu trinken schicken. Wir stiegen ab und kletterten zu ihm hinab. Er lag auf den Steinen, klagte über Kopfweh und bat kläglich um Wasser. Wir hatten ihm keines zu geben, da der Minkkari mit den Maulthieren, welche das Jordanwasser trugen, unbekümmert um ihn und uns vorausgezogen war. Alles übrige Naß war mit Ausnahme einer Flasche Marsala, die sich aber ebenfalls in der Gewalt des Maulthiertreibers befand, am Todten Meer vertilgt worden. Wir besaßen absolut nichts als jeder eine Orange. Von diesen gaben wir eine dem Kranken, die andere theilten wir zwischen uns beiden und den Beduinen. Wohlweislich bewahrte ich mir von meinem Stück die Schale auf.

Wir ließen nun den Brandenburger auf Löwenthals Pferd steigen und setzten die Reise noch eine halbe Stunde weit fort. Aber die Gluth war zu furchtbar, und so beschlossen wir, vor einer kleinen Höhle angelangt, eine Weile zu ruhen. Die Beduinen drängten indeß bald wieder zum Aufbruch, da Mar Saba noch fünf Stunden entfernt sei und wir nach Sonnenuntergang keinen Einlaß ins Kloster finden würden. So trat ich dem Webergesellen mein Pferd auf eine halbe Stunde ab und ging so rasch ichs vermochte voraus, um die Andern noch ausruhen zu lassen und nach Verlauf der genannten Frist auf sie,

die mich bald einholen konnten, zu warten. Sie kamen, aber der Handwerksbursch hatte sich noch nicht genug erholt, und so ließ ich ihm meinen Gaul noch eine halbe Stunde. Er ritt mit Löwenthal weiter, ich folgte mit dem Schech langsam nach. Es währte nicht lange, so verschwanden jene beiden hinter Wüstenhügeln, und wer mich nicht erwartete, als ich mit glühenden Sohlen, erschöpft und sonnedurchglüht die verabredete halbe Stunde zurückgelegt hatte, war der dankbare Webergesell aus dem Brandenburgischen.

Ich weiß nicht, wie ich den Wackern verwünschte, nur das ist mir erinnerlich, daß ich, wie das mit allen Verwünschungen zu sein pflegt, die Sache dadurch nicht änderte, und so mußte ich mich, wenn ichs nicht darauf ankommen lassen wollte, in der Wüste liegen zu bleiben, mit dem Schech wegen Abtretung seines Pferdes in Vernehmen setzen. Die Noth macht beredt, und es gelang mit einigen arabischen Brocken und einem deutlichern Geberdenspiel dem braunen Gentleman meinen Wunsch verständlich zu machen. Nicht eher aber räumte er mir seinen Sattel ein, als bis ich ihm auf wiederholtes „Bakschich kebir", (viel Trinkgeld) wiederholt und mit überzeugender Emphase ein „Ewah" (ja) geantwortet, und nicht sobald war er abgestiegen, als er, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, ob ich den Weg nach dem Kloster wisse, sich seitwärts in die Berge schlug.

Ich war, nachdem ich ihn aus den Augen verloren, ganz allein in der Wüste, und als ich so hinritt, bald über eine Hochfläche, bald einen der Hügel hinauf, bald in einen Kessel oder in eine Thalmulde hinab, dachte ich mir zu verschiedenen Malen die Situation, in die ich gerathen würde, wenn ich an einen Kreuzweg käme und den falschen Pfad einschlüge. Räuberische Beduinen, Gespenster des Durstes, des Hungers, ein Nachtlager auf Steinen mit Skorpionen als Bettgenossen spukten mir durch den Kopf. Allmählich jedoch machten diese trübseligen Bilder verständiger Ueberlegung Platz. Links im Osten glänzte durch die Bergschluchten, etwa zwei Stunden entfernt, der Spiegel des Todten Meeres, rechts

hinter dem Gewirr von Gipfeln und Kreuz- und Querthälern, mußte Jerusalem sein. Im Süden vor mir lag wahrscheinlich das Kloster. Ich hatte mich also hauptsächlich vor solchen Wegen zu hüten, welche nach links abzweigten. Außerdem besann ich mich, daß das Beduinenpferd klüger sein würde, als ich, da es ohne Zweifel schon oft die Tour vom See nach Mar Saba gemacht hatte, und so ließ ich es an zweifelhaften Stellen sich selbst die Straße wählen. Die Hitze wurde hier oben durch den Nachmittagswind erheblich gemildert, gegen den Durst leistete die aufbewahrte Orangenschale und, als diese verbraucht war, eine Hand voll Tabak gute Dienste, der Weg war auf dem dürren, steinichten Boden oft kaum zu erkennen, aber nur an einigen steilen Stellen beschwerlich, und so peinigte nur noch die Einsamkeit; denn in den drei Stunden, die ich auf diese Weise zurücklegte, sah ich von lebenden Wesen nur spannenlange schwarze Eidechsen, welche in Palästina auch die Wüsten bevölkern und mit ihren graziösen Bewegungen und ihrem stets gehobenen Schwänzchen immer Stoff zu heitern Betrachtungen geben.

Ich hatte manches Wadi durchzogen, manchen Berg erstiegen, als ich endlich in ein Thal hinabritt, in dem ich eine Cisterne fand. Es währte nicht lange, so trafen hier auch die Gefährten ein, die, da sie zu weit nach Rechts gerathen, trotz ihres raschen Reitens hinter mir zurückgeblieben waren. Neben dem Mund des Brunnens lag ein zerbrochener Topf mit einem Strick als Schöpfeimer, wir zogen uns von der kühlen Fluth herauf, so viel wir und die Pferde bedurften. Das Wasser war vortrefflich, und wenn es darin von zolllangen rothen Würmern wimmelte, so ließen diese sich dadurch vom Munde abhalten, daß wir beim Trinken den weißen Musselin unsrer Turbane vor die Lippen hielten.

Erfrischt traten wir unter Führung der inzwischen ebenfalls eingetroffenen Beduinen die Weiterreise an und stiegen über einen hohen kahlen Bergrücken in einen Kessel hinab, in dem mehrere Schluchten zusammentreffen, von denen die eine das berühmte Wadi

En Nahr, zu deutsch Feuerthal ist. Dieses, die Fortsetzung des Kidronthales bis zu seinem Ausfluß hin, ist eine der wildesten, schauerlichsten Felsklüfte, die ich kenne. Zu beiden Seiten erheben sich fünf- bis sechshundert Fuß hohe schroffe Wände eines braunen Gesteins, durch das sich bandartige horizontal laufende Streifen von dunklerer Farbe ziehen, und welches, vom Regen vielfach zerwühlt und gezackt, zahlreiche kleine und große Höhlen und Grotten zeigt. Die Thalsohle wird durchschnittlich nicht breiter als fünfzehn Schritt sein, die obere Weite wenig mehr betragen, und so ist der Grund den größten Theil des Tages beschattet. Bäume, Sträucher mangeln gänzlich. Die Schlucht ist fast so dürr und trostlos, wie ich mir die Thäler im Monde denke. Eine gute Straße, in den dreißiger Jahren von den Griechen angelegt, führt etwa zwanzig Minuten lang im Zickzack an der einen Seite hinauf nach dem Kloster, welches mit seinen starken Thürmen und hohen Mauern, seinen Zinnen, Vorsprüngen und Terrassen weit mehr Aehnlichkeit mit einer Ritterburg als mit einem Wohnsitz frommer Mönche hat. Dies gilt indeß von allen einsam liegenden Klöstern des heiligen Landes und hier in der unmittelbaren Nachbarschaft der Beduinen des Todten Meeres hatte man ganz besondere Ursache, sich zu vermauern und zu verschanzen. Nur ein Empfehlungsbrief vom griechischen Patriarchen öffnet das kleine, dick mit Eisen beschlagene, mit einem gewaltigen Riegel verwahrte Pförtchen, welches den alleinigen Eingang in die Mönchsfestung bildet. Das Hinabsteigen in den zweiten, innern Hof, den die Kirche, die Wohnungen der Klosterleute und die Pilgerherberge umgeben, ist nur Christen gestattet. Unsre Beduinen mußten mit den Pferden und Maulthieren im ersten zurückbleiben, wo ihnen in einem Stall Unterkunft angewiesen wurde.

Das Kloster Mar Saba hängt im eigentlichen Sinne am Rande des Abgrundes. Die Kirche ist mit gewaltigen Strebepfeilern vor dem Hinabrutschen bewahrt. Trepp ab, Trepp auf wird man geführt, wenn der dolmetschende Kaluger dem Reisenden die Merk-

würdigkeiten des Orts zeigt. Auf der untersten Terrasse haben die Mönche einen kleinen Gemüsegarten angelegt, in dem drei oder vier Granatbäume stehen. Nicht weit davon umklettert eine Rebe die Thür einer Höhle in der Felswand. Neben der Kirche ragt eine Palme empor. Alles andere ist Stein und abermals Stein. In der Pilgerherberge bot man uns zum Willkommen Mastirbranntwein, Wasser und Feigen. Später gab es ein Abendessen von Wassersuppe, Eierkuchen in Oel, gesalznen Oliven, schwarzem Brot und Käse. Wein fehlte, aber wir hatten noch eine Flasche Marsala, und so war uns geholfen.

Von den Wundern des Klosters ist nicht viel zu berichten. Man zeigte uns verschiedene halbdunkle Kirchen und Kapellen mit den wohlbekannten in Silber und Farbenglanz eingerahmten, mumienbraunen, nach der Schablone gemalten Heiligengesichtern, in einer Nische einen Haufen Schädel, angeblich von dem Blutbad herrührend, welches die Sarazenen im Jahre 812 unter den Mönchen angerichtet, einen Sarkophag mit den Gebeinen des Kirchenvaters Johannes Damascenus und die Höhle, wo der heilige Saba, der Stern der Wüste, lange Jahre mit einem Löwen gelebt. Man erzählte uns, daß in den Klüften und Grotten der Nachbarschaft in früheren Jahren mehr als zehntausend Anachoreten gewohnt, und wollte von der Palme wissen, sie sei über tausend Jahre alt, obwohl sie dem Anschein nach schwerlich mehr als fünfzig zählt. Die Mönche sind großentheils Griechen, einige sind aus Rußland gekommen, dessen Kaiser das Kloster wiederholt reich beschenkten. Sie tragen sich wie in Griechenland: dunkelblaue Gewänder und schwarze Popenmützen. Die meisten sahen blaß und mager aus, eine Folge des unaufhörlichen Fastens, und alle hatten den garstigen Knoblauchsgeruch an sich, dessen Dunstkreis ihnen den auf Erden noch mangelnden Heiligenschein ersetzen zu sollen scheint.

Machten ihre Gespräche den Eindruck bigotter Einfalt und Beschränktheit, so that es der Spanier, den wir hier wieder begrüßten, ihnen darin vollkommen gleich. Andächtig küßte er, sich

bekreuzend, nach ihrem Vorgang die Thürpfoste der Höhle Sabas, die Schädel der erschlagenen Mönche und andere Heiligthümer, und mit großem Eifer vertheidigte er später, mit meinem Begleiter disputirend, die unbefleckte Empfängniß Mariens und ähnliche wunderſame Dogmen der römiſchen Kirche. Müdigkeit und gute Lebensart, welche Jedermann nach ſeiner Façon ſelig werden läßt, hießen mich dazu ſchweigen. Als er aber mit der Behauptung herausrückte, daß es eigentlich Maria ſei, die uns erlöſt, da ſie ihren Sohn beredet habe, ſich für uns kreuzigen zu laſſen, hatte ich doch Mühe, den Lachteufel, der mich in der Kehle kitzelte, von einer Demonſtration abzuhalten. Das muß nicht ganz gelungen ſein. Der Hidalgo warf dem Ketzer einen Blick zu, in dem etwas von dem Feuer flammte, welches einſt in ſeiner Heimat die Autodafé's anzündete, und die Disputation hatte ein Ende. Als ich am Morgen auf meinem Schlafteppich erwachte, war unſer Spanier bereits aufgebrochen, um über Bethlehem nach Hebron zu gehen, wo er wieder reichliche Gelegenheit gefunden haben wird, ſich an Reliquien zu erbauen.

Wir aber kehrten nach Jeruſalem zurück. Vorher gab es den gewöhnlichen Zank mit den Mönchen über Zeche und Bakſchiſch, dann den ebenſo unausbleiblichen mit den Beduinen, die das ihnen gebührende Geleitgeld ſammt einer Reihe von Items für die Fantaſia, für das mir abgetretene Pferd und der Himmel weiß was ſonſt noch vor der Rückkunft nach Jeruſalem in Anſpruch nahmen und, als Vorſtellungen nichts halfen, zu Drohungen ſchritten. Auch damit war bei uns nichts auszurichten, und als der Schech in ſeinem Grimm die Keule fortwarf, ließen wir ihn ſie ſuchen und ritten davon, es ihm anheimſtellend, ſich ſeine Gebühr in Löwenthals Haus abzuholen.

Durch ein vielgewundenes Thal, in welchem wir an verſchiedenen Stellen Spuren von Beduinenlagern, Reihen von Kochfeuern und zuſammengelegten Steinen begegneten, kamen wir nach einer Stunde wieder zu weidendem Vieh, dann zu einzelnen Gerſten-

feldern, dann über einen steilen weißschimmernden Paß zu Gärten mit Feigen- und Maulbeerbäumen und endlich in die Stadt, die bereits auf der Höhe des Passes sichtbar geworden war.

Einige Tage später wurde Bethlehem besucht, und zwar allein und zu Fuß. Der nächste Weg führt aus dem Jaffathor in das Gihonthal hinab und dann an Montefiores neuer Windmühle vorbei nach einer Ebne hinauf, an deren Ende die weißen Gebäude des Eliasklosters sich zeigen. Die Ebne ist gut bebaut, und auf dem Wege begegnete ich zahlreichen Landleuten, Männern und Frauen, die mit Gemüse und Hühnern zu Markte zogen. Kurz vor dem Kloster trifft man einen Brunnen, an welchem die Tradition die Weisen aus dem Morgenlande den Stern wieder erblicken läßt, der sie zum Jesuskinde leitete. Das Kloster ist von griechischen Mönchen bewohnt und sehr fest gebaut, seine Kirche groß, aber nicht so reich ausgestattet, wie andere in dieser Gegend. Umfassend ist die Aussicht, die man vom Dache genießt. Auf der einen Seite sieht man die Zinnen und Kuppeln Jerusalems, auf der andern, im Süden, liegt auf einem sattelförmigen Hügel in einem weiten vorwiegend grauen, vielgegliederten Thalkessel das weißliche Bethlehem und ein Stück davon das burgartige Krippenkloster. Südwestlich schimmert zwischen Olivenbäumen ein weißgetünchter Würfel, aus dem eine kleine Kuppel hervortritt — das Grab Rahels, sagt die Legende. Eine Strecke davon erscheint der große Flecken Bet Dschalah am Berghang. Einzelne Striche sind mit Olivenbäumen, Reben, Feigen- und Granatbäumen bepflanzt, hin und wieder erblickt man Getreidefelder. Den östlichen und südlichen Horizont bilden die Kuppen und Schluchten von Wüstenhügeln.

Beim Hinabsteigen in das Thal gesellte sich ein arabischer Knabe zu mir, der auf einem Esel ritt und mir erst italienisch, dann in gebrochnem Französisch verschiedene Perlmutterarbeiten

anbot. Als ich den Kauf ablehnte, benutzte er die Gelegenheit zu profitiren insofern, daß er sich von mir in aller Eile eine Lection im Englischsprechen ertheilen ließ. Ich mußte ihm sagen, was Geld, kaufen, theuer, wohlfeil und andere beim Handel vorkommende Ausdrücke auf englisch hießen, ihm die Zahlen lehren u. s. w. Es war augenscheinlich ein aufgeweckter Bursch, der mit den Regeln kaufmännischen Verkehrs, wie sie im Orient gelten, recht wohl bekannt war und sogar Grundsätze hatte.

Bethlehem hat gegen 3000 Einwohner, die fast alle Christen sind, wie man schon daraus inne wird, daß die Frauen — welche beiläufig hier eine eigne Tracht tragen, die in einer über das gewöhnliche blaue arabische Hemd geworfenen rothen Tunica besteht — sich das Gesicht nicht verschleiern. Sie beschäftigen sich mit Garten- und Feldbau und außer andern Handwerken mit Anfertigung von Andenken für die Pilger: Rosenkränzen, Crucifixen, Dosen mit dem Bilde des heiligen Abendmahls, Christusbildchen, Trinkschalen u. a., wozu sie Dattelkerne, Feigen- und Olivenholz, vorzüglich aber Perlmutter, Frauenweiß und den Stinkschiefer vom Todten Meer verwenden. Weß Geistes Kinder sie sind, welche Sitten unter ihnen herrschen (freilich nicht unter ihnen allein, sondern in ganz Palästina), mag man daraus abnehmen, daß es in den Stadtvierteln Taradjimeh und Sanabireh einen anonymen Mordversicherungs-Verein giebt, welcher dem Mitglied gegen eine festgesetzte Prämie Sicherheit vor der Blutrache, also Straflosigkeit für begangne Mordthat gewährt, indem er in solchem Fall das Blutgeld zahlt. Ich bemerke hierzu bloß, daß die Theilnehmer der lateinischen Kirche angehören, die in Jerusalem und dessen Umgebung über zweihundert Geistliche zählt.

Das Innere des Städtchens ist schmutzig. Auf der Marktgasse, durch die man geht, wenn man nach den Klöstern will, sah ich fast nur Zwiebeln und Knoblauch feil halten. Die Klöster — es sind drei: ein lateinisches, ein griechisches und ein armenisches — bilden einen Stadttheil für sich. Sie sind allesammt von einer hohen, mit

Strebepfeilern gestützten Mauer umgeben und schließen drei verschiedene Kirchen ein. Durch ein ziemlich enges Hauptthor gelangt man auf einen gepflasterten, von Arkaden eingefaßten Vorhof, aus dem ein kleines Pförtchen in die Kirche führt, welche die Geburtshöhle einschließt. Diese Kirche ist eine der ältesten und schönsten in Palästina. In ihr wurde am Weihnachtstage des Jahres 1101 der Kreuzritterkönig Balduin gekrönt. Ihre Grundform zeigt den ältesten Basilikenstil, ihre jetzige Ausschmückung stammt von den Griechen her, die sie im Jahre 1842 ausbesserten und theilweise umbauten. 48 gelbliche Marmorsäulen mit korinthischen Kapitälen tragen die Decke, die aus Cedernholz vom Libanon gefertigt sein soll. Große Fenster erhellen das Schiff, welches ein Kreuz vorstellt. An den Wänden erblickt man griechische Inschriften, Spuren musivischer Darstellungen und einige nachgedunkelte Gemälde auf Holztafeln. Der Chor, vom Schiffe durch eine Quermauer geschieden und drei Stufen höher als dieses, enthält einen den drei Weisen aus dem Morgenland geweihten Altar, vor dem ein Marmorstern am Boden die Stelle bezeichnet, über welcher der Wegweiserstern des Jahres Eins stillstand „oben über, da das Kindlein war.“ Rechts und links von dem Altar führen Stufen in die unter ihm befindliche Felsenhöhle hinab, wo die Legende Jesum geboren sein läßt. Während die Kirche ziemlich schmucklos ist, kommt die Kapelle, in die man die Höhle verwandelt hat, an Pracht der Grabeskirche in Jerusalem gleich. Wände und Boden des Raumes, der eine Länge von etwa achtzehn und eine Breite von sechs Schritten hat und ungefähr zehn Fuß hoch ist, sind mit weißen Marmorplatten belegt. Mehr als dreißig Hängelampen werfen im Verein mit mehreren Leuchtern ein helles Licht auf die verschiedenen heiligen Gegenstände in der Grotte. Die besonders verehrten Stellen sind mit seidnen Stoffen behangen. Hinten im Osten der Höhle ist die Stelle, wo Maria entbunden wurde. Sie wird durch einen Altar bezeichnet, unter dem sich in einer Nische eine Tafel von weißem Marmor befindet, auf welcher man, umgeben von den Strahlen einer Sonne

von Silber und Jaspis, die Worte liest: „Hic de virgine Maria Jesus Christus natus est.“ Etwa fünf Schritte südlich von hier steigt man auf sechs Stufen in die kleine Grotte hinab, wo die Krippe stand, die dem Jesuskind als Wiege diente. Ein ausgehöhlter Marmorblock stellt jetzt die Krippe vor; die drei großen Silberleuchter davor sollen die Hirten, die hier anbeteten, nach anderer Deutung die römische, die griechische und die armenische Kirche repräsentiren, welche sie hierher gestiftet haben. Der Krippe gegenüber sieht man den Altar der drei Könige aus dem Morgenland, der an dem Orte stehen soll, wo jene ältesten Hadschis dem göttlichen Kinde Gold, Weihrauch und Myrrhen opferten. Die Lampen der Krippengrotte tragen das österreichische Wappen. Die Gemälde, welche die Kapelle schmücken, sind meist Copien nach Rafael, auch ist ein Originalbild von Giacomo Palma darunter. Endlich besitzt dieses unterirdische Heiligthum auch eine kleine Orgel.

Der Franciskanermönch, der mir dies alles erklärte, war ein recht freundlicher Mann. Sein Gesicht und seine Rede entsprachen der Physiognomie des Ortes, die sich so wesentlich von der des heiligen Grabes unterscheidet, wie die helle heitere Weihnacht von der düstern schwermüthigen Pracht des katholischen Charfreitags. Aber auch hier steht im Hintergrunde der allgemeine Haß und Zank. Bis auf den Zoll weiß man, wie weit die Grotte den Katholiken, den Griechen oder Armeniern gehört. Die Silbersonne der Geburtsstelle wurde wegen ihrer lateinischen Inschrift von den Griechen, als sie in den vierziger Jahren die Oberhand gewonnen, weggenommen, und nun stritt man sich so lange darüber, bis der von den Diplomaten geängstigte Sultan den gordischen Knoten damit durchhieb, daß er auf seine Kosten die Sonne wieder machen ließ.

Auch in Bethlehem hat die Mönchsphantasie der Hauptsache eine große Menge von Nebendingen angeklebt. Um die Geburtsgrotte herum liegen vier kleinere Höhlen: eine, in welcher die Ge-

beine der heiligen Paula ruhen, die von Rom hierher pilgerte, um ihre Tage als Siedlerin neben der Wiege Christi zu beschließen, eine zweite, in die man St. Eusebius von Cremona begrub, eine dritte, in welcher der Kirchenvater Hieronymus das alte Testament übertrug, endlich eine vierte, in welche die Legende die ganze Schaar der unschuldigen Kindlein beisetzte, die König Herodes ermorden ließ. Grausamer als der böse Idumäer hat die kirchliche Sage einem der armen heiligen Würmchen die Hand und sogar die Zunge abgeschnitten, um sie ihren Gläubigen zum Beweis der Echtheit des Kindergrabes aufzubewahren. Ueber der zuletzt genannten Höhle befindet sich eine St. Katharinen geweihte, ebenfalls recht freundliche Kirche, welche im Besitz der lateinischen Mönche ist.

Wie ein Stein ins Wasser geworfen auf der Oberfläche einen weiten Ring bildet, so hat ferner die Geburtskirche von Bethlehem sich im Lauf der Zeit mit einem immer weiter werdenden Kreise von heiligen Stätten umgeben. Man weiß die Grotte, in der sich Maria mit ihrem Neugebornen während des bethlehemitischen Kindermordes verborgen hielt, und wer daran zweifelt, dem zeigt der Begleiter in der Kutte nicht weit vom Altar der Grotte die weißen Tropfen am Boden, welche die Gottesmutter beim Säugen verlor, und man thut wohl, sich von der mergelartigen Masse ein Kügelchen mitzunehmen. Die Mönche lassen es gegen ein Billiges ab, und es ist gut für Frauen, die nicht stillen können. Man weiß ferner im Osten der Stadt das Feld, wo die Hirten von den Engeln mit dem „Ehre sei Gott in der Höhe" überrascht wurden. Das Dorf der Hirten ist ebenfalls wohlbekannt; es heißt jetzt Bet Sahur En Nassara und liegt etwa eine halbe Stunde östlich von der Stadt. Andere Legendenorte endlich sind das sogenannte Erbsenfeld, wo kleine runde Steine den Fluch bezeugen, mit dem Maria die Erbsen, welche hartherzige Bauern ihr zur Stillung ihres Hungers verweigerten, ungenießbar machte, die Tenne, wo das Idyll von Ruth und Boas spielte, nicht fern vom Grabe Rahels, und die Stelle,

wo dem heiligen Pflegevater Joseph der Traumengel die Flucht nach Aegypten gebot.

Nachdem ich im Kloster noch die Schule besucht, in welcher etwa sechzig junge Bethlehemiten sich von einem Schulmeister in Turban und Kaftan in die Geheimnisse des griechischen Abcbuchs einweihen lassen, und in dem Ochsenziemer, den der Leiter der Anstalt schwang, einen Verwandten des grimmen Bakels begrüßt, der mir einst zum Studium der Fibel gewinkt, suchte ich den am Eingang der Stadt wohnenden Deutschen auf, der hier seit einiger Zeit als Weinbereiter lebt. Es ist ein Herr Schäfer, welcher früher mit dem Spittlerschen Brüderhaus in Verbindung stand. Ich fand ihn sammt seiner Frau im Keller, wo er mit Abziehen beschäftigt war. Sein Wein war der beste, den ich in Palästina trank. Er bezieht seine Trauben aus der Gegend von Hebron und aus Strichen anderthalb Stunden westlich und südwestlich von Jerusalem, namentlich von dem Dorfe St. Philipp, wo die besten Sorten wachsen. Der Wein wird von Herrn Schäfer ganz in der Weise, wie ihn die deutschen Winzer behandeln, gemacht, indeß läßt er den ausgekelterten Saft einige Tage — in der Regel drei — auf den Trübern stehen, wodurch der Wein eine schönere dunkle Farbe bekommt. Ich trank aus zwei verschiedenen Fässern, zehn und sechzehngrädigen, und fand namentlich den letztern vortrefflich. Könnte man zu besseren Kufen und Kellern gelangen, so hätte dieser Wein vielleicht eine Zukunft.

Von Bethlehem aus pflegt man den Dschebel Fureidis, die Teiche Salomos und die vier westlich und südwestlich von Jerusalem gelegenen Klöster zu besuchen. Ich sah nur die Teiche und das eine der Klöster, welches sich nach dem Apostel Philippus nennt. Der Dschebel Fureidis, auch Frankenberg genannt, erhebt sich südöstlich von Bethlehem. Man hat in den Ruinen des terrassenförmigen Castells auf seinem Gipfel Reste einer von Josephus erwähnten Festung des Herodes erblickt, und die Sage behauptet, daß sich hier die aus Jerusalem verdrängten Franken noch mehrere

Jahrzehnte behauptet hätten. Sicherer ist die Tradition, die an die Teiche den Namen Salomos knüpft. Gewiß ist wenigstens, daß sie aus sehr alter, wahrscheinlich, daß sie aus vorchristlicher Zeit stammen. Ich folgte von Bethlehem aus einem Wege, der an einer Wasserleitung hinlaufend nach dem Abhang führt, unter dem in einer tiefen Schlucht das Dörfchen Artas mit seinen hübschen Aprikosen- und Feigenpflanzungen liegt. Einige hundert Schritt von hier befinden sich am Thalhange drei gewaltige Wasserbecken, die theils in den Felsen gehauen, theils von Quadern aufgemauert sind. Sie liegen stufenförmig übereinander und nehmen von oben nach unten an Länge zu. Das oberste mag vierhundert, das in der Mitte vierhundertundfunfzig, das unterste etwa sechshundert Fuß lang sein, und ihre Breite beträgt durchschnittlich zweihundert Fuß. Sie werden von den Regengüssen des Winters gefüllt, im Sommer wird die Verdunstung des Wassers durch eine über ihnen entspringende Quelle theilweise ausgeglichen, in der die Sage den „verschlossnen Born" erblickt, mit welchem der Sänger des Hohenliedes seine Schwester und Braut vergleicht. Wäre dies richtig, so dürfte man sich hierher auch den Lustgarten von Granatäpfeln mit edlen Früchten, „Cypern mit Narden, mit Safran, Calmus und Cynamon, mit allerlei Bäumen des Weihrauchs, Myrrhen und Aloe und allen besten Würzen" denken, der dem verliebten Dichter zu weiteren Vergleichen Gelegenheit bot.

Von diesen Teichen ging ich durch ein mit Reben und Feigenbäumen bepflanztes Thalgelände, wo das Kloster des heiligen Georg steht, und dann über zwei kahle Hügel und durch eine dazwischenliegende Senkung nach dem großen Orte Bet Dschalah, wo nach der Volkssage kein Moslem länger als zwei Jahre leben bleibt, weshalb die Türken und Araber sich ganz von hier zurückgezogen haben, und in dessen Nähe die Mönche das Feld zeigen, wo das Heer Sanheribs von dem Würgengel, der auf das Gebet Hiskias und Jesajas erschienen, gefällt wurde. Auf ziemlich rauhem Wege gelangte ich von hier in einer starken Stunde

nach dem Philippskloster, bei dem ein wasserreicher Quell aus den Felsen hervorbricht, in welchem nach der Legende der Apostel Philippus den Kämmerer der Königin Candace von Mohrenland getauft hat. Die Lage des Klosters ist sehr anmuthig. Von den benachbarten Bergen blickt man in die Thalgründe hinab, in welchen Johannes der Täufer gewohnt haben soll, während im Westen auf einer Höhe sich Trümmer zeigen, die von Einigen für die Ruinen der Makkabäerburg Modin gehalten werden.

Weiter nördlich winkte noch eine Anzahl anderer Erinnerungen an die Zeit der Stiftung des Christenthums, das Grab Elisabeths, der Mutter des Täufers, die Stelle, wo das Haus seines Vaters Zacharias stand, das Kloster Ain Karim, dessen Kirche über der Stätte erbaut ist, wo Johannes geboren wurde, und das sogenannte Kreuzkloster, von Georgiern an der Stelle errichtet, wo der Olivenbaum sich erhoben, aus dessen Holz das Kreuz Christi gezimmert worden. Ich hatte indeß genug an den bisher gesehenen Reliquien und beeilte mich, vom Philippsbrunnen auf dem nächsten Wege nach Jerusalem zu kommen.

Am folgenden Tage machte ich mich in aller Frühe nach dem zwei kleine Stunden nordwestlich von Jerusalem gelegnen Dorfe Nebbi Samwil auf, welches auf dem höchsten unter den Hügeln in der Nachbarschaft der heiligen Stadt liegt, und wurde durch eine schöne Aussicht belohnt, die bis an das Meer reichte. Robinson neigt sich zu der Meinung hin, daß hier das alte Mizpa zu suchen sei, wo Judas Makkabäus die Heldenschaar sammelte, mit der er den Gorgias schlug. Andere sehen in der Stelle mit der Legende, die hier das Grab Samuels verehrt, die Trümmer von Ramah, der Prophetenstadt. Auch der Islam ist dieser Ansicht und zeigt in einer verfallnen Moschee westlich vom Dorfe eine Gruft, in welcher ein weißübertünchter Sarkophag steht, über den eine wollne Decke gebreitet ist, und an dessen vier Ecken kupferne Verzierungen, Blumen darstellend, angebracht sind.

Als Laie auf dem Gebiet der Archäologie durfte ich wählen zwischen den beiden Erinnerungen, und die Leser werden errathen, daß ich mich von dem Berge lieber an den heroischen Rebellen, als an den herrschsüchtigen Priester, den Mörder des gefangnen Agag, den ränkesüchtigen Verschwörer gegen Saul, Israels besten König, erinnern ließ.

10.

Der Einzug des Großfürsten Konstantin. — Im Haram Esch Scherif.

Schon in Jaffa hatte ich gehört, daß der heiligen Stadt für die nächsten Tage ein Besuch des Großfürsten Konstantin von Rußland zugedacht sei. In Jerusalem wiederholte sich das Gerücht, ohne daß es bei den Consuln entschieden Glauben gefunden hätte. Am 8. Mai hieß es, der Prinz sei wirklich in Jaffa gelandet. Es war nur ein Adjutant desselben; indeß traf mit ihm die Nachricht ein, daß sein Gebieter bereits auf dem Wege von Athen nach Palästina sei, und Mittwoch den 11. Mai erfuhr man, der Großfürst werde am nächsten Vormittag vor Jerusalem ankommen. Es war von nichts Anderem mehr die Rede, und die verschiedensten Gerüchte kreuzten sich. Nach dem einen kam er in Begleitung des Königs von Griechenland. Andere wußten, er habe so reiche Geschenke mitgebracht, daß man in Jaffa dreihundert Kameele habe miethen müssen, um sie fortzuschaffen. Wieder andere hatten gehört, er werde eine große Demonstration gegen die Türken oder die Lateiner machen, und die griechische und russische Einwohner- und Pilgerschaft werde dabei den zukünftigen Pantokrator der Levante kräftigst unterstützen.

Von diesen Erwartungen erfüllte sich keine. Der Großfürst kam allerdings nicht in so einfachem Aufzug wie der Prinz Alfred

von England, der drei Wochen vorher die heiligen Stätten besucht hatte, und nicht als Privatmann wie der Herzog von Brabant und der Erzherzog Ferdinand Maximilian, die vor diesem erschienen waren. Aber eigentliche Demonstrationen unterblieben, und auch die Türken bereiteten ihm keinen glänzendern Empfang als jenen fürstlichen Personen; im Gegentheil, es war von Stambul die Weisung eingetroffen, genau dasselbe Ceremoniel einzuhalten wie beim Einzug des englischen Prinzen.

Der Großfürst hatte die Nacht in Zelten nicht weit von Abu Gosch zugebracht, und sollte gegen zehn Uhr vor dem Jaffathor erscheinen. Ich ging eine Stunde früher hinaus und fand zunächst in der Nähe des Castells alle Mauern und Dächer mit langen Reihen weißverhüllter, dicht aneinander gekauerter Frauen besetzt, von denen viele sich mit rothen oder blauen Regenschirmen gegen die Sonne schützten, und die mit ihrem Drängen, Aufstehen und Wiederniederhocken und ihren lauten grellen Stimmen den Eindruck machten, als ob sich einer der ungeheuren Tauben- oder Ibisschwärme, welche über dem Nil schweben, auf die Stadt niedergelassen hätte. Auch vor dem Thor war das schöne Geschlecht zahlreich vertreten. Ueberall standen oder saßen auf der steinbesäeten Ebne Trupps weißer Frauen, bald Mohammedanerinnen, am Schleier kenntlich, bald Jüdinnen, durch den dicken turbanartigen Kopfbund des Chalebi bezeichnet, bald arabische und griechische Christinnen. Zwischen den weißen Tauben schritten wie Krähen schwarz gekleidete Russinnen hin. Hier und da hatten sich, Vögeln mit rothen Köpfen und Füßen vergleichbar, Türken und Araber in Tarbuschen und Babuschen aufgestellt. Dazwischen tummelten sich mit dem Schritt radschlagender Pfauen heute doppelt stolz einherwandelnde Griechen, mit Sperlingshast hin und her fahrende Juden in Zobelmütze und Seidenkaftan, fränkische Trachten und die braun- und weißgestreiften Abajen von Baschibosuks. Gelegentlich flog wie ein Flamingo ein feuerrother Consulatskawaß durch das übrige Gefieder hin.

Ein Stück weiter hinaus lagerte eine Abtheilung reguläres türkisches Militär hinter ihren in Pyramiden aufgestellten Flinten. Sie sahen sehr wenig parademäßig aus. Einige trugen grüne, andere dunkelblaue Jacken vom gröbsten Tuch, der eine grautuchne, der andere lichtblaue baumwollne Hosen, einige breite rothe Streifen, andere schmale, noch andere gar keine daran. Manche hatten schwarzes, manche wieder weißes Lederzeug, manche Strümpfe in den zerlaufenen Schuhen, manche bloße Füße darin. Einer und der andere hatte sogar die Schuhe zu Pantoffeln umgetreten. Dabei waren sie indeß meist recht gut gelaunt, und an der einen Stelle sah ich sie selbst tanzen.

Etwa tausend Schritt vom Thore kam ich zu einem kleinen viereckigen Zelt, welches die Judenschaft, die sich auch hier nicht nehmen ließ, eine Rolle zu spielen, aus golddurchwirkten, etwas verblichenen Decken, dem Anschein nach Synagogenvorhängen, errichtet hatte, und in dem ein langbärtiger Hebräer ein weißgedecktes Tischchen hütete, auf welchem, von einer Serviette verhüllt, eine Torte stand. Ob die guten Leute hofften, der Großfürst werde sich an den Tisch setzen und die Torte verspeisen, oder ob sie die Absicht hatten, sie ihm für die Frau Gemahlin und den kleinen Großfürsten mit nach Jerusalem zu geben, weiß ich nicht. Jedenfalls sollte dem Prinzen damit eine Ehre angethan werden, und der Hüter wies sie den vorübergehenden Glaubensgenossen mit nicht geringem Behagen.

Etwas weiter westlich hatte der Pascha links vom Wege nach Jaffa ein großes grünes Zelt aufschlagen lassen, welches, halb offen nach der Straße, einige Divane mit gelbseidenem Ueberzug sehen ließ, auf denen ein halbes Dutzend vornehme Moslemin, die Spitzen der hiesigen Regierungsbehörden, saßen. Vor dem Zelte lagerte ein zweites Detachement türkischer Infanterie und eine Abtheilung Artillerie mit zwei kleinen Kanonen. Daneben stand ein anderes Zelt, wo man Erfrischungen bereit hielt, und noch einige hundert Schritt weiter von der Stadt befand sich ein drittes, wo

der griechische Patriarch den Großfürsten erwartete. Hier sah es noch bunter aus, als in der unmittelbaren Nachbarschaft des Thores. Türkische Soldaten hielten Pferde mit golddurchwirkten Schabracken, russische und griechische Geistliche mit hohen Popenmützen ritten auf Maulthieren hin und her, Oberoffiziere mit dicken Epauletten und breiten Tressen an den Hosennäthen kamen und gingen. Unter den Olivenbäumen zur Seite saßen Gruppen von allen Farben. Von der Stadt her, über welcher sämmtliche Consulatsflaggen flatterten, fluthete ein Strom von Reitern und Fußgängern. Allmählich stellten sich auch die Consuln mit ihrer Kawassenbegleitung ein, zuerst der spanische, ein großer brauner Herr mit einem ungeheuren dreieckigen Hut, der, wie mir später verrathen wurde, erst Tags vorher aus zwei alten Velpelcylindern von dem Schneider des Besitzers kunstreich erbaut worden war; dann der englische, dann Herr von Pizzamano mit seinem Dragoman, beide in ihren grünen Waffenröcken mit rothem Aufschlag und Kragen und ihren weiß und rothen Federbüschen sehr stattliche Erscheinungen, dann der französische, mehr Bart als Mann, zuletzt D. Rosen mit dem protestantischen Bischof.

Nach und nach kündigten Reiter, welche dem Fürsten entgegengeeilt waren, die Annäherung der Karavane an, das türkische Militär am Wege stellte sich in Ordnung, die Artilleristen traten hinter ihre Böller, und neben ihnen faßte ein Trupp Baschibosuks in Beduinentracht Posto. Auch die zum Empfang beim Zelte versammelten Würdenträger ordneten sich, wobei es zwischen den Vertretern Oesterreichs und Frankreichs zum Streit über den Vortritt kam, der durch den inzwischen eingetroffnen Kammerherrn des Großfürsten zu Gunsten des ersteren geschlichtet wurde.

Bald nachdem sich auch der Pascha eingestellt, erschienen die Spitzen des russischen Zuges auf der Höhe über dem Zelte. Es waren Reiter in Civil und Uniform, Sänften von Maulthieren getragen, und gegen vierthalbhundert Matrosen. Sie hielten zunächst bei dem Zelt des Patriarchen, wo die Reiter abstiegen und die

Damen ihre Sänften verließen. Dann kam der ganze Zug zu Fuß nach dem großen grünen Zelt des Paschas herunter. Die Böller knallten, Trommelwirbel ertönte, die türkischen Signalhörner stießen ein überaus gräßliches Freudengeheul aus, die Baschibosuks schwenkten brüllend ihre Lanzen. Von der Procession des Großfürsten, die ihren Weg seltsamerweise mitten über ein eben erst umgepflügtes Ackerfeld nahm, und neben welcher zu beiden Seiten dichte Massen von Neugierigen sich wälzten, stieg eine dicke gelbe Staubwolke auf. Voran schritten in grünen, quer über die Brust und den Schoß mit breiten Goldlitzen benähten Hofuniformen zwei Kammerherren als Bahnbrecher, zur Seite marschirten in weißen Jacken mit umgelegten blauen Halskragen, weißen Hosen und Mützen, die Miniébüchse auf der Schulter, Matrosen als Escorte. Hinter den Kammerherren kam der Großfürst, seine Gemahlin am Arme, zuletzt eine Kammerdame mit dem einen Sohn des Prinzen, dann ein Gefolge von andern Herren und Damen vom Hofe, Bischöfen und niedern Geistlichen. Der Großfürst trug die grüne russische Generalsuniform mit einem breiten blauen Ordensband, eine weiße Mütze und einen weißen arabischen Burnus; seine Gemahlin war ebenfalls weiß gekleidet. Beide sahen angegriffen aus. Der Großfürst ist ein Mann von Mittelgröße. Er scheint nicht gut zu sehen, da ich ihn immer mit einem eingeklemmten Augenglas traf. Sein mageres blasses Gesicht, umgeben von einem dünnen hellblonden Schnurr- und Backenbart, und seine Haltung erinnern nur wenig an den Vater. Mehr ist dies mit dem graublauen Auge der Fall, welches recht gebieterisch blicken kann, jetzt aber mehr den müden, kränklichen Pilger, als den Fürsten kundgab. Die Großfürstin ist eine schlanke Blondine, wie mir schien, etwas größer als ihr Gemahl und augenscheinlich früher sehr schön gewesen.

Während die Kanonen fortdonnerten, die Hörner und Trommeln weiter lärmten, die Soldaten das Gewehr präsentirten, wurde das fürstliche Paar in das Zelt geführt, welches sich jetzt mit den davor versammelten Consulsuniformen, dem Pascha in seinem von

oben bis unten mit Zweigen von Goldstickerei besetzten Generalsrock, den arabisch gekleideten Beisitzern des Gerichtshofs von Jerusalem und dem Halbkreis von etwa zwanzig schimmernden und funkelnden Kawassen, der den Hintergrund bildete, in der That prächtig ausnahm. Der Pascha stellte die Versammelten vor, dann wurde den Herrschaften Limonade gereicht. Nach einer Viertelstunde stiegen alle wieder zu Pferde.

Der Großfürst soll die Absicht gehabt haben, die Kreuzfahrerfeldherren nachahmend, zu Fuß in die Stadt einzuziehen. Wahrscheinlich brachten ihn die Hitze und seine Ermüdung auf andere Gedanken. Vielleicht fand er auch zuletzt, daß wir jetzt nicht mehr im Mittelalter leben. Genug, er setzte sich wieder in den Sattel und ebenso bestieg seine Gemahlin ihre Sänfte wieder. So bewegte sich die jetzt zu mehr als hundert Reitern angewachsene Procession auf das Jaffathor zu. Voran ritten die Kawassen, dann die Kammerherren, hierauf folgte mit blitzenden Bajonnetten eine Abtheilung türkisches Militär. Dann kam der Pascha und hinter diesem der Großfürst sammt Gemahlin und Hofstaat. Endlich schloß der Zug mit den Consuln. So oft derselbe eins von den am Wege aufgestellten Infanteriedetachements passirte, wurde er mit ohrenzerreißendem Hörnerlärm und Trommelgerassel empfangen. Die Juden erhoben, als der Großfürst ihr Teppichzelt erreichte, ein Geschrei, welches sich wie ein mißlungner Gesang anhörte. Das Schicksal der Torte blieb mir unbekannt, doch sah ich nicht, daß der Prinz sich bei dem Zelt aufgehalten hätte. Als die Procession das Jaffathor erreichte, erschienen russische Frauen, welche dem Bruder ihres Czaren Rosen streuten, während die weißen Vögel auf den Mauern und Dächern sich mit flatterndem Schleier- und Mantelgefieder erhoben und mit weithin schallendem Gekreisch das Fürstenpaar willkommen hießen.

Der Großfürst nahm seine Wohnung in einem der griechischen Klöster, von wo aus er die verschiedenen heiligen Orte der Stadt und ihrer Umgebung besuchte, die Himmelfahrtsfußtapfe auf dem

Oelberg und was sonst von Pilgern zu küssen ist, küßte, seine Gemahlin desgleichen thun ließ und überhaupt alle Pflichten, die einem Hadschi der orthodoxen morgenländischen Kirche in Jerusalem obliegen, pünktlich erfüllte. Dabei wurden, wie man mir sagte, die Regeln der Artigkeit nicht versäumt und auch Andersgläubigen in ihren Kirchen die Ehre erwiesen, zeigen zu dürfen, was sehenswerth war. Im Allgemeinen hat das großfürstliche Paar in Jerusalem sicher einen vortheilhaften Eindruck hinterlassen. Die Griechen täuschten sich allerdings in der Erwartung der dreihundert mit Geschenken beladenen Kameele, aber wer von ihnen eine gute Bildung, anspruchsloses Wesen und männlichen Charakter zu schätzen gewußt hätte, würde durch den Besuch unzweifelhaft gewonnen worden sein. Die Begleitung des Prinzen schien ihm aufrichtig zugethan zu sein, und wenn ihr zu glauben wäre, so gehörte der Großfürst Konstantin nicht nur zu den begabtesten, thätigsten und unterrichtetsten Fürsten unsrer Zeit, sondern er wäre auch im hohen Grade liberalen Meinungen und Plänen geneigt, ja liberaler als sein kaiserlicher Bruder. Auch jene Begleitung machte, so weit sie mit den hier wohnenden Deutschen in Berührung kam, einen angenehmen Eindruck, und zwar nicht bloß durch Hofmanieren, sondern zugleich durch Kenntniß und charaktervolles Auftreten. Daß die Herren Oesterreich nicht liebten, ihm eine starke Demüthigung gönnten, schien mir verzeihlich, wenigstens begreiflich.

Als selbstverständlich mußte unter so bewandten Umständen erscheinen, daß der Czarenbruder nicht von den Bedürfnissen hierher geführt worden, die den Mujik und gelegentlich die eine und die andere empfindsame Fürstin des Petersburger Adels zur Wallfahrt treiben. Allerdings wies er bei seinem Umzug entschieden, fast schroff die schüchternen Aeußerungen der in seinem Gefolge befindlichen allerunterthänigsten deutschen Kritik ab, und gewissenhaft ließ er jeder einzelnen Reliquie durch Kniebeugung und andere Zeichen andächtiger Huldigung die ihr gebührende Reverenz zukommen. Aber das war sicher nicht viel mehr als Nachgiebigkeit

gegen die kirchliche Etikette und gewohnte Rücksichtnahme auf Glauben und Brauch seiner Landsleute niederer Klasse. Das Herz des Großfürsten hatte damit wenig zu schaffen, die Reise war vielmehr ein politischer Act. Es galt im Allgemeinen, die Vorposten, die Rußland hier hat, zu inspiciren, den Gegnern zu imponiren, die zum Widerstand Geneigten durch Freundlichkeit und Gaben zu gewinnen und den Verbündeten zu zeigen, daß der Moskowiterkaiser trotz des Pariser Friedens noch mächtig und noch nahe sei. Es galt aber auch noch einem andern nähern Ziele.

In einem frühern Capitel ist gezeigt, wie die Russen mit den Griechen und zugleich unter sich in Zwiespalt gerathen waren, wie die Partei des Consuls, die wir nun offen als die großfürstliche bezeichnen können, trotz der Opposition der bischöflichen, hinter der die Synode stand, ihr Ziel weiter verfolgte, und wie Mansuroff, der Hauptagent des Marinedepartements und der Dampfschifffahrtsgesellschaft, mit seinem Plan, die für Zwecke der Kirche gesammelten Gelder für ein von letzterer unabhängiges Pilgerhaus zu verwenden, dem Widerstand des Bischofs Cyrillus, der mit ihm verbündeten griechischen Klerisei und der ebenfalls auf dieser Seite stehenden türkischen Regierung gegenüber auf Schwierigkeiten gestoßen war, und diese Schwierigkeiten waren es, welche der Großfürst zu ebnen kam.

Daß die Reise vorzüglich den religiösen Stiftungen Rußlands in Jerusalem galt, erfuhr man in den diplomatischen Cirkeln der heiligen Stadt sehr bald, und die Pforte war davon noch eher unterrichtet. Mit Recht besorgt, der Diensteifer ihrer nach Imperialen lüsternen Provinzialbeamten und die Neigung der niedern griechischen Geistlichkeit zu Rußland könnten Unheil anrichten, sandten die Minister des Sultans eiligst das Oberhaupt der letztern und den nächsten Alliirten der erstern, den eben in Stambul befindlichen Patriarchen, auf einer Regierungsfregatte nach Palästina, angeblich, um die hohen Reisenden zu bewillkommnen, in Wirklichkeit aber, um die Ergebnisse der Reise auf ein möglichst geringes Maß ein-

zuschränken. Man fürchtete namentlich, der Großfürst könne die alte, früher durch den Archimandriten Porphyrius geltend gemachte Forderung wegen Rückgabe der georgischen Klöster erneuern wollen. Davon war jedoch keine Rede. Die Hauptfrage, die verhandelt wurde, war die, ob Monsignore Cyrillus und die Kirche oder Mansuroff und die Dampfschifffahrtsgesellschaft in Jerusalem ein Pilgerhaus bauen und den Nutzen davon ziehen sollten. Dem Patriarchen wurde nur ein paar Mal Gelegenheit gegeben, seine Eigenschaft als Unterthan des Padischah dem Bruder des Beschützers der orthodoxen Christenheit gegenüber herauszukehren. Als endlich nach zehntägigem Aufenthalt in der heiligen Stadt und Anhörung endloser Messen, der Hauptbewirthung, welche die griechische Geistlichkeit ihren Gästen bot, die Abreise des Großfürsten erfolgte, wußte Niemand, zu welchem Ergebniß die Transactionen gediehen waren. Man fühlte deutlich heraus, daß die Griechen gegen die russische Regierung verstimmter als je waren. Der Streit zwischen Bischof Cyrill und Consul Dorgobujinoff war nicht geschlichtet. Die Gnadenbezeugungen, mit denen jener überhäuft worden, schlossen kein Versprechen ein, daß seinen Wünschen willfahrt werden sollte. Nur die Anlegung der Pilgerstiftung auf dem vor dem Thor erworbenen Terrain war gutgeheißen worden.

Aber ein wirklicher Erfolg ließ nicht lange auf sich warten. Von der syrischen Küste begab sich der Großfürst nach Konstantinopel. Es war dies ein zweiter Besuch: schon vor anderthalb Decennien hatte der Sultan den unternehmenden Prinzen einmal bei sich empfangen. Vieles war seitdem anders geworden. Der Angriff des kaiserlichen Vaters auf den kranken Mann hatte den officiellen Freundschaftsbetheuerungen, von denen damals beide Kabinette überflossen, ein Ende gemacht; die begeisterten Huldigungen aber, mit denen die Griechen Stambuls bei jenem Besuch dem Erben des Namens Konstantins des Großen ihre Sympathie bezeugt, waren in gutem Gedächtniß. Die Pforte war aus dem orientalischen Kriege zwar scheinbar siegreich, aber in Wahrheit elender als je

hervorgegangen. Sollte man dies dem Gaste fühlen lassen? In der Politik darf der Schwache dem Starken nichts nachtragen, und so konnten auch die Minister des Sultans ihrem Gebieter nur völliges Vergessen des erlittnen Unrechts und demüthiges Gewähren der etwaigen Wünsche seines Gastes anrathen. Ein so geringfügiges Begehren wie die Erlaubniß zu Bauten im Bereich der Festungswerke von Jerusalem war in Folge dessen kaum geäußert, als die Bewilligung erfolgte. Ja noch mehr: der Sultan ließ sich den Plan des von Rußland angekauften Terrains vorlegen, und als er fand, daß es an den Exercierplatz seiner Soldaten stieß, schenkte er freigebig — wozu auch das viele Exercieren! — die Hälfte dieses Platzes hinzu, damit die Besitzung sich besser abrunde.

Damit war der heimlichen Gegenwirkung des griechischen Patriarchats ein Ziel gesteckt, und auch die Synode wagte jetzt nichts mehr gegen die Verlegung der Pilgerstiftung in eine unheilige Vorstadt einzuwenden. Noch hoffte Bischof Cyrillus wenigstens den Plan einer Ausnutzung der Stiftung für die vom Großfürsten patronisirte Actiengesellschaft zu beseitigen, und bat deshalb um Gewährung eines Urlaubs zu einer Reise nach Petersburg. Aber die Bitte wurde in höflicher Form und unter Verleihung eines hohen Ordens abgeschlagen, und die Collectengelder verblieben nach wie vor in den Händen des Agenten jener Gesellschaft.

Im Herbst 1859 kam Mansuroff zum dritten Mal nach Palästina, wo nunmehr auf dem durch die Schenkung des Sultans und weitere Ankäufe beträchtlich vergrößerten Terrain die Arbeiten begannen. Am 15. Januar des folgenden Jahres, dem Neujahrstage der morgenländischen Kirche, wurde zum Bau der Kapelle feierlichst der Grund gelegt, und drei Monate später war das Werk, welches große Herbergen, ein Spital und die bischöfliche Residenz umfassen und mit diesen Anstalten ein Sammelplatz nicht bloß für die russischen, sondern für alle slavischen Pilger sein wird, schon bedeutend fortgeschritten.

Civilgeneral Mansuroff aber wohnte dem Fortgange der Ar-

beiten nicht bei. Wenige Tage nach der Bodenweihe verließ er nebst seinen Adjutanten, zwei vermögenslosen russischen Fürsten, Jerusalem, wie man behauptete, in Ungnade gefallen, auf Nimmerwiederkehr, und bald nachher hatte Monsignore Cyrillus die Genugthuung, in der Person des Consuls auch seinen andern Gegner abreisen zu sehen. Ob die Herren, wie man wissen wollte, der unzulässigen Grundsätze halber entfernt wurden, nach denen der reiche Collectensäckel von ihnen verwaltet worden, wage ich nicht zu entscheiden.

Ich kehre jetzt zu der Zeit der Anwesenheit des Großfürsten in der heiligen Stadt zurück.

Unter den Soldaten, welche derselbe mitgebracht hatte, sah ich mehrere von gigantischem Körperbau. Sie waren aber wohl ausgesuchte Leute, mitgenommen, um zu imponiren. Die Matrosen, großentheils Finnen und Esthen, die meist nur die Sprache ihrer Heimat und nicht einmal russisch verstanden, hatten durchschnittlich ein weniger vortheilhaftes Aeußere. Man begegnete ihnen in großen Schwärmen auf dem Platz vor der Grabeskirche, wo die Händler mit Andenken von ihrer Kauflust eine gute Nachlese des diesjährigen Ostermarktes erzielten. Die heiligen Orte und die Thäler und Berge um die Stadt wimmelten von ihnen. Auf allen Wegen vor den Thoren sah man sie der den Seeleuten aller Nationen eignen Neigung zum Reiten fröhnen, und wo einem der Beutel nicht erlaubt hatte, sich einen Gaul allein zu miethen, hatte er sich mit einem Kameraden associirt und gewährte so den Jerusalemern das neue Schauspiel, auf jeder Seite des Sattels zwei Beine herabbaumeln zu sehen. Das Juchtenparfum, das sie verbreiteten, war auf dreißig Schritt hinter ihnen noch zu merken. Hatten sie ihre Gänge durch die Stadt und deren Nachbarschaft vollendet, so ließen sie sich von den Geistlichen ihrer Confession Zeugnisse ausstellen, daß sie wirklich in Jerusalem gewesen, und da viele von ihnen lutherisch waren, so hatte Pastor Valentiner, der deutsche Pfarrer an der Zionskirche, bisweilen das ganze Haus voll von solchen Bittstellern. Mit welcher Andacht mag

die alte Mutter des einen oder des andern dieser Matrosen am fernen esthnischen Gestade, mit welcher frohen Ueberraschung die Schwester an der eisigen finnischen Föhrde das kleine Perlmutterkreuz in Empfang genommen haben, das ihr der Weitgereiste aus der Stadt mitbrachte, wo ihr Heiland gewandelt!

Wir im preußischen Hospiz hatten der Ankunft des Großfürsten mit Sehnsucht entgegengesehen, nicht sowohl der Feierlichkeit des Einzugs wegen, als vielmehr, weil uns dadurch die Aussicht näher gerückt war, in das Geheimniß des Haramplatzes eindringen zu können. In Aegypten so wie in Konstantinopel hat es keine besondern Schwierigkeiten, in Moscheen zu gelangen. In Jerusalem nimmt man es genauer, und das Innere der Sakhra, des zweitgrößten Heiligthums der mohammedanischen Welt, zu sehen, war in den letzten beiden Jahren einem nicht gefürsteten Kafir geradezu unmöglich. Unter Kiamil Pascha öffnete sich der hochverehrte Raum gegen ein gutes Trinkgeld auch gewöhnlichen Sterblichen. Der jetzige Vertreter des Sultans dagegen nahm mehr Rücksicht auf das Vorurtheil der Moslemin, nach dem christliche Fußsohlen den Ort beflecken, und man hätte nur in morgenländischer Tracht dahin gelangen können, ein Wagniß, welches dem, der nicht arabisch oder türkisch sprach, sehr übel bekommen konnte. Die Fürsten, welche früher hier gewesen waren, hatten den Platz, wo der alte Tempel Jehovas gestanden, besucht, aber nur wenigen Einheimischen und Reisenden gestattet, sie zu begleiten. Der englische Prinz hatte sogar nur sein Gefolge mitgenommen. Wir hofften, der Großfürst werde den Ort sich gleichfalls ansehen und liberaler sein, und diese Hoffnung erfüllte sich.

Den 17. Mai früh erschien Professor Tischendorf aus Leipzig, der Zutritt zum Großfürsten hatte und dessen Bekanntschaft ich Tags vorher gemacht, im Hospiz mit der Meldung, der Prinz werde Nachmittags vier Uhr sich nach dem Haram begeben, und es sei jedem Christen erlaubt, sich seinem Zug anzuschließen. Die Nachricht hiervon verbreitete sich bald durch die ganze Stadt, und

als wir uns zur angegebnen Stunde vor dem griechischen Kloster einfanden, trafen wir dort nicht bloß alle gerade in Jerusalem anwesenden Fremden, sondern auch eine große Anzahl hier wohnender Griechen versammelt.

Um Unordnungen zu verhüten und etwaige Widersetzlichkeiten fanatischer Mohammedaner zu brechen, war auf dem Wege an mehreren Stellen türkisches Militär aufgestellt. Dennoch war das Gedränge, als der Großfürst mit seiner Gemahlin erschien und der Zug sich nach dem Tyropäon hinab in Bewegung setzte, schon in den breiteren Straßen sehr stark. Noch furchtbarer wurde es, als die Procession in die enge Gasse einlenkte, welche den Abhang des Moriah hinaufführt, und ein russischer Pope, der neben mir strauchelte und hinfiel, war in der größten Gefahr zertreten zu werden. Ueber alle Begriffe schrecklich aber gestaltete sich das Kämpfen und Würgen, als wir in den schmalen dunklen Gang kamen, der an der Nordwestecke des Moriahplateaus sich öffnet. Mehrere Personen wurden hier ohnmächtig. Wiederholt stockte der Menschenstrom wie ein Eisgang. Das Stöhnen der Gepreßten war entsetzlich. Ich selbst wurde erst zusammengedrückt, daß ich ernstlich einen Rippenbruch fürchtete, und dann wie eine aufgestaute Scholle emporgeschoben und in dieser Lage, mit den Füßen über dem Boden, wohl zehn Schritt weit fortgetragen. Endlich war der Ausgang erreicht, und tief aufathmend sah man sich im Freien und im Angesicht der heiligen Sakhra. Die arabische Dichtung nennt in ihrem Schwung den Bau ein irdisches Paradies, von dem der Himmel nur achtzehn Meilen entfernt sei, und wenn mir das jetzt zu stark aufgetragen scheint, so gestehe ich, daß mir damals, nach dem höllischen Gedränge und dem Angstschweiß in dem finstern Gange, der blaue Himmel und die freie Luft allerdings himmlisch genug vorkamen.

Weshalb man nicht einen der vielen andern Eingänge gewählt, von denen mehrere beträchtlich weiter sind, war nicht abzusehen. Wollte man auf diese Art zu starken Zudrang nach dem Heiligthum verhüten, so verfehlte man sein Ziel. Es tummelten

sich binnen einer Viertelstunde mindestens tausend Menschen, der großen Mehrzahl nach Christen, auf dem Platze — ein Besuch, der, seit Jahrhunderten nicht erlebt, sich manches Jahr im Gedächtniß der Moslemin von El Kods als betrübendes, unheilverkündendes Ereigniß erhalten wird.

Die Hochebene des Moriah, auf der ich mich nun befand, ist ein längliches Viereck, welches von Süden nach Norden etwa 1500 und von Westen nach Osten gegen 1000 Fuß mißt. Im Westen und Norden wird es von hohen altsarazenischen Gebäuden sehr unregelmäßiger Gestalt überragt, in denen sich die Amtswohnung des Pascha, mehrere Schulen, Wohnungen für Moscheediener und Herbergen für Pilger befinden. Im Osten und Süden umfaßt den Raum die Stadtmauer, über der dort der Oelberg, hier der Berg des Aergernisses erscheint. Ungefähr in der Mitte dieses Plateaus erhebt sich eine circa 300 Fuß lange und 400 Fuß breite, mit Marmorplatten belegte Plattform, zu welcher acht Treppen von je vierzehn Stufen emporführen, und welche die Sakhra-Moschee sowie eine Art Säulenpavillon trägt. Hinter der Plattform im Süden steht eine zweite Moschee, die Aksa. Der übrige Raum des Haram wird von Grasplätzen, sehr großen Cypressen, Olivenbäumen, Brunnen, Grabmälern, einzelnen Bädern und andern kleinen Gebäuden im sarazenischen Stil eingenommen. Im Osten befindet sich das vermauerte goldne Thor. An mehreren Stellen im Süden giebt der Erdboden bei starkem Auftreten einen dumpfen Klang, als ob sich unter ihm Höhlen oder Gewölbe befänden.

Ehe der Großfürst die Stufen der Plattform erstieg, vertauschte er, von dem Imam der Aksa, der ihm als Führer diente, gemahnt, die Stiefel mit reinen türkischen Lederstrümpfen. Auch wir legten das Schuhwerk ab, und es nahm sich eigen aus, die ganze Masse der Neugierigen, die Stiefel und Schuhe in der Hand, nach der Moschee hinwandern zu sehen. Oben vor der Pforte derselben angekommen, begann die Menge sich von neuem zu drängen, und das türkische Militär, welches den östlichen Eingang bewachte, wußte sich der stürmischen

Hast, mit welcher jeder der erste nach dem Prinzen in der Moschee sein wollte, nicht anders zu erwehren, als daß es mit dem Kolben zuschlug. Mehrere Griechen stürzten an der Schwelle blutend nieder, und ein junger englischer Lord, der sich in Vorerstellung zur Wehr stellte, wurde von einem Soldaten ohne weiteres beim Kragen gefaßt und wie ein Straßenbube zur Seite geschleudert. Ich war etwa eine Viertelstunde im Innern, dann verließ ich die Moschee durch die südliche Pforte.

Die Moschee heißt nach dem heiligen Felsblock, den sie einschließt, die Sakhra, nach der Sage, die sie vom dritten Chalifen erbaut sein läßt, auch die Omarijeh. Nach der Geschichte hat Omar nur den heiligen Stein entdeckt und den Düngerhaufen entfernt, mit dem ihn die Christen, um die Juden zu kränken, überschüttet hatten. Der Erbauer der Moschee war der Chalif Abd El Melik, der ein halbes Jahrhundert später lebte, und als Jahr der Vollendung wird 686 n. Chr. angegeben. Es ist ein achteckiges Gebäude, aus dessen Dach in der Mitte ein laternenartiger Rundbau mit einer Kuppel emporstrebt. Die Seiten des Achtecks, jede ungefähr sechzig Fuß breit, sind unten mit Marmor, weiter oben mit roth, grün, schwarz und weiß glacirten Ziegeln belegt und in der obern Hälfte von sechsundfünfzig Spitzbogenfenstern mit vielfarbigen Glasscheiben durchbrochen. Die Kuppel ist mit Bleiplatten gedeckt. Ueber ihr funkelt ein vergoldeter Halbmond, dessen Hörner sich als dünner Draht fortsetzen, bis sie sich berühren. An den Wänden des Oberbaues laufen bunte Koransprüche hin.

Im Innern wird die Decke des achteckigen Unterbaues von vierundzwanzig korinthischen Säulen getragen, während in der Mitte zwölf solche Säulen und vier dicke Pfeiler, nach der mit Goldarabesken geschmückten Kuppel aufstrebend, eine Art Kapelle für sich bilden, in welcher, von einem schön gemusterten vergoldeten Gitter umgeben und mit einer Decke von schwerem roth und grünem Seidendamast behangen, der etwa funfzehn Fuß über den Fußboden emporragende und dreißig Fuß lange heilige Felsen sich befindet.

Die Decke war, als wir eintraten, halb abgenommen, und ich sah bei dem Dämmerlicht, welches durch die Blumen- und Arabeskenmalerei der Fenster in den sonst ganz dunklen Mittelraum fiel, daß es ein unregelmäßiger, natürlicher grauer Kalkblock war.

Dieser Stein ist nächst dem Hadschar El Aswed, dem schwarzen Stein in der Kaaba zu Mekka, und dem Grabe Mohammeds in Medina das größte Heiligthum des Islam. An ihm gesprochen ist jedes Gebet doppelt wirksam, und so heißt er im Volksmund „die Stätte der Erhörung". Die Sagen, die sich an ihn knüpfen, sind zum Theil sehr wunderlich. Er soll der Felsen sein, auf dem Abraham seinen Sohn Isaak schlachten wollte, und man zeigt an ihm noch die Spuren der — selbstverständlich riesenhaften — Finger des Patriarchen. Nach einer andern mohammedanischen Legende fiel der Stein vom Himmel, als zu Jerusalem die Prophezeiung begann, und auf ihm haben alle Propheten seit Adam gebetet. Als bei der Zerstörung von Jerusalem die Bekenner des einigen Gottes flohen, wollte der fromme Kalkblock mit ihnen fort, aber der Engel Gabriel hielt ihn auf, bis Mohammed kam und ihn für immer befestigte. Wieder eine andere Sage erzählt, Mohammed sei von dem Steine aus gen Himmel entrückt worden. Da habe derselbe ihm nachgewollt und sei wirklich bis in die Nähe des Paradieses mit emporgestiegen. Hier aber habe er das arabische Jubelgeschrei „Lu lu lu!" ausgestoßen, und darauf habe der Prophet ihm geboten zu schweigen und wieder an seinen alten Platz zurückzukehren. Der Stein habe gehorcht, aber nicht ganz. Er sei etwa zwei Ellen über seinem frühern Ruheplatz in der Luft schweben geblieben. So sei er bis auf Sultan Selim zu sehen gewesen, der ihn auf die Klage, daß schwangere Frauen sich an dem Wunder versehen, durch einen Unterbau von Balken gestützt habe. Noch ein anderer Aberglaube der Mohammedaner sieht in dem Felsen, der nichts Anderes als eine hervorragende Klippe des salomonischen Tempelbodens ist, einen der Hügel des Paradieses und meint, daß unter ihm alle Gewässer der Erde entspringen.

Der Talmud erblickt in demselben den Eben Schetiah, den Stein, auf welchen der Hohepriester bei seiner Function die Räucherpfanne gestellt und aus dem die Welt geschaffen worden. Andern Juden zufolge ist es die Tenne Arafnas, des Jebusiters, auf welcher der Engel Posto faßte, der zur Strafe für die von Melech Davids Hochmuth befohlne Volkszählung Israel mit der Pestruthe schlug. Die Christen des Mittelalters dagegen glaubten, es sei der Stein, auf dem Jakob den Traum von der Himmelsleiter hatte.

Unter dem heiligen Felsen befindet sich eine Höhle, nach welcher auf der Südostseite einige Stufen hinabführen. Dieselbe heißt „die edle Höhle der Moslemin" und ist ziemlich geräumig. In der einen Wand derselben sieht man zwei kleine Nischen, in denen David und Salomo gebetet haben sollen. Auf dem Boden aber soll eine metallne Fallthür eine brunnenartige Vertiefung bedecken*), die von den Arabern „Birreh Ruah", Brunnen der Seelen, genannt wird, und welche in die Unterwelt hinabgeht. Hier konnte man in frühern Zeiten sich mit den Todten unterhalten. Da indeß bei diesem Verkehr wiederholt Unglücksfälle sich ereigneten, so wurde die Oeffnung verschlossen. Irgendwo in diesem unterirdischen Raum ist nach der Meinung der Juden noch heute die Bundeslade verwahrt. Andere Geräthe des Allerheiligsten, namentlich der siebenarmige Leuchter und der goldne Tisch, auf dem die Schaubrote lagen, schmückten bekanntlich den Triumphzug des Titus in Rom. Der ganze Bau der Moschee hat innen wie außen sehr vom Zahn der Zeit gelitten, nimmt sich aber mit seinem anmuthig vertheilten Farbenreichthum und seinen schöngeformten Fenstern und Säulen selbst in diesem Verfall noch sehr gut aus. Neben ihm, nicht fern vom Ostportal, steht Davids Richterstuhl, ein kleiner Kuppeltempel mit buntfarbigen Marmorsäulen.

Von hier begaben wir uns die Südtreppe des Plateaus hinab und an einem jetzt wasserlosen Springbrunnen mit weitem Becken,

*) Ich habe davon, vielleicht in der Eile, nichts gesehen.

neben dem sich alte Cypressen erheben, vorüber nach der zweiten Moschee, die von den Mohammedanern Aksa, von den Juden Midrasch Schelomo genannt wird. Dieses sehr große Gebäude bedeckt eine Fläche von ungefähr fünftausend Quadratfuß und ist eigentlich eine Vereinigung von fünf Heiligthümern, deren Hauptkörper eine von Justinian erbaute und der Gottesgebärerin geweihte Basilika ist. Zur Moschee wurde es von jenem Abd El Melik umgestaltet, der, durch einen Nebenbuhler von Mekka abgesperrt, das Hauptheiligthum des Islam hierher zu verlegen beabsichtigte, aber damit am Widerstande der Juden scheiterte. Das Innere besteht in einem etwa hundert und fünfzig Schritt langen Mittelschiff und je drei ebenso langen Nebenschiffen auf beiden Seiten. Die 45 Säulen und Pfeiler, welche diese Abtheilungen bilden, sind theils römischen, theils sarazenischen Ursprungs, meist dick und plump und gleich den Wänden einfach weiß getüncht, auch wo sie aus Marmor bestehen. Ihre Kapitäler tragen gewaltige Architrave, von denen aus sich bis zur flachen Holzdecke hinauf Rundbogen spannen. Auf der Seite links vom Eingang laufen zwischen den Säulen des ersten und zweiten Nebenschiffs mannshohe Zwischenschranken hin. Im Süden stößt an das Schiff eine Art Chor, über dem sich eine Kuppel wölbt, durch welche zwei Reihen mit Glasmalereien geschmückter Fenster farbige Lichtstrahlen in das unter ihr herrschende Halbdunkel fallen lassen.

Nachdem wir vor der Moschee die Stiefel wieder angezogen, folgten wir dem Großfürsten und seinem Führer, dem Schech, nach einem nicht fern von der Ostwand der Moschee in den Erdboden hinabgehenden, zum Theil mit Unkraut verwachsenen Loch, in welchem man viereckige Pfeiler und Ruinen von Schwibbogen sah. Ich hörte, wie der Dolmetscher dem Prinzen übersetzte, der Schech meine, dies seien die Pferdeställe Salomos. Nachdem die andere Gesellschaft sich entfernt, kletterte ich hinab und fand, daß es ein unterirdisches Gewölbe war, welches sich bis unter den Boden der Moschee zu erstrecken schien. Mangel an Licht und die Befürchtung,

durch zu langes Verbleiben auf dem heiligen Platze den Moslemin, die ohnedies, so viel sichs thun ließ, zur Eile drängten, Anstoß und Gelegenheit zu Beleidigungen zu geben, ließen mich von einer weitern Untersuchung des interessanten Ortes absehen. Vermuthlich sind die „Pferdeställe Salomos" nur eine Reihe von Wölbungen, mit denen man eine kleine Senkung des Terrains ausfüllte und so die große Fläche des Tempelplatzes herstellte.

Etwa hundert Schritt von hier stand der Führer mit dem großfürstlichen Paar wieder still, und der Schech zeigte auf die Trümmer eines viereckigen Gemachs im südöstlichen Winkel des Haramquadrats. Ich erkundigte mich, was das sein solle, und erfuhr, daß in der Nische, die sich in der einen Wand befand, die Wiege Jesu gestanden habe. Nachdem ich noch einen Blick in das Innere des goldnen Thores gethan und einige Zweige und Blumen zum Andenken gepflückt, kehrte ich durch den hohen Spitzbogengang, der unter den Gebäuden der Westseite aus dem Haram hinausführt, in die Stadt und auf meine Stube zurück, wo ich Muße fand, das Bild des weltgeschichtlichen Platzes in der Erinnerung zu fixiren und mir den Wechsel seiner Gestalten in der Vergangenheit zu vergegenwärtigen.

Die Nebel der Urzeit verhüllten das heutige Jerusalem, und ich sah auf dem einsamen Wüstenfelsen des Moriah das düstre Bild Schech Abrahams mit dem zum Menschenopfer gezückten Messer. Es zerfloß, und an seine Stelle trat der grausenvolle Pestengel mit der tödtlichen Ruthe, die von Dan bis gen Berseba schlug, ohne den wirklich Schuldigen, den König, zu treffen.

Salomos Tempel tauchte auf in Umrissen, unbestimmt wie seine Beschreibung in der Bibel, nicht sehr großartig in seinen Maßen, halb ägyptisch, halb phönizisch in Architektur und Bildhauerarbeit: der Vorhof mit dem ehernen Meer, der Brandopferaltar mit seiner Rauchwolke, die geheimnißvollen Säulen Jachin und Boas mit ihren Knäufen von Lilien, ihren Ketten von Granatäpfeln und ihren vier Finger tiefen Cannelüren, das Heilige dann mit den Fenstern von Gitterarbeit und dem mit Goldblech über-

kleideten Cederngetäfel an Decke und Wänden, das dunkle, ganz vergoldete Allerheiligste endlich, in dem hinter Vorhängen von Gelbwerk, Scharlaken und Rosinroth die siebenarmige Leuchte die Bundeslade und die Cherubimskolosse bestrahlte, die mit den Fittichen der geflügelten Löwen von Ninive und mit den großen Augen und den hoch gestellten Ohren der Sculpturen von Karnak und Medinet Habu als Wächter der Gesetztafeln in barbarischer Starrheit daneben standen. Salomo der Prächtige wurde auf seinem Löwenthron herbeigetragen. Weihrauchswolken wallten auf. Triumphpsalmen ertönten, die Lieder für Jeduthun, die Hymnen der Kinder Korah, der Gesang vom goldnen Rosenspahn, und ringsum troff der Tempelplatz vom Blut der zur Einweihungsfeier geschlachteten Rinder, vom Fett der geopferten Schafe.

Ein nächtlicher Schatten legte sich vom Mittag her über den heiligen Berg und seinen Schimmer. Pharao Sisaks Hand entkleidete den Tempel seines Goldschmucks und führte den Sohn Salomos gefangen nach Aegyptenland.

Wieder ging die Sonne auf über dem Hügel Jehovas, wieder glänzte das Heiligthum von edlem Metall, flammte der Opferaltar, wurden die Harfen der Leviten und die Posaunen der Priester vernommen, und es erscholl das stolze Prophetenwort: „Es wird eine Bahn sein von Aegypten in Assyrien, daß die Assyrer in Aegypten und die Aegypter in Assyrien kommen, und die Aegypter sammt den Assyrern Gott dienen. Und es wird Israel selbdritt sein mit den Aegyptern und Assyrern durch den Segen, so auf Erden sein wird. Denn der Herr Zebaoth wird sie segnen und sprechen: Gesegnet bist du, Aegypten, mein Volk, und du, Assur, meiner Hände Werk, und du, Israel, mein Erbe!"

Die Prophezeihung war nur ein Traum. Die Geschichte läßt sich nicht mit frommen Wünschen aufhalten. Die nächste Gestalt, in der sie den heiligen Berg sehen ließ, war wieder in Schatten gehüllt. Die Assyrer kamen, aber nicht, um Gott zu dienen, sondern um ihn zu berauben. König Hiskias mußte ihren Abzug mit den

Schätzen des Hauses Jehovas erkaufen, und nun blieb der Moriah und sein Tempel mit Dämmerung umdüstert, bis das Wetter von Babylon kam und den Prachtbau Salomos in einen Trümmerberg verwandelte. Schweigen und Verödung lagerten sich über die Stätte des Opferjubels und der goldnen Herrlichkeit. Des Augenlichts beraubt wurde der letzte König Judas als Gefangner in die Fremde geführt. Statt des Hallelujah, das einst den Vorhof durchrauscht, klagte im Winde von Norden her der Jammer des verbannten Volkes: „An den Wassern von Babylon saßen wir und weineten, wenn wir an Zion gedachten."

Von neuem begann der heilige Hügel zu leuchten, aber die Sonne der Propheten war untergegangen auf Nimmerwiederkehr. Das Licht, das den neuen Tempel umgab, war dürftiges Mondlicht, das Volk, das in ihm betete, ein gebrochnes. Auch der heldenmüthige Rebellengeist der Makkabäer weiß, wie sein Name andeutet, nur zu schlagen, nicht zu bauen. Wo die Propheten sich mit Adlersschwung zu dem Gedanken der Weltherrschaft des Hebräervolks erhoben, grübeln Rabbinen über kleinlichen Spitzfindigkeiten, heuchelt und frömmelt der Pharisäer, lächelt spöttisch über die Grundgedanken der alten Religion ein blasirtes Sadducäerthum, bereitet sich langsam der völlige Untergang der Nation vor. Noch einmal strahlt der Tempel von königlicher Pracht. Der Bau Herodes des Großen ist großartiger als der salomonische. Doppelte und dreifache Säulenhallen schließen ihn ein. Es fehlt nicht an Gold- und Silberschmuck und köstlichen Steinarten. Aber der Erbauer ist ein fremder Fürst, die Säulen und Hallen sind der Ausdruck fremden Geistes, das Allerheiligste ist leer, wie das Herz des Volkes, das in ihm sein Palladium erblickt. Jerusalem tödtet die Propheten und steinigt, die zu ihm gesandt sind — es tödtet auch den, der mit dem Bewußtsein, der von den Propheten verheißene Retter zu sein, zu seiner Erneuerung im Glauben und Handeln auftritt. Es bleibt nichts übrig als starrer Trotz, ohnmächtiger Ingrimm gegen das siegreiche Heidenthum.

Der Abend neigt sich zur Nacht. Schwüle liegt um den heiligen Berg, über dem ganzen heiligen Lande. Falsche Propheten ziehen mit der Fackel der Empörung umher. Rotten bilden sich und aus den Rotten Heere. Die Revolution wälzt sich nach der Hauptstadt, nach dem Tempelberg, um hier nach grausigen Verzweiflungskrämpfen in einem Meer von Mord und Brand zu ersticken. Das Volk ist blutend verstummt. Von seinem Tempel ist das Wort erfüllt: Es wird kein Stein auf dem andern bleiben. Auf den Trümmerhaufen des Moriahgipfels baut ein römischer Imperator ein Haus für Jupiter, den Heidengott, aus den Ruinen Jeruschalajims, der Heiligen, erhebt sich die weltliche Aelia Capitolina.

Fluch und Blut ist fortan die Losung für Jahrhunderte. Wolke auf Wolke, Strom auf Strom wälzen sich, nachdem das Volk Jehovas untergegangen, die Gojim über den heiligen Berg. Bekehrte Heidenfürsten richten auf der Stätte des Jupitertempels das Kreuz ihres Heilandes auf. Perser erobern die christliche Stadt, morden ihre Bewohner und verbrennen ihre Kirchen, um bald nachher die Trümmer wieder an die Bekenner des Kreuzes abtreten zu müssen.

Der Islam kommt, der zweite Sohn des verbannten Judenthums, um in Jerusalem das Erbe seines Vaters in Anspruch zu nehmen und, indem er sein Zeichen, den Halbmond aufpflanzt, wo das Symbol des erstgebornen gestanden, die alte Herrlichkeit wieder aufleben zu lassen. Der Besiegte ermannt sich im fernen Norden. Germanische und romanische Völker stürmen heran, an ihrer Spitze Tancred, der Achilles, und Gottfried von Bouillon, der Agamemnon dieser Ilias des Mittelalters. Wieder fällt die Stadt und der Tempelberg in ihre Hand, wieder wird, wie damals, wo Titus' Mauerbrecher sie berannten, knöcheltief in Menschenblut gewatet.*) Drei Tage noch nach der Einnahme werden Tausende

*) — „usque ad genua equorum" sagt Daimbert, Erzbischof von Pisa, in seinem Bericht an Papst Urban II.

von Sarazenen, Männer, Frauen und Kinder, die dort in die Aksa sich geflüchtet, gegen das Versprechen der Schonung erbarmungslos zusammengehauen.

Fast hundert Jahre blinkt nun auf Aksa und Sakhra das Zeichen, in welchem die Franken gesiegt, oft erschüttert, mehr als einmal wankend, bis Saladin, der letzte Heros des arabischen Islam, es herunterstürzt und die Heiligthümer durch Kameelladungen von Rosenwasser von dem Greuel reinigen läßt, den die christlichen Kafirs hineingetragen.

Noch einmal gewinnt das Christenthum in der Person des großen Sohnes Friedrichs des Rothbarts die heilige Stadt. Doch nur auf kurze Zeit, schon nach anderthalb Jahrzehnten geht sie wieder an die Sarazenen verloren, um ihnen bis auf den heutigen Tag zu verbleiben. Es ist jetzt still auf dem Moriah, sehr still. Nur der Mueddin, der Morgens und Abends vom Minaret der Aksa zum Gebet ruft, und Kinder, die auf den Rasenplätzen unter der Sakhra spielen, unterbrechen die feierliche Ruhe, die über den Raum gebreitet ist. Das Weinen der Juden auf dem Klageplatz, an der Westmauer drunten, dringt nicht herauf. Die Cypressen, die zwischen den Moscheen sich erheben, mögen an die Hunderttausende von Kämpfern mahnen, die hier das Schwert fraß. Die vielen dunkelrothen Mohnblumen, die im Grase leuchten, können Sprößlinge der Blutstropfen sein, die wieder und immer wieder diesen Boden benetzten. Sie selbst, jene Kämpfer, sind hinabgestiegen in den Brunnen der Seelen, und die eiserne Fallthür, welche die Mündung schließt, verhütet ihr Wiederkommen. Man hört nichts von einem Todtentanz, wie er über andern Schlachtfeldern der Weltgeschichte in den Nächten vernommen und geschaut wird, welche den Geistern gehören.

Wohl aber ruht auf Jerusalem noch immer der alte Fluch, eine Quelle des Streits für die Völker zu sein. Der Kampf zwischen Abendland und Morgenland grollt fort. An die Stelle des todtkranken Sarazenenthums und der Welt der Kreuzritter sind das

Moskowiterthum und das neue Frankenreich, der östliche und der westliche Katholicismus getreten. Der letzte orientalische Krieg nahm seinen Anfang am heiligen Grabe, er hat die Streitenden hier so wenig wie anderwärts zu einem dauernden Frieden geführt, und noch lange Jahre wird es währen, ehe Jerusalem, die Friedensstadt unsrer frommen Ueberschwenglichen, in Wahrheit ausrufen kann: „Siehe wie fein und lieblich ists, daß Brüder einträchtig beieinander wohnen.“

II.

Von Jerusalem nach Nablus. — Türkisches Regiment. — Die Samariter.

Mit dem Haramplatz und seinen Moscheen war die Reihe der Dinge, die für mich in Jerusalem Sehenswürdigkeiten waren, erschöpft, in dem oben erwähnten Uhlanenleutnant aus Schlesien ein passender Gefährte zur Reise von der heiligen Stadt nach Beirut gefunden. Wachtmeisterchen ließ sich bereden, der dritte im Bunde zu sein. Der Wirth im Hospiz schaffte uns in dem christlichen Araber Johann Anad einen Führer und Dolmetscher, der die nöthigen Pferde und Maulthiere, Lebensmittel und sonstigen Bedarf besorgte. Consul Rosens Gefälligkeit half einen Plan entwerfen, bei dem wir, ohne zu viel Zeit zu verlieren, wenigstens die wichtigsten Punkte Nordpalästinas besuchen konnten, das geistliche Jerusalem versah uns in der leider nicht eingetroffnen Erwartung, daß uns unterwegs im Schatten der Mittagsrast oder des Abends beim Kochfeuer das Bedürfniß nach gereimter Erbauung anwandeln möchte, mit einem hübschen kleinen Reisepsalter, und so stand unserm Abzug nichts mehr im Wege.

Mittwoch, der 18. Mai wurde zum Aufbruch bestimmt. Gegen Mittag erschienen die Mukkarin mit den Reit- und Packthieren vor der Treppe zum Hospiz. Die Abschiedsflasche wurde geleert. Die

Freunde spendeten ihre Segenswünsche, die am Platze zu sein schienen, da unsre Fahrt über das Gebirge und die große Beduinenebene nicht ohne Beschwerden und Gefahren sein sollte. Ein Pferdevermiether, dessen Gäule wir als zu theuer verschmäht, gab uns eine gute Tracht Flüche mit auf den Weg, die sich indeß als unverdient leicht abschütteln ließen. Um ein Uhr saßen wir in den Sätteln, eine Viertelstunde später bewegte sich unsere Karavane zum Jaffathor hinaus und auf die weithin sichtbare steinbesäete Straße zu, die an den Gräbern der Könige vorüber nach Samaria und Galiläa führt. Nach dem Vorhergehenden wird man nicht annehmen, daß ich mich mit besonders schwerem Herzen von der Atmosphäre Jerusalems trennte. Es war eben weniger ein Genuß, als eine Arbeit, die hinter mir lag.

Der Leutnant und der Dragoman ritten Maulthiere, der Wachtmeister und ich waren zu Pferde. Zwei andere Maulthiere, begleitet von ihren Treibern, einem jungen Marouiten und einem alten katholischen Araber, trugen unsre Koffer und die Betten und Küchengeräthe Anads. Unsre Sättel waren breite türkische, die den, der nach europäischer Weise reitet, aufs äußerste ermüden, die Zäume einfache wollene Stricke. Die Pferde versprachen wenig, sie waren von der habsüchtigen Unbarmherzigkeit des Verleihers während der Pilgerzeit augenscheinlich bis zur Erschöpfung in Anspruch genommen worden und arbeiteten mit den letzten Kräften. Ein Zelt hatten wir nicht bedungen, da es uns überflüssig schien und ein weiteres Maulthier erfordert hätte. Dagegen waren wir diesmal mit Waffen hinreichend versehen, um einen Angriff von einem halben Dutzend Beduinen mit Erfolg abschlagen zu können: der Wachtmeister mit einem Paar Taschenpistolen und einem maltesischen Dolch, ich mit einem Spitzkugelrevolver von großer Tragweite, der Leutnant mit der gleichen Wehr und seinem besten Säbel. Gegen die Sonne hatten wir den Kopf mit weißen um den Hut gewundenen Turbanen geschützt, gegen die Kälte und den Thau der Nacht sollten unsre hinter den Sattel geschnallten Mäntel dienen.

Die Gegend, die wir in den ersten Stunden durchzogen, ist ohne Interesse. Man sieht dürre steinichte Felder, hin und wieder ein graues ärmliches Dorf, ein Stück Gerstenfeld, einige Olivenbäume, rechts und links und vor sich in der Ferne kahle Hügel, an denen hier und da Ruinen liegen. Geraume Zeit noch blickt dem Reisenden der spitze Kegelberg mit dem Grabe Nebbi Samwils nach.

Nach einem Ritt von drei starken Stunden, während dessen wir zuletzt mehrmals rechts und links vom Wege Felsengräber bemerkt, erreichten wir Birreh, ein großes Dorf mit den Trümmern einer Kirche, durch welche die Kaiserin Helena den Ort bezeichnet, wo der Knabe Jesus von seinen aus Jerusalem nach Nazareth heimkehrenden Eltern vermißt wurde. Unser Maronit kaufte hier Gerste für die Pferde ein, während wir an dem alterthümlichen Brunnen vor dem Orte unsre Thiere tränkten, was nicht ohne heftigen Wortwechsel mit der Schaar kleiner schmutziger Fellahweiber abging, die in den Trögen des Brunnengebäudes ihre Hemden wuschen und, wie es schien, vorzüglich darüber erbittert waren, daß wir sie unverschleiert überrascht hatten. Die häßlichste war, wie billig, am freigebigsten mit Schimpfworten, und wenn die andern den Dragoman bloß mit Granaten wie „ya Medschnun!" du Verrückter — „ya Moarras!" du Kuppler, und „jen' al abuk", Gott verdamme deinen Vater, bewarfen, so schleuderte diese weit schwerere Geschosse, z. B. wie: „du Christ!" — „du Jude!" Ja als wir schon eine Strecke weiter geritten, schrie sie uns noch nach, und als ich fragte, was sie gesagt, lautete die Antwort: die Hälfte wolle sie uns abreißen, uns Gotteslengnern, wenn sie uns kriegte!

„Sind das Drachen!" seufzte Wachtmeisterchen. — „Landesart!" erwiderte der Leutnant. — „Schon die alten Juden waren ein cholerisches Volk", fügte ich als Vertreter historischer Gelehrsamkeit hinzu.

Ueber Birreh hinaus fanden wir die Gegend besser angebaut. Jedes Fleckchen fruchtbaren Erdreichs zwischen dem Gestein war benutzt, und selbst an den Abhängen der Berge zogen sich Getreide-

felder hin. Durch eine Schlucht mit schroffen Wänden ritten wir bei beginnender Dämmerung in ein Thal hinab, dessen Seiten weitausgedehnte Gärten mit Feigen- und blühenden Granatbäumen sowie einzelne Rebenpflanzungen bedeckten, und über dem auf einem breithingeschichteten Hügel ein stattliches Dorf lag, zu welchem, vom Schimmer der sinkenden Sonne vergoldet, Heerden von Schafen und Ziegen hinaufzogen — ein Bild ländlicher Wohlhabenheit, welches ich hier im Gebirg nicht erwartet hatte. Auch weiterhin war das Land, so viel sich bei der Dunkelheit erkennen ließ, fast allenthalben fleißig bebaut, und ich gewann allmählich den auf dem Ritt vom östlichen Ende der Ebne Saron nach Jerusalem verloren gegangnen Glauben wieder, daß Palästina in alter Zeit die Mühe der Eroberung verlohnt habe.

Indessen hatte man wenig Neigung, solchen Betrachtungen nachzuhängen. Die Wege waren entsetzlich, die Pferde müde und unsicher auf den Beinen. Wiederholt wand sich der schmale mit Steinbrocken besäete Pfad am Rande von schroffen Senkungen hin, die in der mondlosen Nacht wie tiefe Abgründe erschienen. In einer düstern, von steilen Wänden überragten Felsklust blinkte eine Quelle, die der Dragoman als Ain El Haramijeh, d. h. den Räuberborn bezeichnete, ein Name, der nicht besonders geeignet war, unsre unbehagliche Stimmung zu bessern. Nicht weit von hier legte sich das eine Maulthier ohne Erlaubniß mitten im Weiterziehen hin und konnte nur mit Mühe zum Wiederaufstehen bewogen werden. Der Dragoman that bald darauf desgleichen. Ohnehin ein mürrischer, wortkarger Bursch, war er immer einsilbiger geworden. Endlich schlief er ein, rutschte aus dem Sattel und taumelte nach einem Felsblock hin, auf den er sich hinlagerte, als ob er zu Hause wäre. Mit Worten geweckt, wie sie für solche unzeitige Schlaftrunkenheit passend schienen, rieb er sich gähnend die Augen, sah sich um und fand, daß wir eine falsche Straße eingeschlagen hatten.

Wir kehrten nach links um und ritten eine steile Höhe hinan, auf der sich nach einiger Zeit die Umrisse eines Dorfes zeigten.

Hundegebell scholl uns entgegen. Auf dem Gipfel des Berges angelangt, hielten wir vor einem Hause und erfuhren, daß wir in Sindschel seien und daß hier gerastet werden solle.

Die Einladung der Bewohner des Hauses, bei ihnen Nachtquartier zu nehmen, wurde nach einer Inspection des höhlenartigen Raumes, in dem wir mit ihnen schlafen sollten, dankbar abgelehnt. Anad breitete uns die mitgenommenen Betten auf einen Stoppelacker vor dem Gehöft. In dem Raum zwischen denselben legte er das Tischtuch zum Abendessen auf. Als Leuchter mußte die rothe Papierlaterne des Leutnants dienen, die wir am Gefäß seines in die Erde gesteckten Säbels aufhingen. Tafelmusik besorgten einige Schakale. Der Commanderiawein des Dragomans ließ wenig zu wünschen übrig, obwohl er aus Blechbechern getrunken werden mußte, und so stellte sich unsre gute Laune bald wieder her. Als die Laterne erlöschen wollte, kam der Mond hinter dem Gebirge herauf, sie zu ersetzen. Wir rauchten noch eine Pfeife Dschebeli. Dann hüllten wir uns in unsre Mäntel, steckten unser Schießzeug unter den Kopf und streckten uns auf die Matratzen. Bald schliefen wir ebenso fest als Anad und die Mukkarin, deren Schnauben und Schnarchen schon seit einer Weile den Baß zum Concert der Schakale gemacht hatte.

Früh nach dem Erwachen entschleierte sich uns aus dem Nebel der Morgendämmerung eine ungemein anmuthige Gegend. Thäler und Berge waren voll Fruchtbäume und Getreidefelder. Aus dem Dorfe, welches eines der größten Palästinas sein und gegen zweitausend Einwohner haben soll, lief brüllend und lustig mit den Schweifen wedelnd eine starke Rinderheerde, hier zu Lande eine Seltenheit, auf die Weide in der Tiefe hinab. In der Ferne erschienen zwischen Olivenwäldchen andere Ortschaften. Weiterhin erhöhten kahle röthlichgraue Bergrücken, darunter der Garizim und der Ebal, die Wirkung der grünen Senkungen in der unmittelbaren Umgebung. Weniger erfreute der Anblick, welchen die Weiber von Sindschel gewährten, wenn sie auf ihrem Wege zum Brunnen vor

unserm Lager stehen blieben und den Schleier fallen ließen. Sie waren mit einer einzigen Ausnahme zum Erschrecken häßlich, ungebührlich mager und außerordentlich schmutzig, und die Landessitte, über der Stirn und den Schläfen diademartig geordnete Rollen von alten Silbermünzen, Thalern und Zwanzigern zu tragen und sich die Nasenwurzel und das Kinn mit blauen Blumen zu tätowiren, machte sie eben nicht schöner.

Als wir weiter zogen, begegneten uns in einem Hohlwege zwei berittene Baschibosuks, die einen Neger eskortirten, welchem die Hände auf den Rücken gebunden waren. „Ecco un ladro!“ sagte unser Dragoman, nachdem er die Kriegsleute über den Burschen befragt. Es war ein Räuber, der schon seit geraumer Zeit die Straße von Jerusalem nach Nablus unsicher gemacht hatte, vorige Nacht aber beim Ueberfall eines Hauses gefangen genommen worden war und jetzt nach El Kods geschafft werden sollte. Da er nicht aussah, als ob er sich loskaufen könnte, so wird er der landesüblichen Gerechtigkeit haben Genüge leisten müssen. Die Todesstrafe wurde unter Abdulmedschid selten mehr verhängt, aber man ließ in Palästina die Verbrecher in den Gefängnissen verkommen, und das sollte bei der Einrichtung dieser Anstalten ziemlich rasch von Statten gehen.

Der Weg von hier nach Nablus hatte Aehnlichkeit mit dem am vorhergehenden Tage zurückgelegten. Bald erkletterten wir einen Bergrücken, bald stiegen wir in eine mehr oder minder weite Thalmulde hinab, bisweilen zogen wir durch öde, häufiger durch fruchtbare und wohlangebaute Striche. Mehrmals erblickten wir seitwärts von der Straße stattliche Dörfer. Gelegentlich begegnete uns ein beladenes Kameel oder eine kleine Karavane von Maulthieren. Bisweilen sahen wir Leute auf dem Felde mit der Sesamernte beschäftigt. Die Hitze war in den Thälern sehr lästig, und immer mehr lernten wir den Werth erkennen, den das Morgenland auf einen schattigen Baum, einen Brunnen, ein kühlendes Lüftchen legt. Die Vegetation auf den Bergkämmen besteht hier hauptsächlich aus

Ginster, wildem Salbei und Thymian, Mohn, blaublühender Wegwart und Asphodelosblumen. Da und dort kommt niedriges Gesträuch von Stacheleichen und Dorngestrüpp hinzu. Mitunter überrascht eine hochstämmige Malvenstaude mit prächtigen rosenfarbenen Blüthen. An zwei oder drei Stellen hing Jelängerjelieber aus den Felsenspalten. An einer Quelle, in der wir außer zahlreichen Fröschen auch kleine Schildkröten von der Größe eines Silbergroschens fanden, wuchs blaßrothes Vergißmeinnicht. Die Felder der Thalsohlen waren mit Gerste, Weizen, hin und wieder mit Tabak bestellt. Wo eine Quelle einen Bach entsandte, zeigten sich selbst Ansätze zu einer Wiese.

Nachdem wir etwa vier Stunden zurückgelegt, erreichten wir eine Höhe, vor der sich in der Tiefe das große grüne Thal Machneh, eines der ausgedehntesten und fruchtbarsten von Samaria, hinstreckte. Die Ebene flimmerte vor Hitze, und über ihr war ein röthlicher Dunst gebreitet, in dem die ferneren Gipfel der sie begrenzenden Bergketten fast verschwammen. Vor uns im Osten zeigte sich das Dorf Nuarta. Links, im Nordwesten, erhob sich, gekrönt mit dem weißen Grabmal Schech Ghanims, der mächtige kahle Kuppelgipfel des Garizim. Ein rauher Kletterpfad, auf dem wir den Sattel verlassen und die Pferde am Zügel hinter uns herführen mußten, brachte uns auf die Thalebene hinab. Es währte noch zwei Stunden, ehe wir an den Fuß des Garizim gelangten, der hier mit schroffen Wänden abfällt. Eine Viertelmeile etwa von dem letzten Dorfe, welches man hier passirt, finden sich an der Landstraße weit umhergestreut die Trümmer einer Kirche und ein ausgemauerter Brunnen, der jetzt aber mit Schutt gefüllt ist. Die Legende bezeichnet ihn als den Jakobsbrunnen, an dem Jesus mit dem samaritanischen Weibe das schöne Gespräch von dem Wasser anknüpfte, das ins ewige Leben quillt, und ich möchte in Betracht der Lage des Brunnens am Rande der Ebene, wo damals das Getreide „weiß ward zur Ernte", und unter dem Berge, auf den die Samariterin wies, als sie an das alte Heiligthum ihres Volkes auf dem Garizim erinnerte, an dieser Tradition nicht zweifeln.

Einige hundert Schritte nordöstlich von hier liegt in der grünen Ebne, nicht fern von dem kleinen Dorfe Askar, in dessen Nähe man Salem, den Wohnsitz des Priesterkönigs Melchisedek verlegt, die sogenannte Grabstätte Josephs, des Sohnes Jakobs — wie man aus der in der südlichen Wand angebrachten Gebetsnische schließen sollte, wahrscheinlich eine alte mohammedanische Kapelle.

Vom Jakobsbrunnen gelangten wir zunächst nach dem aus etlichen elenden Hütten bestehenden Dörfchen Balata, welches auf der Stelle liegen soll, wo Erzvater Jakob einst ein Stück Feld besaß. Ein sehr wasserreicher Quell bildet hier einen Bach, der sich weiter östlich über einen großen Theil der Ebne ausbreitet und ziemlich ausgedehnte Beete mit Zwiebeln, Gurken und Liebesäpfeln bewässert.

Hier lenkt man in das große sich von Osten nach Westen öffnende Defilé zwischen Ebal und Garizim ein und kommt in ungefähr einer Viertelstunde vor das Thor von Nablus, wohin der Weg durch einen Wald von Olivenbäumen führt, der die ganze Breite des Passes einnimmt und sich sogar eine Strecke an den Abhängen des Garizim hinaufzieht. An ihn schließen sich Gärten mit der üppigsten Vegetation, in deren Schatten es allenthalben von Quellen und Bächen rauscht.

Wir ritten durch die Stadt hindurch, schlugen an einem schattigen Ort neben einem Bach im Nordwesten unser Lager auf, kehrten dann auf einige Stunden in das Innere zurück, nahmen in Augenschein, was dem flüchtig Reisenden hier sehenswerth scheint, und setzten darauf unsere Reise nach Norden fort.

Das Thal, in welchem Nablus liegt, ist reich an historischen Erinnerungen. Auf dem Ebal erbaute Josua nach dem Uebergang über den Jordan einen Altar für den Gott Israels. Hier stand Sichem, wo die Hauptacte des blutigen Dramas spielten, welches der Brudermörder Abimelech aufführte, und wo Rehabeams übelberathener Tyrannensinn Israel von Juda schied. Auf dem Garizim erhob sich später der große Tempel der Samariter.

Die Lage der Stadt ist ungemein schön. Sie ist mit der reichen Pracht ihrer Gärten der vollkommene Gegensatz gegen Jerusalem und seine öde Umgebung. Die Häuser ziehen sich größtentheils auf dem terrassenförmig abgestuften Karak, einem Ausläufer des Garizim hin. Was in der Tiefe liegt, versteckt sich zum Theil hinter den Wipfeln der Bäume, welche die Thalsohle beschatten und in ihrer reizenden Unordnung, ihrer wechselvollen Färbung und Gestalt und ihrem außerordentlich kräftigen Wachsthum ein Gesammtbild geben, das an die Vorstellungen vom Paradiese grenzt. In lieblichster Mischung vertheilt sich in diesem Wald von Fruchtbäumen, in dem allerorten Brunnen lebendigen Wassers sprudeln, Quellen murmeln und Bäche sich winden, das zierliche graue Laub der Olive zwischen dem anmuthigen Grün der Jujuben, dem dunklern Blätterschmuck der Feigen- und Maulbeerbäume und den fast schwarzen Laubkronen der ulmenartigen Celtis. In einer sonst in Palästina nirgends gesehenen Stattlichkeit erwachsen Mandelstrauch und Aprikosenbaum. Einzelne Palmen ragen mit ihren Federkronen über die fröhlich gedeihenden Verwandten empor. Neben dem fetten Cactus erfreut das Auge die zarte Farbe von Rosen, neben den Dolden des Sumachstrauchs öffnen Granatbüsche ihre brennendrothen Blüthen, prangen Citronenbäume mit der Fülle ihrer goldnen Früchte. Bis weit hinauf an den Berghängen hat, unterstützt von lebenspendenden Quellen, die Cultur ihre Herrschaft ausgebreitet, und wo sie ihre Grenze fand, setzte die Natur durch Kapernsträuche, Clematis und Steineichengestrüpp, Farrenkraut und Venushaar die Ausschmückung der Felsen fort — in der That ein bezaubernder Beweis für Pindars Lob des Wassers und ein Landschaftsgemälde, dem sich, wie man sagt, in ganz Syrien nichts an die Seite stellen läßt als Damaskus, das „paradiesduftige."

Auch die Stadt selbst mit ihren hohen gelbgrauen Steinhäusern, ihren Kuppeln und Minarets, ihren Erkern und Arkaden ist nicht ohne malerische Wirkung. Doch muß man nicht an das Innere denken, wenn der Reiz, den sie von einer der Höhen gesehen ausübt,

nicht beeinträchtigt werden soll. Dieses Innere gleicht im Wesentlichen dem von Jerusalem, doch meine ich, daß die Gassen etwas weniger winkelig und die Häuser im Durchschnitt stattlicher sind. Auch fand ich in den Theilen, die ich sah, nicht so viel Ruinen und wüste Plätze. Auf der Basarstraße bemerkte ich seltener europäische Waaren als in den Suks von Jerusalem, dagegen mancherlei Erzeugnisse morgenländischen Handwerkergeschmacks, die man dort nicht ausgestellt findet: Seidenstoffe von Damaskus und Aleppo, schöngemusterte mit Gold und Seide durchwirkte Zäume, gestickte Pferdedecken, hübsche Arbeiten in Saffian, durch die sich die Lederarbeiter der Stadt einen weitverbreiteten Ruf erworben haben. Von interessanten Werken der Architektur hat Nablus wenig aufzuweisen. Großartigkeit kann nur der Chan El Tudschar beanspruchen, die imposanteste Kaufhalle ganz Palästinas. Die Moscheen waren für den, der die in Kairo und die auf dem Haramplatz Jerusalems gesehen, ohne Bedeutung, doch mag erwähnt werden, daß die Spitzbogenpforte, die auf den Vorhof der größten, der Dschami Kebir führt, offenbar einem Bau der Kreuzfahrerzeit angehört hat.

Einwohner soll Nablus 18,000 haben. Die große Mehrzahl besteht aus Moslemin, die in frühern Zeiten sehr fanatisch waren, jeden schwarzen Christenturban verhöhnten, jeden fränkischen Hut zum Ziel von Stein- und Kothwürfen machten, jetzt aber sich auf stummes Uebelwollen beschränken und sich bisweilen sogar herbeilassen, besagtem Hute auf seine Fragen Auskunft zu ertheilen, wenn auch vermuthlich mit dem Vorbehalt: könnten wir, wie wollten wir! Die Anhänger der griechischen Kirche, nur einige hundert Seelen, stehen nach allem, was ich hörte, moralisch so tief wie überall anderwärts im heiligen Lande. Eine kleine Gemeinde arabischer Protestanten, die damals in Nablus bestand, hat sich seitdem aufgelöst — sie war nur im Hinblick auf Glaubensstipendien entstanden und nur durch die Erwartung solcher zusammengehalten worden. Ob andere christliche Religionsparteien hier vertreten sind, blieb mir unbekannt. Ueber die Sekte der Samariter

werde ich später Einiges mittheilen. Hier möge zur Vervollständigung des Bildes, welches die vorhergehenden Capitel von der Regierungsmethode in den entlegenern Provinzen des Pfortenreichs gaben, ein Auszug aus dem Bericht eingeschaltet sein, den Consul Rosen zur Charakteristik hiesiger Zustände erstattete.*)

Vorher aber einen zum Verständniß nothwendigen Blick auf den palästinensischen Landadel und dessen Entstehung. Wie der Islam kein Priesterthum kennt, so ist er auch dem Aufkommen einer weltlichen Aristokratie nicht günstig. Wenn sich eine solche dennoch herausgebildet hat, so ist die Ursache davon in dem südlichen Theil des Pfortenreichs vorzüglich in der Sitte der Blutrache zu suchen, die unter den zu Bauern gewordenen Arabern ganz in derselben Ausdehnung herrscht, wie unter den als Nomaden umherziehenden. Nehmen wir an, der Fellah Ibrahim habe einen Sohn oder Bruder des Fellahs Hassan erschlagen, so hat nicht bloß letzterer, sondern zugleich dessen ganze Verwandtschaft die Pflicht, das vergossene Blut zu rächen, und so wird man es zwar zunächst an dem Mörder, ist dieser aber nicht zu erlangen, ohne Bedenken und von Rechtswegen an dem ersten besten von dessen Familie rächen. Die Nachkommen eines Vaters bis zum dritten oder vierten Grade bilden die Blutsverwandtschaft, deren Glieder sich wechselseitig ihre Person verbürgen und blutsverantwortlich sind, oder mit anderen Worten: dieser Familienkreis hat nach der Anschauung des Volkes Ein Blut oder Ein Leben und somit in einem seiner Glieder verletzt gemeinsam die Rache zu nehmen, durch eines seiner Glieder verletzend gemeinsam die Vergeltung zu erwarten.

Leicht erhellt, daß bei solchen Rechtsbegriffen der Schuldloseste unversehens durch Mörderhand fallen, der Friedlichste plötzlich zum Morden gezwungen sein kann. Andrerseits aber wird der Stärkste nicht vor dem Rächer gesichert und der Schwache selten im Stande sein, der Rächerpflicht gegen den Stärkeren zu genügen. Das Schreck-

*) Grenzboten, Jahrgang 1860, zweites Quartal, S. 141 ff.

liche dieses Zustandes, gegen welchen die Regierung keine Hilfe bot, mußte zu Verbindungen mehrerer Familien und ganzer Kreise führen. Diese Genossenschaften bedurften eines Hauptes, ein angesehener Mann stellte sich an die Spitze, wehrte als Schech, Emir oder Bej dem Unrecht nach innen und übernahm nach außen die Ahndung der an den Seinen begangenen Frevel. So genoß der Einzelne unter ihm einen höhern Grad von Sicherheit, als er sich bloß innerhalb seines Familienverbandes erfreuen konnte. Allmählich aber entwickelte sich auch die weniger behagliche Seite dieser Lage der Dinge. Es entstand ein Hörigkeitsverhältniß. Der Schech wurde der Anwalt seiner Untergebnen gegenüber andern Verbänden und der Einnehmer der Staatsabgaben in seiner Gemeinde. In jener Eigenschaft behielt er nicht selten, ja in der Regel, das von einem Mörder zur Abkaufung der Rache gezahlte Blutgeld ganz oder zum größern Theil für sich; in dieser schützte er zwar den Bauer gegen die zur Erpressung geneigte Willkür der Beamten, aber derselbe mußte ihm dafür Frohndienste leisten und ihn mit seinem Blute vertheidigen, wenn er es für passend gehalten, die als Staatssteuern erhobnen Summen nicht abzuführen, sondern zum eignen Nutzen zu verwenden.

Solcher Druck mochte oft unerträglich sein, aber der Bauer brachte jene Opfer an Arbeit, Geld und Blut, weil er sie bringen mußte; denn bei der Regierung hatte er nur die Auflegung gleicher Lasten, aber nicht einmal den geringen Vortheil zu erwarten, welchen ihm sein Schech oder Bej gewährte, der auf die geschilderte Weise aus dem Führer der Gemeinde zum Herrn derselben geworden war.

Ich komme jetzt auf die Mittheilungen Consul Rosens. Derselbe hatte während eines längeren Aufenthaltes in Nablus Gelegenheit, die Bekanntschaft der dortigen Ulema zu machen und zwar unter Umständen, welche die Herren einmal von dem Austausch bloßer gleichgültiger Redensarten absehen ließen. Der Krieg von 1859 interessirte auch das entfernte Samaria, und da man ihn in Beziehung zur allgemeinen Weltlage brachte, so war man auch

über die Zustände im Reiche des Sultans mittheilsamer als sonst. Das allgemeine Urtheil aber lautete dahin: „Effendina (unser Gebieter, scil. der Sultan) ist der Fürst der Gläubigen, und sich ihm widersetzen wäre religiöser Frevel. Wollte er nur seine dreihundert Paschas, die Blutegel des Reichs, sammt und sonders henken lassen, so würden ihm alle Herzen zujauchzen. Sind doch die Empörungen nie wieder ihn, sondern immer nur gegen seine ungerechten, unersättlichen Statthalter gerichtet."

Um diese Aeußerung in ihrer ganzen Bedeutung zu würdigen, muß man die letzten zwei Jahrzehnte der Geschichte Samarias kennen. Vor mehreren Jahrhunderten hatte sich ein mohammedanischer Kaufmann, der sich nach seiner Vaterstadt Tokat in Kleinasien Tokan nannte, in Nablus niedergelassen, hier Vermögen erworben und sich nicht bloß in der Stadt, sondern auch auf dem Lande Grundbesitz gekauft. Seine Nachkommen erweiterten die Familiengüter, bauten sich in Nablus ein burgartiges Haus mit Schießscharten und eisernen Thoren und wurden allmählich das angesehenste Bej-Geschlecht in ganz Samaria. Mit der Zeit jedoch gelangten andere Adelssippen zu Macht und Reichthum und untergruben allmählich die Stellung der Tokan. Namentlich wirkte die Familie der Abdul Hadi auf den Sturz derselben hin.

Während der Occupation Syriens durch Mehemed Alis Aegypter hielten es alle Feinde der neuen Ordnung mit den Tokan, welchen die alte Unordnung besser zusagte, und die deshalb mit den Waffen in der Hand für die Pforte aufstanden. Nur mit Mühe vermochte Mahmud Bej, das Haupt der Abdul Hadi, von Ibrahim Pascha zum Gouverneur ernannt, sich gegen die Empörung zu behaupten. Nachdem Syrien der Herrschaft des Sultans wieder unterworfen worden, wurden die Tokan in Nablus in ihre Rechte wieder eingesetzt, die Abdul Hadi dagegen verbannt. Bald aber machte sich das auf Vernichtung der Macht des Feudaladels gerichtete neue Regierungssystem der Pforte wie in Bosnien, Kleinasien und dem Libanon auch hier fühlbar. Die Gegner der Tokan wurden ins-

geheim begünstigt und zum Widerstand gegen sie veranlaßt, und in die solchergestalt entstehenden Fehden mischten sich die Paschas von Jerusalem, selbstverständlich nicht ohne das Ansehen und den Säckel der Tokan schwer zu beeinträchtigen. So schwanden bald die Reichthümer des Hauses, und obwohl man, um die angestammte Stellung zu bewahren, der Habsucht der Statthalter nicht nur die eigne Habe, sondern auch einen guten Theil dessen opferte, was sich der untergebene Fellah abpressen ließ, wurde das Verhängniß doch nicht abgewendet. Mahmud Bej erhielt die Erlaubniß, nach seiner Burg Arraba im Nordosten der Provinz zurückzukehren, und als Suleiman Bej, das Haupt der Tokan, 1833 zur Bekriegung des verhaßten Gegners auszog, wurde er als Landfriedensbrecher abgesetzt und in die Verbannung geschickt. An seine Stelle trat ein Beamter aus Konstantinopel als Kaimakam, welcher, den einheimischen Parteien fremd, Recht und Gerechtigkeit in einer Weise übte, daß mit Ausnahme der nach der alten Ungebundenheit lüsternen Bejs und Emire alle Classen der Landesbevölkerung zufrieden waren.

An sich war jener Adel kein untüchtiges Element für die Provinzialregierung. Jedenfalls kannte er das Land besser als die Pfortenbeamten, auch hatte er ein directeres Interesse an der Wohlfahrt desselben als jene Büreaukraten. Nur hätte eine durch Macht und geregelte Handhabung der Gesetze ihm imponirende Centralgewalt über ihm stehen müssen. Da diese fehlte, so entstand eine rechtliche Unsicherheit, welche zu Selbsthilfe und Empörung, Fehde und Erpressung führte. Der Uebergang zur Büreaukratie war also hier ein wirklicher Fortschritt, und es ist nur zu beklagen, daß derselbe, lediglich einigen geldgierigen Paschas zum Frommen, so lange verzögert wurde.

Von den Folgen dieser Verzögerung giebt die Geschichte von Samaria ein eclatantes Beispiel. Kaum hatte Kiamil Pascha, der damalige Gouverneur von Palästina, vernommen, daß der Kaimakam von Nablus sich in seinem Bezirk Achtung und Ansehen erwerbe, als er die vornehmsten Glieder der Familie Tokan zu sich

nach Jerusalem beschied und ihnen vorstellte, daß sie entweder auf immer der Hoffnung auf Rückkehr Suleiman Bejs und dem Wiedergewinn ihrer Macht entsagen oder einem weitern Wachsthum des Ansehens und Einflusses jenes Beamten mit allen Mitteln entgegentreten müßten. Er versprach dazu seine Unterstützung, und es wurde verabredet, daß sie die Bauern aufwiegeln und zugleich von ihrem Anhang in der Stadt eine Adresse gegen den Kaimakam unterzeichnen lassen sollten. Das von ihnen nach Erfolg dieser Schritte und Wiedereinsetzung der Familie in den vorigen Stand an den Pascha zu zahlende Geschenk wurde auf 120,000 Piaster festgesetzt.

Der Plan wurde ausgeführt: während in den Dörfern der Tokan ein Aufstand ausbrach, der den Kaimakam dorthin rief, circulirte in Nablus die Beschwerdeschrift, die von allen unter dem Einfluß jener Familien Stehenden unterschrieben wurde. Nicht sobald aber sah Kiamil Pascha sich im Besitz dieses Documents, als er Mahmud Bej Abdul Hadi zu sich einlud und ihm die Absichten der Tokan sowie deren Geldangebot mittheilte. Der Bej erklärte sich sofort bereit, Aufstände und Beschwerdeadressen gegen den Kaimakam in weit großartigerem Maßstabe als die Gegner seiner Familie zu Wege zu bringen, auch bot er ohne Besinnen für den Fall, daß der Pascha ihm den Statthalterposten verschaffe, das Dreifache des Honorars, das jene versprochen. Kiamil Pascha war damit zufrieden, und so begannen sich jetzt auch von Arraba, dem Bergschloß der Abdul Hadi, aus Unruhen zu verbreiten, und der Kaimakam, in Nablus rings von Empörungen umgeben, gerieth in so verzweifelte Lage, daß er nicht einmal gegen die Adressen-Intrigue einzuschreiten wagte. Der Plan des Paschas gelang vollständig. Als er die zweite Beschwerdeschrift erhalten, eilte er nach Nablus, setzte den ehrlichen Kaimakam ab, schickte das Haupt der Tokan in die Verbannung und ernannte Mahmud Bej Abdul Hadi zum Statthalter.

Die Tokan waren außer sich vor Entrüstung, aber die vierhundert Lanzenreiter, die der Pascha dem neuen Kaimakam Mah-

mud Bej zur Aufrechthaltung seiner Autorität überlassen, schreckten im Verein mit der Privatmacht der Abdul Hadi von jeder Widersetzlichkeit zurück. Erst als Mahmud Bej unter dem Vorwande, die Ruhe im Gebirg wiederherzustellen, in Wahrheit aber, um die dem Pascha zugesagte Bestechungssumme einzutreiben, die Dörfer der gegnerischen Familie brandschatzend durchzog, erhoben sich die Fellahin auf eigne Hand zur Gegenwehr. Natürlich umsonst — noch ehe dem Pascha die letzte Rate seines Honorars gezahlt war, hatten in dem dünn bevölkerten Gebirgslande gegen 700 Personen den Tod gefunden und die Bewohner von 20 Ortschaften sich, ihre unbewegliche Habe zurücklassend, in die Nachbarprovinz Akka geflüchtet.

Es begreift sich leicht, daß Mahmud Bej durch sein Verfahren sich in weiten Kreisen den grimmigsten Haß zuzog. Sein Gönner Kiamil Pascha aber trug Sorge, einestheils, daß man nicht einmal den Versuch machte, sich über seinen Schützling zu beschweren, anderntheils, daß die Entrüstung des Volkes von ihm, dem Pascha, auf eine andere Person abgelenkt wurde. Er erreichte beides auf die einfachste Weise dadurch, daß er sich zu dem französischen Consulat in Beziehung setzte und sich von dem Dragoman desselben bei seiner Expedition nach Nablus begleiten ließ, ein Manöver, welches selbstverständlich nur durch Abtretung eines Theils seines Gewinns ermöglicht werden konnte. Das muselmännische Volk sollte glauben, daß wie die Pforte durch den Willen des französischen Gesandten in Stambul, so er durch den Einfluß des französischen Consuls in El Kods bestimmt werde. Daß ihm in dieser Hinsicht der Hatti Humayun sehr gelegen kam, kann man sich denken. Erst nachdem dieses merkwürdig unpraktische Edict in Nablus zum höchsten Schrecken und Verdruß aller rechtgläubigen Turbane verlesen worden, verließ der Pascha seinen Kaimakam, um nach Jerusalem zurückzukehren.

Er war noch nicht lange fort, als ein Ereigniß eintrat, welches oben bereits kurz erwähnt wurde. Ein junger englischer Missionär

kam auf dem Wege vom Nosairiergebirge, wo er zu wirken versucht, nach Jerusalem zurück durch Nablus. Er war ein wunderlicher Kauz, der seine Mission damit begonnen, daß er sich jener Sekte gegenüber für den von ihr erwarteten Messias ausgegeben, offenbar um, einmal als solcher anerkannt, mit Erfolg das Commonprayerbook aus der Tasche ziehen zu können. Glauben hatte er bei den Nosairiern nicht gefunden, wohl aber war er mit der Zeit dahin gelangt, selbst an seine messianische Sendung zu glauben. Dieser Halbwahnsinnige traf in Nablus mit einem ganz Blödsinnigen zusammen, der ihn anbettelte, und hatte das Mißgeschick, diesen, der ihn an seinem über den Sattel gelegten Gewehrlauf festzuhalten versuchte, unwillkürlich zu erschießen. Sofort erschallte durch die Stadt der Ruf: „Ein Franke hat einen Moslem getödtet!“ und der Unglückliche würde von der herbeiströmenden Volksmenge in Stücke gerissen worden sein, wenn es ihm nicht gelungen wäre, sich in das feste Haus der Abdul Hadi zu flüchten. Nachdem die Massen hier vergeblich nach seiner Auslieferung getobt, stürzten sie sich wüthend auf das Christenviertel, zerstörten die dort befindlichen kirchlichen Anstalten, verwüsteten die Häuser des französischen und des englischen Consularagenten, zerrissen deren Flaggen, erschlugen mit Knütteln einen griechischen Kaufmann, sotten einen christlichen Knaben in kochendem Kalk und zerstreuten sich endlich, des Unfugs müde, ohne daß der Kaimakam Mahmud Bej einzuschreiten gewagt hätte. Unter gewöhnlichen Verhältnissen würde er deshalb abgesetzt worden sein; aber die Solidarität, die zwischen ihm und dem vom Botschafter Frankreichs in Stambul energisch unterstützten Kiamil Pascha bestand, ließ es nicht dahin kommen. Ja das Unglück schlug sogar zum Glück für ihn aus, indem die Consuln Preußens und Englands von der Stadt Schadenersatz verlangten und Mahmud Bej, dem das Einziehen der Summen oblag, die Gelegenheit erhielt, auch für sich zu requiriren.

Als endlich Kiamil Paschas Abberufung erfolgte, erwartete man auch die Absetzung seines Schützlings, und als der neue Gou-

verneur von Palästina, Sureyah Pascha, bald nach seiner Ankunft im Lande in Nablus erschien, um eine Untersuchung anzustellen, schien sich diese Hoffnung zu erfüllen. Aber der Pascha reiste ab, und Mahmud Bej blieb auf seinem Posten. Jene Hoffnung war ein Mißverständniß gewesen: der neue Gouverneur war nicht gekommen, zu untersuchen, wie der Kaimakam regiert, sondern wie viel er gespart, und zufrieden mit den vollwichtigen Beweisen, daß er gut genug gespart, um die Nachsicht seines Vorgesetzten freigebig honoriren zu können, zog die türkische Excellenz von dannen.

Erst im Jahre 1838 schlug für das unglückliche Samaria die Stunde der Erlösung. Vielleicht aus Gerechtigkeitsliebe, vielleicht nur aus Mißgunst gegen seinen Collegen Sureyah setzte der Pascha von Beirut bei der Pforte durch, daß die Provinz von dem Jerusalemer Jurisdictionsbezirk abgetrennt und zu dem ihm untergebenen Paschalik Beirut geschlagen wurde, und kaum war dies geschehen, so erfolgte die Absetzung Abdul Hadis. Er wurde vor das Medschlis (den Provinzialrath) des Ejalets zur Verantwortung geladen, und wenn es auch — wahrscheinlich wieder vollwichtiger Beweggründe halber — zu keiner Verurtheilung kam, so lebte er doch noch im Jahre 1860 in Beirut als Hausgefangner.

Das Eintreffen seines Nachfolgers wurde von der großen Mehrzahl der Bevölkerung mit Freude begrüßt, und der neue Kaimakam rechtfertigte das ihm entgegenkommende Vertrauen vollständig. Er hielt die stolzen Bej-Familien in Respect, schaffte den Bauern die früher nie ohne Zahlung gewährte Gerechtigkeit gratis, führte statt der bisher vom Adel vermittelten und zu Erpressungen benutzten Steuereinhebung directe Entrichtung der Abgaben ein und stiftete überhaupt nach Kräften Ordnung im Lande. Das Volk war ihm dankbar dafür, nur der Adel grollte, und nach einiger Zeit brach im Nordosten der Provinz, wo die Abdul Hadi ihre Güter haben, abermals ein Aufstand aus, welcher die Gegend weithin unsicher machte. Die große Anzahl der unter dem Einfluß des Hauses stehenden Bauern, die aus dem transjordanischen

Lande und von der Ebne Esdrelom herbeieilenden Beduinen, das für uneinnehmbar geltende Bergschloß Arraba, das auch jetzt wieder Mittelpunkt der Empörung war, alles dies war für den Kaimakam, dem von Akka aus nur 360 Mann Reguläre mit zwei Berggeschützen zur Verfügung gestellt waren, und der sich auf den Landsturm, den er aufgeboten, nicht verlassen konnte, eine große Verlegenheit. Der Versuch, von Sureyah Pascha Unterstützung zu erlangen, schlug fehl. Die Antwort war eine kaum verblümte Verweigerung: er besitze, hieß es darin, betreffs der Verwendung seiner Soldaten außerhalb seines Paschaliks keine Instructionen.

Der Kaimakam konnte nicht warten, wenn er den Aufstand sich nicht über den Kopf wachsen lassen wollte. So wagte er sich mit seiner geringen Macht entschlossen gegen den fünffach überlegenen Feind, und das Glück war diesmal mit der gerechten Sache. Durch eine Kriegslist getäuscht, verließen die Gegner ihre feste Stellung und flohen in das Ghor und über den Jordan, wo sie noch im Jahre 1860 verweilten. Das Gebirgsland um Nablus, wo unter den Tokan, wie unter den Abdul Hadi Raub und Mord an der Tagesordnung gewesen waren, wurde damit zu einem der sichersten Bezirke Syriens, und wenn der Adel die Zeit der Anarchie und der ungestraften Ausbeutung der untern Klassen sehnlichst zurückwünschen mag, so erkennt doch die große Masse der städtischen Bevölkerung und der Bauern mit aufrichtigem Danke an, daß eine neue Ordnung der Dinge ins Leben getreten ist.

Ob freilich dieses Leben ein langes sein wird, ist eine andere Frage, die von Sachkundigen nur mit Achselzucken beantwortet wird.

Ich komme jetzt zu den Samaritern, die für die meisten durch Nablus reisenden Touristen die Hauptmerkwürdigkeit der Stadt bilden und von der Ausbeutung dieses Interesses zum Theil leben.

Der Ursprung dieser jüdischen Sekte datirt bekanntlich aus den Zeiten Esras und Nehemias. Salmanassar hatte das Volk des israelitischen Zehnstämme-Reichs nach Assyrien und Medien weggeführt, wo es zuletzt bis auf einige unsichere Spuren verschwand,

und die leergewordenen Bezirke Nordpalästinas mit heidnischen Colonisten aus Hamath in Syrien und Kutha in Babylonien bevölkert, die sich später durch einen aus der Verbannung zurückgekehrten Jehovapriester theilweise zur Religion Mosis bekehren ließen und mit dem bei jener Katastrophe zurückgebliebnen niedern Volke allmählich zu einer Nation zusammenwuchsen. Als Esra unter Cyrus mit den inzwischen ebenfalls weggeführten Angehörigen des jüdischen Zweistämme-Reichs in die Heimath zurückzog und an die Wiederaufrichtung des Tempels in Jerusalem ging, wollten jene bekehrten Heiden sich dabei betheiligen, und als dies die „Söhne der Wegführung", stolz auf ihren reinen Stammbaum, verweigerten, legten jene dem Bau dadurch Hindernisse in den Weg, daß sie sich beim Perserkönig beschwerten und ein Verbot des Weiterbauens am Tempel erwirkten.

Der alte Hader zwischen Israel und Juda war von neuem erwacht, und die Erbitterung zwischen beiden Parteien steigerte sich, als Esras und Nehemias engherzige Strenge die Juden, welche in der Verbannung nichthebräische Frauen genommen, zur Verstoßung derselben nöthigte und alle die, welche sich dem nicht fügen wollten, nach Samaria auswanderten. Noch immer jedoch hätte der neue Tempel das gemeinsame Heiligthum des wiedervereinigten Volks Israel werden können, wenn nicht einige Menschenalter später Manasse, ein Vornehmer aus hohenpriesterlichem Geschlecht, der eine Tochter Sanballats, des persischen Statthalters, geheirathet und dadurch seiner Ansprüche auf das Hoheprieſterthum verlustig gegangen, seinen Schwiegervater bewogen hätte, den Ausgeschiedenen auf dem Berge Garizim bei Sichem einen besondern Tempel zu bauen.

Dies schied für immer. Wie es nur einen Gott in Israel gab, so konnte es nur einen Tempel geben.*) Manasse wurde Hoher-

*) Der Tempel, den Onias später zu Leontopolis in Unterägypten baute, hatte nicht die Bedeutung eines Nationalheiligthums, wenn er auch etwas mehr sein sollte, als eine bloße Synagoge.

prieſter an dem ketzeriſchen Heiligthum, und damit war die religiöſe Spaltung zwiſchen Norden und Süden vollendet.

Die Bewohner des gelobten Landes zerfielen von jetzt ab in zwei ſtreng geſchiedene Parteien, die ſich nach Kräften zu ſchaden ſuchten, bis endlich, nachdem Paläſtina durch Alexander den Großen erobert worden (bei welcher Gelegenheit die Hauptſtadt Samarias wegen Aufruhrs zerſtört, dann aber von Perdikkas wieder aufgebaut wurde), der Makkabäer Johannes Hyrkanos die Samariter mit Krieg überzog und ihren Tempel niederriß. Später werden dieſelben von der Geſchichte nur ſelten erwähnt. Herodes der Erſte, der die Samariterin Malthake zur Frau hatte, erbaute der Sekte in Sebaſte, dem alten Schomron, einen neuen Tempel, und noch einige Jahre nach Jeſu Tode ſcheint dieſelbe in Paläſtina ziemlich viele Anhänger gezählt zu haben, da Pilatus ein Heer aufbieten mußte, um einen unter ihnen ausgebrochenen Aufſtand niederzuſchlagen. Zuletzt hören die Nachrichten über ſie faſt ganz auf. Alexander der Große hatte 8000 ſamaritaniſche Soldaten nach dem thebaiſchen Gebiet in Aegypten verpflanzt, andere Angehörige des Volks waren vor den Verfolgungen der hasmonäiſchen Fürſten nach Syrien geflohen. Im Mittelalter werden die meiſten erſt das Chriſtenthum, dann den Islam angenommen haben. Doch gab es in der letzten Hälfte des zwölften Jahrhunderts noch Gemeinden in Damaskus, Askalon und Neapolis, dem heutigen Nablus; gegen das Ende des ſechzehnten correſpondirten kaireniſche Samariter mit abendländiſchen Gelehrten, und ſelbſt zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts will man in Aegypten noch Nachkommen jener Soldaten Alexanders gefunden haben. Jetzt trifft man nur noch in Nablus eine Samaritergemeinde, und dieſelbe zählt nicht mehr als 120 Perſonen, macht aber immer noch Anſpruch auf den Namen einer „Nation“.

Dieſe Samariter von Nablus proteſtiren gegen die Benennung Kuthäer, da ſie ſich für echte Iſraeliten halten, und ebenſo gegen den Namen, den wir ihnen nach den Evangelien geben, und wollen

Schomerim, d. h. Wächter (scil. des Gesetzes Mosis) geheißen sein. Sie wohnen im südwestlichsten Theil der Stadt in einem Quartier, welches nach ihnen Haret Es Samera, das Samariterviertel heißt, aber eigentlich nur der äußerste Winkel eines der Hauptstadtbezirke von Nablus, des Haret El Jasmineh, oder Jasminquartiers ist. Ihren Unterhalt erwerben sie sich vorzüglich durch Anfertigung wollener Jacken für die benachbarten Fellahin und durch Handel. Einige sind als Schreiber angestellt, fast alle leben nebenher von den Almosen, die ihnen die durchreisenden Fremden reichen. Einer von ihnen muß immer ein Metzger sein, da sie nur solches Fleisch essen und nur solches Leder zum Einband ihrer Bücher verwenden, welches von einem Thier kommt, das von einem aus ihrer Mitte geschlachtet worden ist. Der Reichste unter ihnen, ein gewisser Jakub Esch Schelebi, von dem später die Rede sein wird, ist Bankier des Kaimakams. Der frühere Hohepriester Salama war Kleiderhändler, der jetzige betreibt dasselbe Geschäft und ist zugleich Buchbinder, was nicht auffallen darf, da die mit dieser Würde verknüpften Einkünfte unbedeutend sind und die mohammedanischen Gottesgelehrten der Stadt sich ebenfalls von bürgerlichen Gewerben nähren, der Kadhi z. B. seine Mußestunden der Seifensiederei widmet.

Aeußerlich unterscheiden sich die Samariter nur dadurch von den übrigen Nablusern, daß sie um den Tarbusch einen blaßrothen Turban tragen. Ein Priester darf weder Bart noch Kopfhaar scheeren, die Laien müssen wenigstens den erstern stehen lassen. Frevel wäre, wenn eine Frau Ohrringe trüge, denn „aus solchen wurde der Greuel des goldnen Kalbes gemacht.“ Ihre Sprache ist die des Landes, d. h. die arabische. Ihre gottesdienstlichen Bücher sind meist hebräisch abgefaßt, aber mit samaritanischen Lettern geschrieben.

In Betreff des Glaubens sind die Samariter ebenso strenge Monotheisten als ihre Verwandten, die Juden. Letztere haben ihnen nachgesagt, über ihrer Synagogenrolle befände sich das Bild einer Taube, der göttliche Verehrung erwiesen werde, und sie hätten einen Gott Asima. Jenes ist völlig unwahr, dieses ein Mißverständniß:

sie dürfen beim Vorlesen der Thora den darin vorkommenden Namen Jehova, richtiger Jah've, nicht aussprechen, und so sagen sie dafür das Wort „Schem" (d. i. Name), wie die Juden dafür das Wort „Adonaj" (d. i. mein Herr) setzen. Zwischen Gott und den Menschen giebt es eine Hierarchie von Engeln und Erzengeln, sowie eine Anzahl von Teufeln und bösen Geistern, die ebenfalls hierarchisch abgestuft sind und unter dem Obertenfel Asasel stehen, den bekanntlich schon das Alte Testament als bösen Wüstengeist kennt, und dem beim Versöhnungsfest ein Bock zugesandt wurde. Vom Leben nach dem Tode glaubt man, daß die Leiber der Abgeschiedenen bis zum Tage des Gerichts in den Gräbern verbleiben, die Seelen dagegen sich in die Luft emporschwingen, wo sie bis zu jener Katastrophe, die guten in einem glücklichen, die bösen in einem unglücklichen Zustande fortleben. Doch sind diese Vorstellungen selbst in den Köpfen der samaritanischen Gelehrten sehr verworren und schwankend.

Fast alle Sekten Syriens hoffen auf die nahe Erscheinung eines Helfers von oben, namentlich die weniger zahlreichen, und je kleiner die Gemeinde ist, desto näher setzt sie die Ankunft ihres Messias. Die Nosairier Nordsyriens erwarten einen Mehdi, die Druſen die Wiederkehr ihres menschgewordenen Gottes Hakim Beamrihi und seines Propheten Hamsa, die Juden den Meschiach, die protestantischen Chiliasten auf dem Zion gehören ebenfalls hierher. Es ist die Schwäche, die sich nicht aus sich selbst emporhelfen kann, die Leere, die einer Erfüllung vom Himmel her bedarf. Als das Judenthum stark war, kannte es die Idee des Messias nicht, als das Christenthum zur Weltreligion wurde, trat die Hoffnung auf die nahe Parusie in den Hintergrund. Die Samariter sind die kleinste Religionsgenossenschaft des Morgenlandes, und so darf es nicht wundern, daß sie ihren „Taheb" und sein Reich in die allernächste Zukunft verlegen. Derselbe wird nämlich am Ende des sechsten Jahrtausends nach Adam erscheinen, und dieses fällt, wie der jetzige Hohepriester berechnet hat, in das Jahr 1868 der fränkischen Zeitrechnung. Vorher wird es viel Krieg und Empörung geben, Fürsten

werden ihre Kronen an andere abtreten müssen u. d. m. Dann aber werden sich die Könige der Erde und die Weisesten der Völker an Einem Ort versammeln, um sich über den rechten Glauben zu verständigen. Auch von der „Nation" der Schomerim wird ein Gesandter dort erscheinen, und dies ist der Taheb, der Zurückbringer zur wahren Gottesverehrung. Er muß jedenfalls jetzt schon geboren sein, aber niemand kennt ihn. Dieser nun wird auf dem großen Völkerconcil in der Disputation den Sieg davontragen und die übrigen auf den heiligen Garizim führen, wo sich die Gesetztafeln Mosis, die alten Tempelgeräthe und das Manna wiederfinden werden. Alles ordnet sich dann auf das Erfreulichste: die Menschheit glaubt an die Thora und erkennt den Taheb als ihren König an. Letzterer herrscht elf Jahrzehnte hindurch mit Segen und wird, nachdem er mit Tode abgegangen, neben dem Garizim bestattet. Die Welt aber besteht fort, bis das siebente Jahrtausend — das Sabbaths-Millennium — erfüllt ist. Dann beginnt das jüngste Gericht: die Todten stehen auf mit ihren Leibern, der Weltrichter spricht sein Urtheil, und die Guten kommen in das Paradies, welches auf dem Garizim, die Bösen in die Hölle, die in Jerusalem ist.

Von der Bibel erkennen die Samariter nur die fünf Bücher Mosis als göttliche Offenbarung an, doch behaupten sie, daß dieselbe von Ozeir (Esra) vielfach gefälscht sei, um den wahren Verlauf der Geschichte zu entstellen. Sie haben unter Anderm entdeckt, daß der Dekalog, wie er von uns gelesen wird, unrichtig ist, und in ihrer Thora sind die zehn Gebote in neun zusammengezogen und ein zehntes beigefügt, welches die Errichtung eines Altars auf dem Garizim befiehlt und für diesen Zweck sehr ausführliche Vorschriften ertheilt. Außer der Thora haben sie noch ein Buch Josua, das indeß nur das Ansehen der Apokryphen bei den Juden genießt, von dem unsrigen völlig verschieden ist, allerlei Fabeln enthält und bis auf die Zeit des Kaisers Hadrian geht.

Der Garizim ist der Mittelpunkt alles Glaubens und Hoffens der Samariter. Er ist die reine heilige Höhe, über der das Para-

dies schwebt und von der aller Regen kommt, der die Erde befruchtet. Hier errichtete Adam den ersten Altar, hier auf dem „höchsten Berg der Erde", nicht auf dem Ararat war es, wo nach der Sündfluth die Arche Noahs zuerst wieder aufs Trockne kam. Hier, nicht auf dem Moriah, wollte Abraham seinen Sohn opfern, hier ist die Stelle, wo Jakob den Traum von der Himmelsleiter hatte, hier der Ort, wo Josua nach Ueberschreitung des Jordan die zwölf Steine aufrichtete, auf welchen das Gesetz Mosis geschrieben stand. Der Hohepriester weiß diese Stellen so genau anzugeben, wie die Mönche von Jerusalem die Stätten der Passionsgeschichte. Profaische Augen finden auf dem Berge nur eine schöne Aussicht und außerdem eine Moschee, in deren Nachbarschaft sich eine Anzahl behauener Steine zeigt, die möglicherweise von dem Tempel Manasses, wahrscheinlicher aber von einem Fort herrühren, welches in der Zeit der Römer den wichtigen Paß von Sichem bewachte.

Ein anderes Heiligthum der Gemeinde wird in „der Kirche" (Kenise — so und nicht als Synagoge bezeichnet man das Bethaus) des Samariterviertels gezeigt. Es ist eine Handschrift des Pentateuch, die auf starkes Pergament geschrieben ist und nach den Gelehrten, die sie sahen, etwa achthundert Jahre alt sein mag, nach den Angaben der Samariter aber ein Werk Abisas, eines Sohnes des Pinehas, Urenkels Aarons ist und somit ein Alter von mehr als dreitausend Jahren hat. Dieselbe befindet sich in einem mit Silber und Email verzierten Messingkästchen, welches sehr geschmackvoll gearbeitet ist, und gilt für so heilig, daß sie beim gewöhnlichen Gottesdienst nicht mehr benutzt wird. Ein andres Curiosum der Kirche ist der vor vierthalb Jahrhunderten von einem Samariter zu Damaskus angefertigte Vorhang des Tabernakels, welcher in Goldstickerei auf schwerem Seidenbrokat in nairster Weise die Stiftshütte mit ihren Vorhöfen und allen in der Bibel erwähnten heiligen Geräthen zeigt. Die Kirche, jetzt etwa 450 Jahre alt, ist ein unregelmäßiges, mit drei Nischen versehenes Gemach, das

sein Licht von der Decke her empfängt, an den Wänden Inschriften auf Steintafeln enthält und mit Strohmatten ausgelegt ist.

Der Gottesdienst hat Aehnlichkeit mit dem in den Judensynagogen. Von Predigten ist keine Rede, man liest oder singt Capitel aus der Thora, Gebete und bei gewissen Gelegenheiten religiöse Gedichte samaritanischer Dichter späterer Zeit ab. Jährlich dreimal zieht die Gemeinde in Procession auf den Gipfel des Garizim: am Laubhütten-, am Wochen- und am Passahfest, bei welchem letzteren eine Anzahl Lämmer geschlachtet wird, deren Eingeweide als Opferstücke verbrannt werden.

Wird in der Gemeinde ein Knabe geboren, so findet acht Tage darauf die Beschneidung statt, wobei der Priester sich vom Vater den Namen des Kindes sagen läßt und die Anwesenden dasselbe beschenken. Die Feier der Geburtstage unterbleibt als heidnischer Brauch, dagegen pflegt die Verwandtschaft und Freundschaft Geschenke zu spenden, wenn die Kinder entwöhnt werden, den Knaben zum ersten Mal der Kopf rasirt wird oder die Mädchen in das Alter der Jungfrauen treten. Die Knaben verheirathen sich im fünfzehnten oder sechzehnten Jahre, die Mädchen häufig schon im zehnten. Die Frauen werden dabei in gewissem Sinn gekauft, doch erhält das gezahlte Geld nicht der Vater der Braut, sondern diese selbst. Priesterstöchter kommen etwas höher zu stehen, als andre. Die Vielweiberei ist gestattet, der jetzige Hohepriester hat selbst von der Erlaubniß Gebrauch gemacht; indeß darf Niemand mehr als zwei Frauen nehmen, und auch das ist nur zugelassen, wenn die erste längere Zeit kinderlos bleibt oder ihre Kinder verliert, ohne noch Hoffnung auf weiteren Segen zu haben.

Der jetzige Hohepriester, Kahin Amram, ist ein Mann, der seine Würde äußerlich sehr wohl repräsentirt, und der einerseits durch die in seiner Familie erbliche religiöse Weisheit (er stammt direct von Aaron ab), andrerseits und wohl noch mehr durch glückliche persönliche Anlagen sich nicht unbeträchtlich über die Sphäre seiner Glaubensgenossen emporgehoben hat. Was ihm der Ver-

kehr mit den Missionären bot, hat er wohl benutzt, und außerdem ward ihm durch mehrwöchentlichen Umgang mit Professor Petermann, der sich vor einigen Jahren von ihm in die Lehren und Bräuche seiner Gemeinde einweihen ließ, Gelegenheit, sich über den Ideenkreis eines gebildeten Europäers Aufschlüsse zu verschaffen, die unvergessen geblieben sind.

Nur in einem Punkte, freilich dem wichtigsten nach fränkischer Anschauung, läßt der Erbe Aarons gleich seinen Landsleuten zu wünschen übrig, im Geldpunkte nämlich und in der Beziehung desselben zu dem, was wir den Ehrenpunkt nennen. Wenn er, durch seine Stellung verhindert, gleich den andern Samaritern die Reisenden um den Tribut anzusprechen, den die Wächter so großer Heiligthümer fordern dürfen, gleichwohl versteht, zum Ziel zu kommen, wenn er z. B. sein kleines schwarzäugiges Hoheprieſterchen zum Bakschischerbitten abgerichtet hat, so mag das hingehen, da solche Ansichten und Bestrebungen in der Luft des gelobten Landes liegen. Schlimmer ist folgende Geschichte, die ich mit einigen Zusätzen dem Consul Rosen nacherzähle, und welche die Charakteristik der „Wächter des Gesetzes" beschließen mag.

Als Rosen im Sommer 1859 mehrere Wochen in Nablus zubrachte und bei dieser Gelegenheit nähere Bekanntschaft mit dem Kahin machte, rückte derselbe mit der Bitte hervor, ihm Rath zu ertheilen, wie er den obenerwähnten Jakub Esch Schelebi, der in England bedeutende Gelder für die Gemeinde gesammelt, diese aber für sich unterschlagen, zur Herausgabe des vorenthaltenen Schatzes nöthigen könne. Besagter Jakub, Sohn des samaritanischen Finanzschreibers Abd Es Sameri, war nach dem Tode seines Vaters, der sich durch Mißbrauch seines Amts zu beträchtlichem Wohlstand verholfen hatte, auf eine Rückerstattungsklage hin ins Gefängniß geworfen worden, aus diesem entflohen und nach manchen Irrfahrten nach Jerusalem gelangt, wo er sich zuerst vom Verkauf samaritanischer Handschriften nährte, die er der Nabluser Gemeinde entfremdet, und später ein anderes Geschäft betrieb, von dem hier

nur gesagt werden darf, daß es auch im Morgenlande für das schmutzigste und verachtungswertheste aller Gewerbe gilt. In Jerusalem wurde diese schöne Seele mit einem Engländer bekannt, der später Viceconsul in dem nordpalästinensischen Hafenstädtchen Chaifa wurde. Derselbe war während eines mehrjährigen Aufenthalts in der heiligen Stadt in den religiösen Schwindel eingeweiht worden, durch welchen Christen wie Juden, dem herrschenden Lieblingswahn des leichtgläubig frommen Haufens in Europa schmeichelnd, für Missionsanstalten und angebliche Humanitätszwecke Geld aufzubringen wissen, und hatte die dabei angewendete Methode in gutem Gedächtniß behalten.*) Durch jenen Posten selbständig geworden, erinnerte er sich seines samaritanischen Freundes Jakub und schmiedete mit demselben ein Plänchen, mit dem er ihm und sich selbst eine runde Summe zu verdienen gedachte. Er kleidete den ehrenwerthen Jakub in prunkvolle orientalische Tracht und führte ihn nach London, wo er von den öffentlichen Blättern die Ankunft desselben und den Zweck seiner Reise anzeigen ließ. Die Samariter zu Nablus, hieß es in diesen Annoncen, seien in ihrer bedrängten Lage auf den Gedanken gekommen, die Großmuth der britischen Nation durch einen Abgeordneten anzuflehen. Dieser, ein junger Primat, sei jetzt eingetroffen und werde in seiner Nationaltracht einer öffentlichen Versammlung beiwohnen, die da und da zu dem Zweck abgehalten werden solle, über Mittel und Wege zu berathen, wie dem unglücklichen biblischen Volke aufzuhelfen sei.

*) Das Urbild dieser Methode ist sehr alt und wird uns schon von Josephus (Alterthümer, 18, 3, 5) gezeigt. Ich setze die Stelle hierher, da obige Erzählung fast in allem Wesentlichen wie eine Wiederholung jener Geschichte aussieht. „In Rom hielt sich (zur Zeit des Tiberius) ein Jude auf, ein überaus gottloser Mensch, der in seinem Vaterlande vieler Uebertretungen beschuldigt worden war und aus Furcht vor Strafe die Flucht ergriffen hatte. Derselbe gab sich für einen Lehrer aus, hatte sich mit drei gleichgesinnten Gesellen verbunden und überredete Fulvia, eine vornehme Frau, die den jüdischen Glauben angenommen und sich seinem Unterricht anvertraut hatte, daß sie ein Geschenk von Gold und Purpur in den Tempel zu Jerusalem schickte. Als sie dies von der Frau erhalten, verwendeten sie es für sich selbst, zu welchem Ende sie es auch begehrt hatten."

Biblisches Volk — junger vornehmer Samariter — zudem in Nationaltracht — Landsmann, vielleicht Urenkel der Frau, die der Heiland am Jakobsbrunnen einer Unterhaltung gewürdigt — mehr bedurfte es nicht, um ein reiches, hochadeliges und bibelkundiges Publicum anzuziehen. Zur festgesetzten Zeit strömten Schaaren nach dem bestimmten Local, und die Staatskarossen machten Queue. Nun fand sich zwar am Eingang in den Saal eine kleine Schwierigkeit, auf welche die Zeitungen aufmerksam zu machen unterlassen hatten: es wurde nämlich dort um ein Eintrittsgeld von einer Guinea gebeten. Doch stießen sich daran nur harte Herzen; denn es war ja für die Nachkommen des barmherzigen Samariters. Trug der Eine und der Andere einen stillen Aerger über jene Ueberraschung seiner Börse mit in den Saal, so glätteten sich die Falten seiner Stirn bei der Erscheinung des schlanken jungen Fremdlings mit dem regelmäßigen, von der Sonne des heiligen Landes gebräunten Antlitz, der reichen phantastischen Kleidung und der totalen Unkenntniß der englischen Sprache sehr bald. Der Erfolg der Speculation war vollständiger, als die Unternehmer gehofft. Barone, Grafen, Bischöfe luden den Abenteurer mit seinem Führer, der das wohlberechnete Opfer brachte, sich nur als Dolmetscher des „samaritanischen Primaten" einzuführen, um die Wette zur Tafel. Die beiden Schwindler wurden Mode in der guten und frommen Gesellschaft, und es trat ein Comité zusammen, um fernere Sammlungen zu veranstalten.

Nachträglich mochten allerdings bei dem oder jenem der Wohlthäter Bedenken aufsteigen, und vielleicht gesellte sich dazu auch gelehrte Neugier. Genug, man äußerte den Wunsch, das Beglaubigungsschreiben des samaritanischen Gesandten zu sehen.

Ein solches war nicht vorhanden. Man hätte, hieß es, nicht geahnt, daß Zweifel erhoben werden könnten, nicht vorgesehen, daß das Zeugniß eines britischen Viceconsuls nicht genügen werde. Indeß thue das nichts, die Sache sei sehr einfach zu arrangiren, mit umgehender Post solle dem Mangel abgeholfen sein. Und

Jakubs Partner hatte in der That keinerlei Ursache, den Muth zu verlieren. Er wußte, auf wen er sich verlassen konnte. Selbigen Tags noch wurde ein mit sechzig Pfund Sterling beschwerter Brief an Kahin Amram zu Nablus expedirt, in welchem der Fall auseinandergesetzt, um die nöthigen Papiere ersucht und für die Zukunft eine bedeutend größere Summe als die eingelegte verheißen wurde. Selbstverständlich ging der redliche Kahin in die Falle; die Papiere kamen in London an, und die frommen Gönner Jakub Esch Schelebis waren befriedigt. Zu verwundern ist, wie Rosen meinte, nur das Eine, daß das Bakschisch, mit dem die Schwindler das falsche Zeugniß des Hohenpriesters erkauften, so beträchtlich ausfiel. Hätte Jakub, der seinen Seelenhirten genauer kannte und überdies keinen guten Namen aufs Spiel setzte, allein darüber zu bestimmen gehabt, er hätte keine zwanzig Pfund zur Bestechung verwendet und dennoch den Kahin sich zum Genossen geworben. Aber die Strafe folgte dem Betruge sehr bald — leider nur für Kahin Amram. Der würdige Mann erwartete und erwartet noch heutigen Tags vergeblich die ihm versprochene bessere Hälfte des Geldes, für welches er das Beglaubigungsschreiben mit seinem Siegel und seiner Unterschrift an einen Menschen verkauft hatte, der von ihm bis dahin nur als Bücherdieb behandelt worden war.

Nach einigen Monaten kehrte der Viceconsul auf seinen Posten nach Chaifa zurück, von wo er alsbald den Kahin besuchte, um ihn bei guter Laune zu erhalten. Jakub Esch Schelebi blieb noch geraume Zeit im Lande seiner erfolgreichen Thätigkeit, eroberte sich unter anderm das Herz einer jungen Dame der höchsten englischen Aristokratie, das ihm bis jetzt geblieben sein soll, und kam erst, nachdem er außer der englischen Hauptstadt auch die vorzüglichsten Provinzialstädte mit seiner Gegenwart beglückt und für seine Zwecke abgeerntet hatte, nach Palästina zurück. Man nimmt an, daß er nach Abzug der Reisespesen, Annoncen u. s. w. wenigstens zwölfhundert Pfund Sterling mit heimgebracht habe. Wieviel der Anreger und Gehilfe seiner Expedition an derselben verdiente, ist

natürlich unbekannt geblieben. Der Oberhirt der Samariter aber, der durch das ihm zugeworfene Trinkgeld sein anderer Mitschuldiger geworden war, sah sich bitter getäuscht, als er sich bei dem heimgekehrten Jakub mit dem Begehren einstellte, den ihm und der „Nation" gebührenden Antheil an der Collecte zu heben. Weder mit guten noch mit bösen Worten war bei dem gottlosen Gesellen etwas Anderes zu erlangen, als spöttische Reden. Entrüstet wandte sich der Kahin an das Consulat des Volks, welches sich als so großmüthigen Geber gezeigt, und schrie nach Gerechtigkeit. Allein man behandelte ihn hier nicht besser, als der Inhaber der Beute ihn behandelt, und da es ihm nicht in den Sinn kam, durch Vertheilung der ihm persönlich zu Theil gewordenen Gabe dem schlimmen Jakub mit gutem Beispiel voranzugehen, so gelang es ihm nicht einmal unter seinen eignen Leuten in Nablus Sympathien zu erwecken. Man betrachtete ihn und jenen als zwei gleichgeartete Kumpane, von denen nur der eine den andern an Pfiffigkeit und Glück übertroffen.

Auch Rosen konnte dem Kahin keinen Rath geben, der ihn befriedigt hätte, und ebensowenig vermochte er in Betreff einer andern Angelegenheit das bekümmerte hohenpriesterliche Herz zufrieden zu stellen. Nachdem Kahin Amram eine Weile nachgesonnen, rückte er plötzlich mit der Frage heraus, ob der Herr Consul wohl glaube, daß der König von Preußen damals noch Friedrich Wilhelm der Vierte auf eine von dem Vorstande der Gemeinde unterzeichnete Bittschrift huldreichst eingehen, und die Samariter unter die Zahl seiner Sklaven aufzunehmen geruhen werde.

Rosen erwiderte, der König sei sehr großmüthig, liebe das heilige Land sehr und werde sich als Freund von Alterthümern gewiß sehr für sie als eins der wundersamsten lebenden Alterthümer interessiren, indeß sei er jetzt durch Krankheit den Staatsgeschäften entzogen. Daß übrigens Preußen nicht das Recht habe, sich die Unterthanen des Sultans in dessen eignen Landen anzueignen, werde ihnen einleuchten. Wollten sie aber nach Deutschland auswandern und sich, etwa am Blocksberg, der gleichfalls ein hochberühmter

Berg sei, ansiedeln, so stünde ihrer Aufnahme in den preußischen Staatsverband nichts Wesentliches im Wege.

Dagegen protestirte der Kahin feierlichst. „Behüte Gott", rief er mit der Geberde des Schreckens aus, „daß wir je den Berg verlassen, auf dem Mosis steinerne Tafeln vergraben liegen! Wer wird uns noch mit einer Gabe bedenken, wenn wir unser Heiligthum aufgeben!" Dann erzählte er, daß die Samariter sich bereits an die Königin Victoria gewandt hätten, um deren Protectorat zu erflehen, und daß daraufhin an die britischen Agenten in Palästina die Weisung ergangen sei, der Gemeinde in schwierigen Fällen auf officiösem Wege beizustehen. Das genügte aber den Bittstellern offenbar nicht, und jetzt ergab sich, was Kahin Amram unter dem Worte Unterthanenschaft eigentlich verstand. „Meinen Sie denn", fragte er, „daß ich mich auf die Nachricht hiervon jemals in einem bestimmten Fall an den englischen Consul gewandt habe? Mit nichten! wozu auch? Wir sind mit den Mohammedanern stets gut ausgekommen und wollen uns durch fremde Einmischung unsre Stellung nicht verderben lassen. Unsre einzige Klage sind die Staatsabgaben, welche der englische Schutz uns doch nicht abnimmt. — Ja", setzte er, vermuthlich von Petermann über Berliner Zustände belehrt, nach einer Weile hinzu, „wenn Ihr König gesund wäre, der würde mehr für uns thun. — Aber vielleicht", ließ er sich mit feinem Lächeln weiter vernehmen, „hat uns die englische Königin nur nicht recht verstanden. Wenn ihr doch jemand klar machen wollte, daß es sich nur um dreitausend Piaster jährliche Abgaben handelt. Ist diese Steuer für uns bezahlt, so liegt uns nichts daran, ob wir Türken oder Briten heißen."

Oder Preußen — hätte er sagen können; denn daß auch die begehrte preußische Unterthanenschaft nur ein jährliches Almosen von dreitausend Piaster (50 Stück Friedrichsdor) zu bedeuten habe, ging aus der Unterhaltung deutlich hervor.

Wie dieser Samariter sind aber mit einigen ehrenwerthen Ausnahmen alle Einwohner des heiligen Landes, mit denen der Fremde

zu thun hat: Juden, Judengenossen und Nichtjuden. Gott auf der Zunge, das Geld im Herzen, faul und eingebildet auf Grund der Heiligkeit des Bodens, auf dem sie leben, gehen sie in der Regel, sobald sie zu Europäern in Beziehung treten, auf Bettel oder religiösen Schwindel aus.

12.

Die Ebne Esdrelom. — Nazareth. — Auf dem Karmel. — Drei Tage in Phönicien.

Der Plan, von Nablus einen Abstecher nach dem zwei Stunden von da entfernten Sebastijeh zu machen, wo Schomron, die Königsstadt des Zehnstämme-Reichs, stand, und wo jetzt noch zahlreiche Reste einer Residenz der Herodianer zu sehen sind, mußte aufgegeben werden, da unsre Absicht, die Reise von Jerusalem bis Beirut in acht Tagen zu vollenden, keinen Aufenthalt gestattete, und die Neigung zu Parforcetouren bei der Hitze in den Thälern, die der am Todten Meer fast gleichkam, und dem nur mittelmäßig guten Zustand unsrer Pferde nicht groß war. So stiegen wir, nachdem die Gluth der Sonne ein wenig nachgelassen, an einem Lager von Nisamtruppen vorüber, welches sich in dem Gartenwalde mit Tanzen, Singen, Achselreiten und andern Possen die Zeit vertrieb, aus der Region der Bäche den Abhang des Ebal hinan, um auf dem nächsten Wege nach Dschebba zu gelangen, wo der Rastort für die Nacht sein sollte, und wo wir nach beschwerlichem Klettern über Berg und Thal kurz vor Sonnenuntergang eintrafen. Der Ort, in dem man vielleicht das Geba des Alterthums vor sich hat, wo die Philister in der Zeit Sauls ein stehendes Lager hatten, liegt anmuthig auf weithinschauender Höhe über einem tiefen,

grünen, meist mit Olivenbäumen bewachsenen Thal, ist ungewöhnlich gut gebaut und hat eine kleine Moschee. Lange suchten und fragten wir vergeblich nach einer passenden Stelle für unser Nachtlager. Endlich ritt Nuad zum Vorsteher des Städtchens und bat, uns ein Quartier anzuweisen. Derselbe bezeichnete ihm ein kleines viereckiges Gebäude mit einer Kuppel, welches einige Schritte von der Moschee stand. Wir zogen es indeß auch diesmal vor, im Freien zu campiren, wählten zu dem Zweck das platte Dach eines Hauses neben jenem Kuppelgebäude, welches den Honoratioren des Dorfes als Kasino zu dienen schien, und hatten alle Ursache, mit unsrer Wahl zufrieden zu sein.

Die Honoratioren, unter denen mehrere schöne alte Weißbärte, leisteten uns beim Essen, im Kreise auf den Fersen sitzend, Gesellschaft. Der Vorsteher, Usman, ein stattlicher Türke, den uns der Dragoman bald als Gouverneur, bald als Korporal bezeichnete, gewährte uns ebenfalls einige Zeit die Ehre seiner Anwesenheit und nahm sogar eine Hand voll Latakiah aus meinem Tabaksbeutel huldreich an. Alle betrugen sich anständig und mit der dem Morgenländer besserer Classe eignen Würde. Ein Maler hätte aus der Gruppe, die sie mit ihren Turbanen und ihren bunten Gewändern, ihren edelgeformten Gesichtern, ihren langen Bärten und schwarzen Augen bildeten, ein hübsches Bild componiren können, namentlich als die Sonne unterging und auf dem Minaret der Moschee unmittelbar vor uns der Muedd'in erschien, um zum Abendgebet zu rufen. Ringsum in den Thälern und Senkungen die Nebel und Schatten der Dämmerung — vor uns die Beter nach Südosten gewandt, Stirn und Wangen von der Inbrunst der Abendröthe mit magischem Licht übergossen, droben über der Brüstung des Minarets, ebenfalls feurig angestrahlt, der Rufer zu Gott — die tiefe feierliche Ruhe, die langsam verhallende Stimme, das allmähliche Erblassen des Himmels, der Angesichter, der Berggipfel — endlich die Nacht: in der That, selten sah ich ein so wunderbar ergreifendes Symbol morgenländischer Versenkung in die Gottheit, ein solches

Zusammenweben von Mensch und Natur, als dieses Erglühen und dieses Erlöschen des Abendroths auf den Stirnen der betenden Menschen und der schweigenden Berge.

Ob die Beter so empfanden, nicht bloß einen hergebrachten Ritus durchmachten, weiß ich nicht zu sagen. Die Nichtbeachtung des alten religiösen Brauchs aber ist auch in diese abgelegenen Berge gedrungen. Mehrere der jüngern Theilnehmer an der Versammlung, darunter der Vorsteher, schlossen sich der Abendandacht nicht an und ließen nicht einmal wie wir Ungläubigen die Pfeifen darüber ausgehen.

Der vielgefürchtete Nachtthau Syriens hatte uns so wenig wie in dem vorherigen Lager unter freiem Himmel geschadet, obwohl er so reichlich gefallen, daß am Morgen alle Thäler davon dampften. Als der Nebel sich verzogen, sah ich in der Ferne zwischen den Höhen im Norden einen See schimmern, von dem die Karte nichts wußte. Ich meinte zuerst, es sei eine Täuschung der Sinne, dann dachte ich an aufsteigende Morgendünste, die häufig von Weitem gesehen als Wasserflächen erscheinen. Anad, der nur seine Dragomanskünste verstand und außerdem nur noch Gedanken für den Profit hatte, den er etwa an uns haben würde, wußte keine Auskunft zu geben. Doch meinte er, wir würden vor dem Wasser vorbeikommen. Wir ritten zuerst durch ein westlich laufendes Wadi, in dem ein Bach durch einen Olivenwald floß, und bogen dann in ein heiteres nach Norden abzweigendes Seitenthal ein, durch dessen Grasflächen und Getreidefelder wir nach dem weitem Kessel kamen, aus welchem mir der zweifelhafte See entgegengeleuchtet hatte. Wir fanden jetzt, daß es wirklich Wasser war, was die etwa eine Wegstunde lange und ungefähr ebenso breite Fläche bedeckte. Fellahin, die mit einem Kameel vorüberzogen, gaben, über die eigenthümliche Erscheinung befragt, die Erklärung, der See sei durch die starken Regengüsse des Frühjahrs entstanden und werde von der Sonne in wenigen Wochen ausgetrocknet sein.

Ueber dem Wasser, in welchem sich Schaaren von Fröschen hören ließen, lag auf einem aus der westlichen Wand des Berg-

kessels vorspringenden Felsen eine kleine festungsartige Stadt, die unser Führer Sannr nannte, und von der er wissen wollte, sie sei das alte Bethulia, so daß auf der Ebene, die der See einnahm, die Tragödie von Judith und Holofernes gespielt hätte. Woher Anad diese gelehrte Notiz hatte, weiß ich nicht zu sagen. Vielleicht stand sie im Zusammenhang mit seiner fernern Angabe, nach welcher die Aegypter Ibrahim Paschas den Ort drei Jahre vergeblich belagert haben sollten. Die Geschichte weiß nichts von der schönen Wittwe Manasses, Holofernes könnte kein Assyrer, nur ein Perser gewesen sein, das Ganze ist ein patriotischer Roman, und die alte Geographie hat vermuthlich nicht einmal ein Bethulia gekannt.

Von hier ritten wir zuerst durch Getreidefelder, dann durch eine tiefe, mit Lentiscus und Stacheleichen bewachsene Felsschlucht nach dem großen Dorfe Kabatijeh hinab, das zum Theil aus Steinhäusern, zum größern Theil aber aus kegelförmigen Lehmhütten besteht. Auf dem Wege dahin trafen wir eine Eiche, an deren Zweigspitzen an hundert Fetzen von Hemden und andern Kleidungsstücken gebunden waren. Anad wußte, wie gewöhnlich, keine Erklärung zu geben. Ich vermuthe, daß der Baum in der muselmännischen Legende eine Stelle einnimmt, und wahrscheinlich waren die Fetzen eine Art Opfer, vielleicht auch hingen sie mit einer sympathetischen Kur zusammen. Auf dem Riesenberg am Bosporus sah ich später Aehnliches. Auf dem Gipfel desselben befindet sich ein Grabmal, in welchem die Türken Nebbi Jusha, d. i. den altisraelitischen Feldherrn Josua bestattet sein lassen. Um das Grab sind Büsche gepflanzt, und an diese hat der Aberglaube des Volks allerlei Lappen von abgetragener Wäsche befestigt, indem man meint, daß dies Kranken zu gute komme, welche den Rest von jenen Hemden oder Jacken tragen. In demselben Maße, als der Wind die Fetzen löset, nimmt, so wähnt man, das Fieber und überhaupt das Siechthum der Leidenden ab.

Von Kabatijeh ists noch eine Stunde bis hinab nach Dschenin, dem Städtchen, welches die Grenze zwischen Samaria und Galiläa

bezeichnet. Die Gelehrten verlegen hierher das Ginaea des Josephus, andere suchen hier Sunem, wo der Prophet Elisa den Knaben seiner Wohlthäterin vom Tode erweckte. Der Ort hat eine Moschee und liegt recht freundlich in Maulbeer- und Granatbaumpflanzungen, Feigen- und Orangengärten, die von gelbblühenden Kaktushecken umgeben sind, und in denen sich auch einige Palmen erheben. Ein klarer Bach rinnt, aus dem Gebirge in schnellem Fall herabströmend, durch dieses kleine Eden, dessen Schatten uns so unwiderstehlich lockten, daß wir in einem der Gärten zu rasten beschlossen. Während der Dragoman hier das Frühstück bereitete, benutzten wir die Gelegenheit zum Baden, welche die hart an unserer Raststelle vorbeiführende steinerne Wasserleitung bot, um uns auf den heißen Ritt durch die Ebene Esdrelom oder Jesreel, die hier beginnt, gebührend vorzubereiten.

Die Ebene Esdrelom, von den Arabern Merdsch Ibn Amr genannt, ist ein weites, von Westen nach Osten laufendes Thal, welches im Süden von den Gebirgen Samarias und dem Karmel, im Norden von den galiläischen Bergen, Ausläufern des Libanon, eingeschlossen wird. Jene sind die alttestamentlichen Berge von Gilboa, diese werden heutzutage als Dschebel Ed Dahi bezeichnet. Die Ebene hat, vom Mittelmeer bis zum Jordan reichend, eine Länge von etwa sechs und eine durchschnittliche Breite von zwei Meilen, und zerfällt in drei durch niedrige Hügelzüge geschiedene Arme. Außerordentlich fruchtbar, wird sie jetzt fast allein von wandernden Beduinen bewohnt, und nur hier und da sieht man Spuren von Ackerbau. In ihrem mannshohen Gras und Kraut weiden Rudel von Gazellen, bergen sich Leoparden. In den Sümpfen, die ihre Bäche bilden, wälzt sich der schwarze wilde Eber des Tabor und des Karmel. Von den ältesten Zeiten bis auf den Feldzug Bonapartes nach Syrien war sie das große Schlachtfeld des Landes. Hier am Kischon, dem „Bach der Schlachten", schlugen Barak und Debora, die Jeanne d'Arc der altisraelitischen Richterzeit, an der Spitze der nördlichen Stämme Sissera, den Feldhauptmann des Königs von

Chazor und seine neunhundert eisernen Kriegswagen. Hier erfocht Gideon den glänzenden Sieg über die Midianiter, das heißt über die Beduinenhorden, Sebas und Zalmunnas. Und hier, im Angesicht der Berge von Gilboa, starb Saul, der erste König Israels, den Tod des Helden.

Noch ein zweiter König des hebräischen Volkes ließ hier, am Wasser Megiddo, das Leben, Josia, der sich dem Pharao Necho auf seinem Zuge gegen Karchemisch in dieser Gegend unbesonnen entgegenstellte und von den Pfeilen der Schützen des Aegypters durchbohrt sein Unterfangen büßte. Die Kriege der Hasmonäer und Herodier tränkten diese Gefilde ebenfalls wiederholt mit Schlachtenblut. Endlich sahen auch das Mittelalter und die neue Zeit hier harte Kämpfe. In dem nordöstlichen Zweig der Ebene brachte am 5. Juli 1187 Sultan Saladin dem Kreuzfahrerheer König Veits von Lusignan die verhängnißvolle Niederlage bei, welche den Fall Jerusalems zur Folge hatte, und fast an derselben Stelle fand am 17. April 1799 das glorreiche Treffen statt, in welchem General Kleber mit 2300 Franzosen 25,000 Türken schlug.

Jetzt ist die Ebene der Weidegrund für den Beduinenstamm der Beni Saker. Da dieser sich wiederholt Räubereien erlaubte, so siedelte die Regierung hier den Stamm der Hauara an mit der Verpflichtung, das Land gegen die Plünderungen der Nomaden zu schützen. Allein diese neugeschaffnen Grenzer arteten bald aus und bekämpften zwar die Beni Saker, machten es aber im Uebrigen wenig besser als sie. Als darüber Klage einlief, wurden Abtheilungen kurdischer Baschibosuks hierher geschickt, die eine Zeit lang die Ordnung aufrecht erhielten, aber in den letzten Monaten ebenfalls in den Geruch geriethen, Mein nicht von Dein unterscheiden zu können, so daß die Straße zwischen Dschenin und Nazareth für dreifach unsicher galt. Wir hörten später, daß wenige Tage vor unsrer Reise über die Ebene ein Gefecht zwischen den Kurden und den Beduinen stattgefunden, bei dem jene den Kürzern gezogen und mehrere Todte gehabt hatten. Zum Glück erfuhren wir in Dschenin

nichts davon, und so ritten wir mit ziemlicher Seelenruhe über die gefährliche Gegend hin; ja ich jagte, die langentbehrte Gelegenheit zu einem länger andauernden Galopp benützend, den Gefährten mehr als eine Stunde voraus. Mehrmals begegneten mir dabei bewaffnete Beduinen, aber sei es, daß sie den Werth des Revolvers kannten, den ich in der Hand hielt, sei es, daß sie überhaupt nicht zu Gewaltstreichen aufgelegt waren, alle erwiderten mein „Marhaba", und auch in den zahlreichen schwarzen Zelten, die rechts und links vom Wege, umgeben von weidenden Rindern, Schafen und Kameelen sich erhoben, regte sich nichts, was Befürchtungen von Feindseligkeiten gerechtfertigt hätte.

So gelangten wir, den schöngeformten Kleinen Hermon mit seinem weißen Weli*) und den ferner nach Nordosten hin sich als dunkle Kuppel aus der Fläche erhebenden Tabor rechts lassend, nach vier Stunden an das nördliche Ende der Ebene und in die Vorberge des Libanon, und als die Sonne sank, kündigte sich Nazareth durch fernes Glockengeläut an. Eine halbe Stunde später ritten wir in die Stadt hinein, die sich, von Oel- und Feigenbäumen umgeben, am Abhang eines ausgeschweiften Hügelrückens hinaufzieht und ein recht freundliches Bildchen giebt. Den Mittelpunkt derselben bildet das große lateinische Kloster, welches nach der Legende die Stätte des Hauses Josephs, des heiligen Zimmermanns und Nährvaters Jesu, einnimmt. Es hat wie alle Klöster der Terra Santa hohe dicke Mauern, die ihm das Ansehen einer Festung des Mittelalters geben. Etwas weiter oben liegt, von hohen Cypressen überragt, die Moschee der Stadt mit einem hübschen Minaret und einer Kuppel. Der Ort mag zwischen drei- und viertausend Einwohner haben, von denen die Mehrzahl, nach den vielen blauen und schwarzen Turbanen zu schließen, denen wir begegneten, sich zum Christenthum bekennt. Juden werden hier nicht gelitten:

*) Er heißt jetzt Dschebel ed Dahi und ist keineswegs eine „wüste unförmliche Masse", wie Robinson sagt, sondern hat mit seinen drei Gipfeln große Aehnlichkeit mit dem Oelberg.

ja Anad meinte, es sei ihnen nicht einmal der Durchzug gestattet.

Wir stiegen in der Casa Nuova, der Pilgerherberge des lateinischen Klosters ab, wo wir zuvorkommende Aufnahme, trinkbaren Cyperwein und gute mit Mückennetzen versehene Betten fanden. Ein freundlicher, gesprächiger Mönch, aus dem Römischen gebürtig, leistete uns beim Abendessen Gesellschaft und unterhielt uns durch naive Fragen über den Stand der Dinge in Italien. Wie alle Mönche der lateinischen Klöster Palästinas, mit denen ich verkehrte, war er stark österreichisch gesinnt und fest überzeugt, daß die Tedeschi, falls es zum Losschlagen käme, den Sieg behalten würden. Die Mehrzahl der übrigen Bewohner des gelobten Landes dachte anders, und selbst die Araber hatten, wie man sagte, die Ahnung des Gegentheils, vielleicht in Erinnerung an die Schlachten, mit denen „Abu Lion", der große Sultan der Franken, ihnen vor einem halben Jahrhundert die Stärke seines Arms bewiesen hatte.

Am nächsten Morgen besuchten wir das Kloster und die daranstoßende Kirche der Verkündigung, in welcher man gerade Messe las. Mit dem ersteren, in welchem 1859 vierzehn Mönche wohnten, ist eine Schule verbunden, in der Knaben der Stadt Unterricht im Arabischen und Italienischen, im Schreiben und Rechnen empfangen. Mehrere derselben sahen wir in ihrem bunten orientalischen Anzug bei jener Messe als Ministranten thätig. Die Kirche ist eine der schönsten in Palästina. Sie besitzt eine Orgel und einige gute Gemälde, unter denen eine Mater Dolorosa und eine Verkündigung sich auszeichnen. Unter dem Hochaltar befindet sich eine Felsengrotte, in welcher die Legende die Stelle erblickt, wo das erste Ave Maria gesprochen wurde. Sechszehn Marmorstufen führen hinab. Unten findet man einen kleinen Altar, neben welchem Säulen die Stelle bezeichnen, wo die heilige Jungfrau und wo der Engel der Verkündigung stand.

Ueber dieser Höhle sah man früher das Haus der Eltern Jesu, welches sich jetzt in Loretto befindet. Als Grund der Wegführung wird angegeben, daß die Mutter Maria gefürchtet habe, ihre Woh-

nung von den Sarazenen, die damals Nazareth mit einem Besuch bedrohten, vermehrt zu sehen. Doch trugen nach dem geschichtskundigen Frater, der uns führte, die mit der Wegtransportirung beauftragten Engel die santa casa nicht, wie man gewöhnlich hört, sofort nach dem genannten ostitalienischen Ort, sondern erst nach dem Castell Flumen in Dalmatien (wohl Fiume in Kroatien), dann in einen Wald bei Recenati, hierauf nach einem Hügel vor diesem Walde, und erst als die beiden Brüder, denen die Stelle gehörte, sich über den Besitz zu streiten begannen, nach Loretto. Selbst das Jahr, in dem sich das Wunder begab, wußte unser gelehrter Cicerone zu nennen. Leider vergaß ich's aufzuschreiben. Die Sache scheint übrigens begründet; denn Anad, dessen Ansicht wir darüber einholten, hatte sie bei einem frühern Besuch im hiesigen Kloster sogar gedruckt gelesen.

Die erwähnte Grotte oder Höhle wird, da sie unmittelbar unter dem Hause war, als dessen Keller gedient haben. Daß Gabriel seine Brautwerbung gerade hier ausrichtete, ist, mit Respect vor dem himmlischen Würdenträger zu sagen, ein wenig geschmacklos und fast verdächtig, und so wird es vielleicht gestattet sein, der Meinung des hiesigen griechischen Klosters beizupflichten, welches die Stelle der Verkündigung in seine Kirche verlegt. Diese ist über dem Quell erbaut, welcher den sogenannten Brunnen der Maria, einen von Cactus umblühten alterthümlich geformten Marmortrog füllt. Ich denke dabei weniger an ähnliche Brunnenscenen im Alltagsleben, als an etwas Anderes. Es scheint poetischer, die Begegnung der beiden heiligen Personen unter freiem Himmel, im Angesicht der aufgehenden Sonne und an einer Quelle, dem Symbol des Lebens, stattfinden zu lassen, als in einem Keller, wo einem sonst nur Erdwichtel, feurige Pudel und andere unheilige Fratzen erscheinen.

Die übrigen Merkwürdigkeiten Nazareths: die Werkstätte Josephs, die Synagoge, in welcher Jesus lehrte, der Felsen, von dem ihn die Juden herabstürzen wollten, die Kapelle, welche über der Stelle erbaut ist, wo er nach der Auferstehung mit den Jüngern

gespeist haben soll, ließen wir unbesucht, da es uns nicht wie der großen französischen Pilgerkaravane, die Tags vorher hier gewesen, auf vollständige Ablese der Gnaden und Segnungen ankam, die mit den verschiedenen Legendenorten verbunden sind.

Schwerer fiel uns, daß wir den See Genezareth und den Tabor links liegen lassen mußten. Aber der Krieg rief in die Heimath, und wir hatten mit unsern Tagen zu geizen, wenn wir noch zu rechter Zeit nach Beirut gelangen wollten, um die nächste Fahrgelegenheit nach dem Norden zu benutzen.

So brachen wir von Nazareth nach Chaifa auf, um hier mit einer Besteigung des Karmel unsere Wallfahrt durch das heilige Land zu beschließen. Die Hitze war, als wir den kahlen Berg im Westen von Nazareth überstiegen, fast versengend, und man empfand hier wieder einmal recht von Grund aus das Treffende des Bildes vom Hirsch, der nach frischem Wasser schreit. Matt und welk ritten wir an dem Thal vorbei, in welchem, von einem reizenden Garten mit Palmen, Cypressen, Feigen- und Granatbäumen umgrünt, das Dörfchen Jaffa liegt. Ein vielgewundener Grund brachte uns wieder auf die große Ebne Jesreel hinaus, an deren Rand uns eine Karavane von Eseln begegnete, welche europäische Möbel nach Nazareth trugen. Auf der Fläche, die wir in südwestlicher Richtung überschritten, hatten wir mehrmals Sümpfe mit hohem Schilf zu passiren, welche von Quellen gebildet waren und an einigen Stellen in tiefe Wassertümpel übergingen. An der einen Quelle überraschten wir zwei niedliche Gazellen, die jedoch sofort, nachdem sie uns erblickt, mit großen Sätzen davon eilten und bald in dem hohen Grase verschwanden. In der Mitte zwischen dem Punkte, wo wir die Ebne betraten, und der bewaldeten Erhöhung des Bodens, die, von den Vorbergen des Libanon herüberstreichend, das Gefilde von Norden nach Süden durchschneidet, berührten wir ein Dorf, welches, auf einem Schutthügel gelegen, mit seinen häßlichen Kothhütten, seinem Mangel an Baum und Strauch das Widerspiel zu dem zuletzt erblickten bildete. Bald nachher wurde jener Höhenzug erreicht, und

ein schöner Wald von Steineichen nahm uns auf. Einer der größten Bäume gewährte uns eine Stunde lang Schatten, die Nachbarn spendeten frische Waldluft, welche auf den modrigen Dunst der Moräste, den wir in der letzten Zeit eingeathmet, besonders wohlthat, und als wir weiter zogen, wurde plötzlich zwischen den Wipfeln auf dem Kamme die blaue Linie des Mittelmeers sichtbar.

Wir stiegen auf der andern Seite der Hügelkette in die große Kischon-Ebne hinab, versuchten, aus dem Walde herausgetreten, wiederholt vergeblich die Rohrsümpfe zu durchreiten, welche die Ueberschwemmungen des Flusses hervorgerufen hatten, und wurden, als dies endlich auf Umwegen gelang, wieder von dem Flusse selbst aufgehalten, welcher, hier etwa halb so breit als der Jordan, von üppig wuchernden Oleanderbüschen umkränzt und beschattet, unter hohen steilen Schlammufern langsam dahin fließt.*) Die Büsche standen in voller Blüthe. Sie trugen mehr Blumen als Blätter und ließen das vielgewundene Gewässer in der Ferne als ungeheure prächtig rosenrothe Schlange erscheinen. Selbst in Griechenland sah ich den Strauch nicht solchen überwältigenden Blüthenreichthum entwickeln.

Nach einigem Suchen wurde eine Furt gefunden, und wir ritten nun auf den Fuß des Karmel zu, der mit seinen dunkeln Schluchten und seinen waldbewachsenen Gipfeln düstern Blicks auf die hellgrüne Ebene und den blumengeschmückten Fluß herniederschaut. Wie man beim Kischon nicht leicht an seinen alten Namen Megiddo, d. i. der Würger, Mörder, denkt, so erinnert auch der Karmel beim ersten Anblick nicht daran, daß sein Name Gottesgarten bedeutet. Er ist ein wilder, vielzerklüfteter Gebirgsstock mit einer Anzahl fast gleich hoher, die Höhe von etwa tausend Fuß über der See erreichender Gipfel, von denen einer südlich von Chaifa schroff und

*) Der Kischon, jetzt Mokotta genannt, entspringt am östlichen Fuß des Karmel. Wie andere Reisende seine Quelle an den Tabor verlegen konnten (vgl. Wiener, Bibl. Realwörterb. 1,660) ist mir vollkommen unerklärlich, da ich ihn in diesem Falle beim Ritt von Dschenin nach Nazareth hätte passiren müssen, auf diesem Wege sich aber nicht das kleinste Bächlein zeigte.

trotzig ins Meer hinaustritt. In seinen Eichen- und Pinienwäldern haust der wilde Eber, lauert der Panther und der kleine Leopard, den das arabische Landvolk der Nachbarschaft mit dem Namen Nimr bezeichnet. Dörfer finden sich nur an seinem Fuß. Weiter drinnen in den Bergen ist es so einsam wie in der Urzeit. Nur das Rauschen der Wipfel und der Wildbäche, die den Waldgründen entstürzen, wird hier gehört, und nur der schweifende Jäger oder der kräutersuchende Mönch betritt diese Wildniß.

Die Gestalt und die Lage des Karmel über der weiten blauen See weckt die Vorstellung des Erhabenen in ungewöhnlichem Grade, und so war er schon in grauen Zeiten ein heiliger Berg der Götter und Propheten. Hier stand ein Tempel des phönicischen Melkarth und ein Altar Molochs, des feurigen Sonnenkönigs, der später dem griechischen Zeus Raum geben mußte. Hier soll Pythagoras die Einsamkeit gesucht haben, und hier hauste unter Ahabs Herrschaft der Prophet Elias als Verbannter. Der Karmel war der Berg, wo der Nationalgott Israels auf des Propheten Gebet durch Blitzschlag den Beweis führte, daß er stärker als der fremde Eindringling Baal sei, und an seinem Fuße schlachtete Elias triumphirend die Priester des besiegten Götzen. Noch unter Vespasian befand sich auf einem der Gipfel des Karmel ein Heiligthum; denn es wird berichtet, daß dem Feldherrn hier bei einem Opfer seine Erhebung zum Imperator verkündet wurde. Später erbaute die heilige Helena auf dem weithin schauenden Punkt eine Kirche, neben welcher in den letzten Jahren der Kreuzritterkönige von Barfüßermönchen eine Klostergemeinde gegründet wurde, die Sanct Elias zum Schutzpatron erwählte. Die Mönche lebten zuerst nach der Regel des Basilius und wohnten in Felsenhöhlen. Später aber vertauschten sie das griechische Ritual mit dem römischen, und um den Anfang des vorigen Jahrhunderts erbauten sie sich ein eignes Kloster. Als Napoleon 1799 das benachbarte St. Jean d'Acre belagerte, öffneten die Väter Carmeliter ihre Räume den Verwundeten des französischen Heeres, und dies führte den Untergang des Klosters herbei. Als

die Armee der Franken abzog, erschienen die Türken auf dem Berge, ermordeten die kranken Soldaten, vertrieben die Mönche und verwandelten die Wohnung derselben in einen Trümmerhaufen. Dreißig Jahre später wurde das Kloster größer und stattlicher wieder aufgebaut und zwar durch den ausdauernden Eifer des Mönchs Giovanni Battista, der daraus die Aufgabe seines Lebens machte. Derselbe verschaffte sich in Konstantinopel Erlaubniß zur Wiederherstellung des Ordenshauses und später theils durch Betrieb von Mühlen am Kischon, theils durch Sammlung von Beiträgen in Europa die Mittel zur Verwirklichung seines Planes. Er bedurfte dazu mehr als eine halbe Million Franken. Aber er brachte sie zusammen. Elfmal durchzog der alte Mann die abendländische Welt, und jedesmal kehrte er reich unterstützt von dem damals, in der Restaurationszeit, herrschenden Geiste zu seinem Bau zurück, bis endlich das Werk dieser eisernen Beharrlichkeit, an dem sich unsre leicht ermüdeten, bald verzweifelnden Politiker ein Beispiel nehmen mögen, vollendet war.

Wir ritten von der Furt des Kischon in drei Stunden nach Chaifa. Bei dem Dorfe Schech Said, wo sich der klare Gebirgsbach Nahr Saadeh aus einer Schlucht hervordrängt, beobachtete ich zum ersten Mal die später in phönicischen Dörfern oft bemerkte Sitte des Landvolks, sich auf den Dächern seiner Steinhäuser Sommerlauben von Zweigen zu bauen. Mehrere dieser grünen Wohnungen waren sorgfältig beschnitten und mit regelmäßigen Thüröffnungen und Fenstern versehen. Man bringt in ihnen die heißen Monate zu, da sie den kühlenden Winden mehr Zutritt gestatten als die massiven Häuser. Der Gebrauch ist uralt; denn sehr wahrscheinlich war es eine solche Zweiglaube, in welcher Ehud den Moabiterkönig Eglon erstach.

Allmählich wurden nun die Gärten von Chaifa mit ihren Palmen- und Orangenhainen sichtbar, und auf dem Meer dahinter waren die Masten und Segel von Schiffen zu erkennen. Endlich ließen sich auch die gelbgrauen Häuser des Städtchens, sein Minaret

und seine Kirche unterscheiden. Als wir vor das Thor kamen, ergoß sich aus demselben ein bunter Reiterzug. Es waren siebzig bis achtzig Beduinen: Männer, Greise und Knaben, alle bewaffnet, zum Theil mit Lanzen, zum Theil mit Säbeln und Karabinern, die meisten mit langen dünnen silberbeschlagenen Flinten, an denen kurze breite Bayonette von der Form steckten, die vor hundertfünfzig Jahren in Europa gebräuchlich war. Voran ritt ein prächtig gekleideter Schech, der einen grünen Turban und eine mit Gold benähte rothe Sammtjacke trug. Die Uebrigen nahmen sich weniger stattlich aus, alle aber tummelten ihre Pferde mit großem Geschick, und selbst die Knaben legten mit ihren Reiterkünsten, die sie beim Vorüberspreugen zeigten, bei dem Leutnant und dem Wachtmeister Ehre ein.

Chaifa selbst bietet nichts Erwähnenswerthes. Es ist ein Ort, der, wie man an den vielen neuen Häusern sieht, erst in den letzten Jahren zu einiger Bedeutung gelangt ist. Außer Arabern und Türken wohnen hier auch Griechen und Armenier, ferner einige Italiener, die als Viceconsuln fungiren, endlich deutsche und englische Missionäre. Wir stiegen in der Locanda eines Griechen ab, deren Wirth eine Art Tabledhote eingerichtet hatte, die man als Versuch willkommen hieß, wenn sie auch mehr, als angenehm war, verrieth, daß solche Pflanzen in diesem Boden nicht gedeihen.

Vor dem Essen wurde ein Ausflug nach dem Karmelkloster gemacht, welches eine halbe Stunde südlich von der Stadt auf der Höhe liegt. Der Weg ging zuerst über die Ackerfelder der Strandebne, dann durch Olivenpflanzungen aufwärts. An mehreren Stellen bemerkte ich in der Felsenwand links neben dem Pfade Höhlen und Grotten, welche Spuren des Meißels zeigten. Endlich kamen wir vor dem Klosterthor an. Im Hofe empfingen uns drei mächtige Doggen, auf deren Gebell ein Mönch erschien, der uns in das Innere des Hauptgebäudes und später auf das platte Dach führte. Als er hörte, daß wir Deutsche seien, verließ er uns auf einen Augenblick, und ein Weilchen darauf erschien ein anderer Frater,

der uns zu unsrer nicht geringen Verwunderung in gutem Oesterreichisch anredete. Wir fragten nach seinem Namen und erfuhren, daß er hier nur Fra Giovanni genannt werde, aber früher — „in der Welt", sagte er — Johann Zwittlinger geheißen habe. Er war aus einem deutschböhmischen Landstädtchen gebürtig und, wenn ich mich recht entsinne, seines Zeichens Tischler. Schon sechs Jahre lebte er hier auf dem Berg des Elias, und nur selten hatte er in dieser Zeit seine Muttersprache gehört, auch hatte er keine Hoffnung, die Heimath wiederzusehen, da es in Deutschland keine Karmeliter giebt. Indeß sollte er wenigstens nach Europa zurückkehren, da sein Prior ihn im nächsten Jahre nach Rom zu schicken beabsichtigte. Er führte uns, nachdem wir die herrliche Aussicht von der Plattform des Klosters zur Genüge genossen, zunächst über lange sauber gehaltene Corridore, dann Treppe auf, Treppe hinab in die Kirche. Dieselbe ist mit einer Kuppel überdacht, durch die sie ihr Licht erhält, an den Wänden herrscht ein grelles Gelb und Blau vor, der Fußboden besteht aus Marmortafeln. Man fragte uns, ob wir das Altarbild zu sehen wünschten, und als wir dies bejahten, zündete ein andrer Mönch die Kerzen auf dem Altar an und zog an einer Schnur den Vorhang auf, welcher das Bild verhüllte. Ich hatte ein Gemälde erwartet und war deshalb ein wenig betroffen, als ich nur eine große Holzpuppe mit einem nichtssagenden Modejournalgesicht und einem weißen goldgestickten Seidenkleid vor mir sah, die eine ebenso angeputzte kleine Puppe auf dem Arme hatte. Es war die gebenedeite Mutter Gottes mit dem Kinde. Beide Puppen trugen große plumpe, von Edelsteinen schimmernde Kronen. Unter dem Altar zeigte man uns die Grotte, in welcher Elias gewohnt haben und von Jehovas Raben mit Speise versorgt worden sein soll. Unser Deutschböhme berichtete, daß es tiefer unten am Berge noch eine zweite Höhle des Elias gebe, nach welcher auch Moslemin zu gewissen Zeiten wallfahrten, indem sie glauben, daß ein Gebet in derselben heilsame Wirkung habe.

Interessant war noch der Besuch in der Apotheke des Klosters,

mit dem wir unsre Wanderung durch das Gebäude beschlossen. Der Frater, der dieselbe verwaltete, erwies sich als lustiger Patron, der die spaßhaften Streiche, die er als Offizier der römischen Schweizergarde getrieben, nicht vergessen hatte, uns die Hände voll wohlriechenden Karmelitergeist goß und uns dann eine Art frommen Grogs bereitete, bei dem wir ihm von europäischer Politik, Oesterreichern, Franzosen und Sardiniern erzählen mußten.

Nachdem wir im Garten des Klosters noch die kleine Pyramide in Augenschein genommen, welche sich über der Asche der 1799 hier ermordeten französischen Militärs erhebt, nahmen wir Abschied von unsrem freundlichen Fra Giovanni und gingen hinaus vor das Thor, um noch einmal die Aussicht zu genießen, welche das Vorgebirge gewährt. Man steht hier ungefähr siebenhundert Fuß über der See und etwa fünfhundert unter dem höchsten Gipfel des Karmel. Auf dem Meere bemerkten wir nur die Segel einiger Küstenschiffe. Im Süden fesselten den Blick die Ruinen der Burg Athlit, des alten Castellum Peregrinorum, auf dessen Zinnen noch geraume Zeit nach dem Fall von Ptolemais, der letzten größern Zufluchtsstätte des Christenthums in Palästina, das Panier der Kreuzritter flatterte. Im Norden schimmerte über der schöngeschweiften Bucht von Chaifa die Stadt St. Jean d'Acre mit ihren weißen Minarets vom rothen Schein des Abends angestrahlt. Dahinter dämmerte bläulich weiß über einer zweiten Einbiegung des Meers das Vorgebirge der Tyrischen Leiter, jetzt prosaischer Capo Bianco genannt. Im Nordosten endlich thürmten sich Gipfel an Gipfel, graublau, zum Theil noch mit Schnee bedeckt, die gewaltigen Massen des Libanon empor.

Mit diesem Blick nahmen wir Abschied vom heiligen Lande. Am nächsten Morgen betraten wir, aus dem Boote des Fährmanns steigend, der eine Viertelstunde nördlich von der Stadt die Reisenden über den Kischon setzt, den Boden Phöniciens. Die Legende, die uns bis hierher begleitet, blieb am jenseitigen Ufer zurück. Wir waren wieder auf dem Gebiet der Profangeschichte.

Immer hart am Meeresufer hinreitend, dessen Brandung die ganze phönicische Küste mit einem breiten Bande gelben Sandes besäumt hat, gelangten wir nach drei Stunden an den Belus, einen klaren seichten Fluß, an dessen Mündung die Sage des Alterthums die Erfindung des Glases verlegt. Der Weg war mit Massen von kleinen Muscheln und vielen ans Land geschleuderten Fischen, namentlich Rochen, bedeckt. Mehrmals sahen wir Gerippe von gestrandeten Schiffen, halb im Schlamm begraben, Zeugen der ungemein gefährlichen Brandung, die an diesen Gestaden tobt. Acca oder St. Jean d'Acre mit seinen Festungswerken und seinen vier weißglänzenden Minarets blieb unbesucht. Es liegt auf einer sandigen Landzunge eine halbe Stunde nordwestlich vom Ausfluß des Belus und hat nichts Merkwürdiges als eine große malerisch mit Gesträuch bewachsene Wasserleitung, unter deren Bogen die Straße nach Sur hindurchführt. Die breite Ebene zwischen der Stadt und dem östlich von derselben hinstreichenden Höhenzuge, der den Namen Dschebel Tarschi führt, ist, wo der Sand aufhört, wohl angebaut und mit schönen Gärten bedeckt, in denen sich prächtig angelegte, aber meist ziemlich verfallene Landhäuser zeigen. Nach dreistündigem Ritt über die Fläche hatten wir auf beschwerlichem Kletterpfad das Vorgebirge Ra'urah zu übersteigen, jenseits dessen sich wieder eine breite Ebene öffnet. Die letztere ist nur gegen das Gebirge hin angebaut und hat nicht ein einziges Dorf aufzuweisen. Dagegen ziehen sich an den Berghängen häufig große Dörfer hin, die großentheils von Motuwalis, fanatischen Schiiten, bewohnt sind, und etwa eine halbe Stunde von dem genannten Kap finden sich an einer Stelle, welche unser Maronit mit dem Namen Om El Amud, d. i. Mutter der Säulen bezeichnete, die Trümmer einer Stadt, die eine beträchtliche Ausdehnung gehabt haben muß: zwei hohe Säulen jonischer Ordnung, Säulentrommeln, Architravstücke, Mauerquadern, Grabhöhlen u. s. w.

Eine Stunde von hier wurde in dem Oertchen Skanderun, wo ein schöner Quell ausgedehnte Gärten bewässert, Rast gehalten.

Wir trafen hier die französische Pilgerkaravane gelagert, die, aus etwa vierzig Herren mit zahlreicher Dienerschaft bestehend, ihren Rückweg nach Europa über Beirut zu nehmen gedachte. Es waren meist junge Leute aus legitimistischen Familien. Der Führer trug die schwarze Soutane der Geistlichen, die übrigen hatten sich mit französischer Liebhaberei an theatralischem Putz durch weiße Beduinenmäntel, buntbetroddelte Kopftücher und farbige Schärpen in halbe Orientalen umgewandelt.

Als wir weiter ritten, begegnete uns Europa noch in einer andern Gestalt. Wir hatten gerade ein Wäldchen von Granat- und Maulbeerbäumen hinter uns gelassen, als wir zwei Fußwandrer eilenden Schrittes auf uns zukommen sahen. Sollten das nicht deutsche Handwerksburschen sein? Der Ranzen, der gewundene Knotenstock des einen, der Stanbkittel des andern — und jetzt blieben sie stehen und zogen die Hüte — sicher, um zu fechten. Und so verhielt sichs in der That. Nachdem ihr Gesuch erfüllt worden, erfuhren wir, daß der eine ein Bruder Schwabe, der andere ein Bruder Schlesinger sei, daß sie von Beirut kamen und nach Jerusalem wollten, „um sich den Tempel Salomonis anzusehen." Wunderliche Käuze! Der eine hatte sich den Fuß wund gelaufen, die Sonne brannte wie Feuer vom Himmel hernieder, aber als sie vernommen, daß ein Stück weiter eine zahlreichere Gesellschaft von Europäern zu finden sei, hinkten sie munter vorwärts, und ihre gute Laune machte sich, gehoben durch die Aussicht auf eine reiche Ernte von Piastern, in einem lustigen Liedchen Luft.

Kurz nach dieser Begegnung überschritten wir auf einer vielgewundenen Kunststraße ein zweites Vorgebirg, das obengenannte Capo Bianco, arabisch Ras El Abiad, d. i. Weißhaupt genannt von den Kreidefelsen, die sich hier gegen dreihundert Fuß über dem Meere erheben. Die Partie ist von wilder Schönheit. Die Felsen sind von der Brandung, die in den seltsamsten Tönen unten braust und grollt, zu den barockesten Formen zernagt worden. An den Klippen hängt langbärtiges Moos. Massen von Tang treiben,

mit Gisch und Schaum gemischt, vor den Grotten in der Tiefe umher. Im Süden sieht man noch einmal den blauen Karmel, im Norden breitet sich die Ebene von Sur unter den Schneegipfeln des Libanon aus. Das Gestränch an den Berghängen folgt mit dem Wachsthum seiner Stämme und Zweige der an dieser Küste vorherrschenden Windrichtung, die es so niedergebeugt hält, daß jeder einzelne Busch eine förmliche kleine Laube bildet.

Wir hofften Sur, wo sich eine Locanda befindet, noch vor Thorschluß zu erreichen, aber die Stadt, die bei der klaren Luft dieses Himmelsstrichs von der Höhe des Caps nicht viel über eine Meile entfernt schien, liegt in Wirklichkeit fast zwei Meilen von da. Der Abend überraschte uns auf halbem Wege, und der Dragoman gestand jetzt, daß die hier hausenden Motuwalis berüchtigte Räuber seien. Wir ritten so rasch als unsre Pferde laufen wollten, durch die Nacht, die allmählich so dunkel geworden war, daß wir nicht zwanzig Schritt weit sehen konnten. Endlich wurde das Terrain vor uns buschig und hinter den Büschen rauschte es wie ein Wasserfall. Es war der Khan von Ras El Ain, und der Wasserfall die daneben befindliche Mühle. Lange suchten wir in der Finsterniß vergebens nach einer Furt, der wir hätten trauen mögen. Zuletzt gelangten wir durch eine Baumpflanzung und unter einem mit Schlingpflanzen überwucherten Gewölbe hindurch vor die Mühle, an welcher drei mehlige Turbanträger um ein Feuer aus Strauchwerk saßen, und dann vor den Khan, dessen Wirth geraume Zeit warten ließ, ehe er auf unser Rufen öffnete. Seine Frau oder Magd, eine ungewöhnlich häßliche Schwarze, kochte Kaffee und Eier. Dann legten wir uns unter dem Vordach des Hauses zum Schlafen nieder. Früh von Fröschen geweckt, welche in Schaaren auf dem Platze vor dem Khan umherhüpften, zogen wir einem klaren Bach folgend, der eine Anzahl von Gärten bewässert weiter, zuerst auf ein alterthümliches Kuppelgebäude zu, welches auf einer Höhe liegt und das Grab eines Heiligen einschließt, dann links über tiefen Sand hinüber nach Sur.

Nur bedeckt die Stelle, wo Tyrus stand, das London der altsemitischen Welt. Als tausend Jahre vor unsrer Zeitrechnung König Hiram hier gebot, war die Glanzperiode der Stadt. Der Handel derselben hatte sich über die ganze Westhälfte des Mittelmeeres ausgedehnt, und vom Hafen Ezeongeber befuhren die Schiffe des phönicischen Herrschers das Rothe und wahrscheinlich auch das Indische Meer. Von Spanien kamen Silberflotten so reich beladen wie die, welche später von Peru nach Spanien gingen, von Ophir Geschwader mit Gold nach der großen Kaufmannsstadt unterm Libanon. Ueber die Oase von Thadmor gingen die Karavanen des tyrischen Landhandels bis Karchemisch am Euphrat, andere Straßen des mercantilen Verkehrs verzweigten sich bis hinab in das glückliche Arabien, wo die Königin von Saba ein reiches Volk beherrschte. Allenthalben an den Küsten Europas und Afrikas hatte der phönicische Handel Colonien, Factoreien, Comptoire und Magazine. Sehr bedeutend waren die Fabriken von Tyrus, seine Glasmanufacturen, seine Silberschmieden, seine Purpurfärbereien, weithin berühmt und gesucht seine Bauleute.

Die Stadt zerfiel in eine ältere Hälfte, die auf einer vorspringenden Landzunge des Festlands sich ausbreitete, und in eine Neustadt, die auf zwei durch einen Damm verbundenen Inseln vor jener lag. Die Altstadt zog sich fast eine Meile am Ufer hin, die Neustadt, welche sehr eng gebaut war, hohe Häuser hatte und gegen das Land hin durch Mauern von 150 Fuß Höhe geschützt wurde, hatte einen Umfang von einer halben Meile. Hier befanden sich zwei Häfen, einer im Norden und einer im Süden, bei dem sich die Schiffswerfte erhob, der Königspalast und die Tempel des Melkarth und der Astarte, strahlend von Gold und köstlichen Steinen, bewohnt von zahlreichen Priestern und Hierodulen.

In dieser Gestalt erhielt sich die Handelsmetropole Vorderasiens Jahrhunderte hindurch. „Wie Wolken", sagt der Prophet, „wie Tauben zu ihren Häusern fliegen die Schiffe von Tarschisch, die Schiffe von den Inseln daher. Die Menge der Kameele und

Dromedare kommt aus Midian und Epha, und aus Saba bringen sie Gold und Weihrauch."

Und an einer andern Stelle heißt es: „Du wurdest sehr mächtig, Tyrus, inmitten der Meere. Lyder und Lybier dienen in dir als Kriegsleute. Schilde und Helme hängen sie an deine Mauern. Deine Heeresmacht steht rings auf den Wällen, und Gewaltige sind auf allen deinen Thürmen. Tarschisch verkehrt mit dir, mit Silber, Eisen, Zinn und Blei erfüllt es deine Märkte. Javan (Jonien), Tubal und Mesech (Länder am Schwarzen Meer) sind deine Handelsfreunde, mit Menschenseelen und Erzgeräth treiben sie Tausch mit dir. Die aus dem Hause Thogarmas (Armenien) bringen Rosse und Maulesel auf deine Messen. Die Söhne Dedans (Araber am persischen Golf) sind deine Handelsfreunde, sie bringen dir als Gaben Elfenbein und Ebenholz. Syrien steht im Verkehr mit dir wegen der Menge der Waaren, die du erzeugst, es kauft auf deinen Märkten Smaragden und Purpurgewänder, Stickereien, feine Leinwand, Korallen und Agate. Juda und das Land Israels sind deine Abkäufer, sie bringen dir Weizen und Backwerk, Honig und Oel und Balsam. Damaskus führt dir Wein von Helbon und weiße Wolle zu. Glänzendes Eisen, Cassia und Kalmus kommen auf deine Märkte, Arabien und die Fürsten von Kedar besuchen sie mit Heerden von Schafen und Widdern und Ziegen. Haran und Kanneh und Eden (Mesopotamien), die Kaufleute von Scheba, Assur und Chilmad treiben mit dir Handel in allerlei Dingen, kostbaren Gewändern, blauen und gestickten, Kisten voll Brocat, mit Stricken gebunden und von Cedern gemacht. Die Schiffer von Tarschisch sangen von dir auf deinem Markte, und so wurdest du gepriesen inmitten der See."

Und wieder an einer andern Stelle lesen wir von der Gestalt der Stadt: „Deine Baumeister haben dich zur vollendeten Schönheit gemacht." Und von der Pracht der Schiffe heißt es: „Ihre Borde sind von Cypressen und ihre Masten von Cedern des Libanon. Aus den Eichen von Basan machen sie ihre Ruder, aus Elfenbein ihre Bänke. Feines Leinen mit Stickerei aus Aegypten hissen sie als Segel auf, blauen und rothen Purpur aus Elischa (Elis) breiten sie als Dach darüber."

Inmitten aber der „kronenspendenden Stadt, deren Kaufleute Fürsten und deren Händler die Geehrten der Erde waren", thronte „wie ein Gott auf einem Götterstuhl, wie in Eden, dem Gottesgarten, der König mitten im Meer. Edelsteine waren sein Baldachin, Karneol, Topas und Diamant, Karfunkel und Gold, und an sich trug er die Kunstwerke seiner Geschmeidekasten. Seine Kleider dufteten von Myrrhen und Aloe und Cassia, in Elfenbeinpaläsien erfreute ihn das Harfenspiel. Königstöchter waren seine Kammerdamen, zu seiner Rechten stand die Königin in Gold von Ophir. In golddurchwobnem Gewande, auf schön gewirkten Teppichen wurde sie ihm zugeführt, Jungfrauen, ihre Gespielinnen, in ihrem Gefolge."

An diesen Preis der tyrischen Königsstadt knüpften die Propheten Ahnungen von Unheil und Weissagungen gänzlichen Unterganges. Allein es hat lange gewährt, ehe sie sich erfüllten. Nebukadnezar belagerte Tyrus, gewann aber nach dreizehnjähriger Belagerung nur die schwächere Altstadt. Alexander nahm auch die Inselstadt ein und ließ zweitausend der Besiegten kreuzigen und den Rest in die Sklaverei verkaufen. Aber schon nach wenigen Jahrzehnten hatte das zähe Volk sich wieder erholt, und wenn auch der Handel sich allmählich von hier nach Karthago zog, war Tyrus doch noch zu Strabos Zeit eine große und reiche Stadt, die namentlich durch ihre Purpurfärbereien Bedeutung hatte.

Jetzt ist Tyrus ein stilles Städtchen von etwa viertausend Einwohnern, die größtentheils Motuwalis sind. Von der Altstadt ist nur eine Anzahl von halbzerstörten Grabmälern übrig. Sie wurde von Alexander niedergerissen und mit ihrem Schutt ein Damm nach der Inselstadt hinüber gebaut. Die Südhälfte der letzteren ist theils Schafweide, theils nackter Fels, theils Begräbnißplatz der heutigen Stadt. Der nördliche Hafen ist zusammengeschrumpft und versandet, der südliche ganz verschwunden. Wo einst Hunderte von Schiffen ankerten, sieht man jetzt nur einen oder zwei kleine Küstenfahrer, die Libanontabak und Holzkohlen laden. Die Stätte der Tempel, des Königspalastes ist schwerlich mit dem Grabscheit, geschweige denn mit dem Auge zu finden. An die Purpurfabriken erinnern

nur noch die Purpurschnecken, welche die Brandung gelegentlich an das Gestade wirft. Nur das Mittelalter hat in den Ruinen einer gothischen Kirche ein Zeugniß zurückgelassen, daß Tyrus noch in dieser Epoche wohlhabend und strebsam war.

Beim Weiterritt passirten wir eine Stunde nordöstlich von der Stadt an dem im Gebirge gelegenen Dorfe Hanajeh vorüber, in dessen Nähe sich die Nekropole von Alttyrus befindet. Während der Dragoman in Sur zurückgeblieben war, um Proviant zu kaufen, versuchte ich mit dem Marouiten das sogenannte Grab Hirams und die ägyptische Gedenktafel aufzufinden, die hier zwischen den Felsen zu sehen sein soll. Ich entdeckte zuerst nur einige Felsenkammern, welche Leichen enthalten haben mögen, dann aber auf einer Anhöhe, von Gestrüpp umgeben, ein längliches Viereck von Quadern, etwa 15 Fuß hoch und 24 Fuß lang, unten von einem breiten Rande oder einer Stufe umgeben und oben nach Osten hin abgeschrägt. Von Skulpturschmuck war nichts zu entdecken, ebensowenig von Inschriften. Ob das Bauwerk das genannte Grabmal ist, weiß ich nicht zu sagen. Länger zu suchen schien nicht gerathen, da mein Begleiter Zeichen von Aengstlichkeit gab, und alle diese Gegenden wirklich stark im Geruch stehen, von einsamen Reisenden gewaltsam Tribut zu erheben.

Wieder in die Ebne hinabgestiegen, gelangten wir nach einer halben Stunde an ein breites buschreiches Thal, aus dem ein großer klarer Fluß, der Litany oder wie er in seinem untern Lauf genannt wird, der Aschmijeh hervorströmt. Es war der größte Fluß, den ich bisher seit dem Jordan in Syrien gesehen, und jetzt mit einer Fülle blühender Oleandersträucher geschmückt. Wir überschritten ihn auf einer hochgewölbten Bogenbrücke, nicht fern von der sich die Trümmer eines mittelalterlichen Kastells zeigten. Nachdem wir einen Bergvorsprung überklettert, der den Fluß auf der rechten Seite bis nahe ans Meer begleitet, kamen wir in eine wüstliegende Strandebne, auf der wir links vom Wege mehrere Pfeiler bemerkten, die der Rest eines alten Bauwerks zu sein schienen. Weiterhin passirte unsere Karavane besser angebaute, von mehreren schönen Gebirgsbächen durchrauschte Gegenden, in denen die Dörfer bis in die Ebne

herabstiegen, und etwa fünf Stunden nachdem wir den Aschmijeh überschritten, langten wir vor den Thoren des hochgebauten, von dichten grünen Baumgärten eingefaßten Saida an, welches nach Beirut unzweifelhaft die volkreichste und anmuthigst gelegene Stadt dieser Küste ist, wenn es auch wohl keinen Vergleich mit dem alten Sidon aushalten würde, dessen Stätte es einnimmt. Letzteres fiel im Alterthum durch Artaxerxes den Dritten. Als die Bürger sich den Stürmenden gegenüber verloren geben mußten, verbrannten sie sich selbst nach altsemitischer Sitte mit Weib und Kind. Im Mittelalter kam die Stadt, die sich auf dem Schutt der alten erhoben, in die Gewalt der Kreuzfahrer, die hier verschiedene Festungswerke anlegten und eine vor dem Hafen befindliche Klippe mit einem Kastell krönten, in welchem jetzt ein Theil der türkischen Garnison liegt. Im siebzehnten Jahrhundert hielt hier der prachtliebende und kunstsinnige Drusen-Emir Fachr Eddin Hof.

Wir blieben die Nacht in dem lateinischen Kloster, einem großen massiven Gebäude, dessen vierseitiger Hof mit Arkaden eingefaßt ist, welche offene Gänge tragen. Gastfreundschaft wie in den palästinensischen Klöstern war hier nicht zu finden, auch nicht für Bezahlung. Man wies uns in ein dunkles Gemach im zweiten Stock, über welchem eine Art Firma mit dem vielverheißenden Worte „Hotel" hing. Das Zimmerchen hatte an Geräth nur einen wackeligen Tisch und zwei Pritschen und schien seiner Zeit als Gefängniß gedient zu haben. Von Speise und Trank war keine Rede. Indeß machte Anad eine Küche ausfindig, verschaffte sich Brot und einige Eier, sowie eine Flasche Cyper, und so war wenigstens dem Nothwendigsten abgeholfen. Aus etlichen Brettern wurde eine dritte Bettstelle zu Stande gebracht, und da man nach neunstündigem Ritt unter syrischer Sonne in Betreff des Schlafens mit dem Wo und Wie nicht wählerisch ist, so war alle Unbequemlichkeit dieses Unterkommens bald in den Armen des Schlummers vergessen.

Am nächsten Tage nahmen unsre Strapazen ein rasches Ende. Zuerst am Strande hin, dann weiter landeinwärts und höher über der See ritten wir in etwa drei Stunden bis an den Nahr El

Nuwaleh, den größten Strom dieser Gegenden, der sich, von dichtem Gebüsch eingefaßt, aus einem breiten Thale hervordrängt und in mehrere Arme getheilt dem Meere zufließt. Das Gebirge zeigt hier zahlreiche große Dörfer, die meist von Drusen bewohnt sind, und sich inmitten der Terrassencultur, die sie mit ihren Feigen- und Olivenpflanzungen, ihren Weingärten und Maulbeeranlagen umgiebt, ungemein behaglich und freundlich ausnehmen. Diese Cultur begleitet den Reisenden bis nach Beirut, welches wir vier Stunden nach unserm Aufbruch vom Nahr El Nuwaleh erreichten, und wo wir in dem wohleingerichteten Hotel Bellevue außer der schönen Aussicht, welche die Firma verhieß, auch weniger ideale, aber für uns mit schönen Aussichten reichlich gesättigte Pilger erwünschtere Genüsse, z. B. eine wohlbediente Table d'hote mit angenehmer deutscher Gesellschaft, ein gutes Bad und ein comfortables Bett vorfanden und mit dem Eifer, den lange Entbehrung erzeugt, benutzten.

Der nächste Nachmittag brachte mich und den Leutnant, nachdem wir von dem getreuen Wachtmeister herzlichsten Abschied genommen, auf den russischen Dampfer Wladimir, mit dem wir nach Smyrna weitergingen, während unser Freund sich, zu welchem Zweck blieb Geheimniß, nach Aegypten zu begeben gedachte. Möge dem Guten die Reise leichter geworden sein, als die Tour von Thüringen nach Jerusalem.

Ende.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

1. Bilder ohne Heiligenscheine 1
2. Meerfahrt. — Korfu. — Syra. — Erinnerungen an Griechenland 14
3. Smyrna. — Alexandrien. — Die Chalifenstadt am Nil . . 48
4. Ein Derwischkloster und ein Methodisten-Campmeeting . . 118
5. Traumleben am Nil. — Eine Nacht unter den Pyramiden . 141
6. Von Alexandrien nach Jaffa. — Der Ritt nach Jerusalem . 190
7. Das preußische Hospiz. — Die Stadt und ihre Alterthümer 223
8. Sitten und Zustände Jerusalems. — Die Religionsparteien. — Die fränkische Gesellschaft 257
9. Der Jordan. — Das Todte Meer. — Kloster Mar Saba. — Bethlehem 326
10. Der Einzug des Großfürsten Konstantin. — Im Haram Esch Scherif 357
11. Von Jerusalem nach Nablus. — Türkisches Regiment. — Die Samariter 381
12. Die Ebne Esdrelom. — Nazareth. — Auf dem Karmel. — Drei Tage in Phönicien 414

Druck von Carl Marquart in Leipzig.

BOUND BY THE ... COMPANY

8503

HPa B9774w

Busch, Moritz

Eine Wallfahrt nach Jerusalem. Ed.3,rev.

DATE.	NAME OF BORROWER.

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

Do not remove the card from this Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU